H. Un.

21 mm

Baer

(9.

Bibl. Jesuitarum

<366279810700015

Bayer. Staatsbibliothek

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Unterhaltende Erzählung

merkwürdiger

Revolutionen und Empörungen,

Verschwörungen und Komplotte,

Schlachten und Belagerungen.

Für Leser aus allen Ständen.

Von

Samuel Baur,

Dekan der Diöceſe Alpeck,

und Prediger in Alpeck und Göttingen, bei Ulm.

Dritter Band.

Ulm, 1818.

Im Verlag der Stettiniſchen Buchhandlung.

Gemählde
der
merkwürdigsten Revolutionen,
Empörungen, Verschwörungen,
wichtiger
Staatsveränderungen und Kriegsscenen,
auch
anderer interessanter Auftritte
aus der Geschichte der berühmtesten Nationen.

Zur
angenehmen und belehrenden Unterhaltung
dargestellt von

Samuel Baur,
Dekan der Diöcese Alpeck,
und Prediger in Alpeck und Göttingen, bei Ulm.

Neunter Band.

Ulm 1818.
Im Verlag der Stettinischen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS
Bayerische
Staatsbibliothek
München

Innhalt.

Seite.

I. Die Eroberung Jerusalems durch die Kreutzfahrer. Im Jahr 1099. 1.

1. Wallfahrten nach Jerusalem. Peter der Einsiedler. Ursprung der Kreutzzüge. 1.

2. Erster Auszug nach Jerusalem. Schicksal der Armee. 8.

3. Neue Auswanderungen. Ein großes Heer sammelt sich in Asien. 14.

4. Eroberung von Nicäa und Antiochien. Ausschweifungen und Elend der Kreutzfahrer. 18.

5. Die Kreutzfahrer nähern sich Jerusalem. 29.

6. Beschreibung von Palästina und Jerusalem. 34.

7. Vorbereitungen zur Einnahme der heiligen Stadt. Rede Peters des Einsiedlers. 39.

8. Jerusalem wird stürmend erobert. 48.

9. Schröckliches Blutbad. Unmenschliche Grausamkeit der Kreutzfahrer. 54.

10. Das christliche Königreich Jerusalem. Gottfried von Bouillons Regierung und Tod. 61.

II. Der Laupenkrieg. Im Jahr 1339. 68.

1. Furchtbare Rüstungen gegen die Stadt Bern. 68.

2. Belagerung von Laupen. Vorkehrungen der Berner. 71.

3. Beschreibung der Schlacht. Die Berner erfechten einen entscheidenden Sieg. 76.

III. Türkische Belagerung der Insel Rhodus. Im Jahr 1522. 83.

1. Ursprung und frühere Schicksale der Johanniter- oder Rhodiser-Ritter. 83.

2. Rüstungen des Großmeisters Villiers gegen einen Angriff der Türken. 86.

Innhalt.

Seite.

3. Ankunft der Türken auf Rhodus. Tapferkeit der Belagerten. Muthlosigkeit der Türken. Soliman erscheint selbst. 92.
4. Die Türken unternehmen, ohne Erfolg, einen Generalsturm. 101.
5. Fortgesetzter Kampf und endliche Kapitulation. 106.

IV. Schwedische Kronrevolution. Im Jahr 1568. 114.
1. König Gustav Adolph führt in Schweden die erbliche Thronfolge ein. Unzufriedenheit mit dem Thronerben Erich. 114.
2. Prinz Erich stört die Eintracht in der königlichen Familie. König Gustavs Tod. 120.
3. König Erichs mancherlei verunglückte Heurathsversuche. 125.
4. Streitigkeiten Erichs mit seinen Brüdern. Gefangennehmung des Herzogs Johann. 132.
5. Grausame Ermordungen unschuldiger Edeln. Es äußern sich bei Erich Spuren des Wahnsinns. 136.
6. Herzog Johann erhält seine Freiheit wieder. Ausbruch einer Empörung. Erich wird gefangen genommen. 144.
7. Erichs Entthronung, Gefangenschaft und Tod. 154.

V. Empörung des Grafen Essex gegen die Königinn Elisabeth. Im Jahr 1601. 161.
1. Charakter der Königinn Elisabeth. Zahlreiche Freier derselben. 161.
2. Eitelkeit der Königinn; ihre Gefallsucht. 166.
3. Der Graf Essex, Elisabeths erklärter Günstling. 172.
4. Essex wird Vicekönig in Irland. Zustand dieses Reichs. Empörung daselbst. 177.
5. Essex verliert die Gunst der Königinn und wird verbannt. 184.
6. Geheime Verbindung gegen die Königinn. Die Empörung bricht aus. Ihre Folgen. 188.
7. Verurtheilung und Hinrichtung des Grafen Essex. 196.

Innhalt.

Seite.

8. Trauriger Gemüthszustand der Königinn Elisabeth. Ihr Tod. 200.

VI. Empörung der Ungarn gegen den Kaiser. In den Jahren 1701 bis 1710. 207.

1. Unzufriedenheit der Ungarn mit der Regierung Kaiser Leopolds des Ersten. Sie rebelliren unter dem Grafen Tökely. 207.

2. Mancherlei Ursachen der allgemeinen Unzufriedenheit. Verfolgungen der Protestanten. 215.

3. Der Fürst Rakoczy stellt sich an die Spitze der Mißvergnügten. Sein Manifest. Ausbruch der Empörung. 220.

4. Fruchtlose Unterhandlungen mit den Mißvergnügten. Kriegerische Ereignisse im Jahr 1704. 227.

5. Kaiser Joseph der Erste bietet nach seines Vaters Tode den Ungarn Frieden an. Wachsende Macht des Fürsten Rakoczy. 234.

6. Der Kaiser nimmt Siebenbürgen in Besitz, Rakoczy spielt aber in Ungarn den Meister. Fruchtlose Unterhandlungen. 242.

7. Waffenstillstand. Unterhandlungen zu Tyrnau. 247.

8. Neuer Ausbruch der Feindseligkeiten. Feldzug im Jahr 1706. 253.

9. Der Feldzug im Jahr 1707. Schlimme Lage der kaiserlichen Armee. Siebenbürgen dem Abfalle nahe. 259.

10. Rakoczy wird Fürst von Siebenbürgen. Die Kaiserlichen behaupten sich gegen ihn in diesem Fürstenthum, verlieren aber in Ungarn. 268.

11. Der Feldzug im Jahr 1708. Die Schlacht Trenczyn. 275.

12. Schlimme Lage der Konföderirten. 282.

13. Begebenheiten im Jahr 1709. Der Kaiser erhält die Oberhand. 287.

14. Gänzlicher Verfall der Konföderation. Aussöhnung mit dem Kaiser. 298.

VII. Unruhen in Hamburg. In den Jahren 1707 und 1708. 309.

1. Der Pöbel in Hamburg stört die öffentliche Ruhe und widersetzt sich dem Magistrat. 309.

Innhalt.

Seite.

2. Ankunft einer kaiserlichen Kommission und einer militairischen Macht. Wiederherstellung der Ordnung. 313.

VIII. Verschwörung in Portugal. Im Jahr 1757. 319.

1. Portugal in der ersten Hälfte des achtzehenten Jahrhunderts. Carvalho's Bildungsgeschichte. 319.

2. Reformen des Ministers Carvalho. Seine Kämpfe gegen den Adel und die Jesuiten. 325.

3. Erdbeben in Lisabon. Aufruhr zu Porto. 333.

4. Fortwährende Streitigkeiten mit den Jesuiten. Demüthigungen derselben. 342.

5. Unzufriedenheit des hohen Adels mit der Regierung. Geheime Verbindung mit den Jesuiten. 347.

6. Mörderischer Anfall auf den König. Betragen des Ministers. 354.

7. Gefangennehmung der Verschwornen. Verurtheilung derselben. 360.

8. Schauerliche Hinrichtung der Verschwornen. 367.

9. Vertreibung der Jesuiten aus allen portugisischen Ländern. 372.

10. Apologie der Jesuiten. Unschuld der Verschwornen. Carvalho's Tod. 383.

Bayerische
Staats-Bibliothek
MÜNCHEN

I. Die Eroberung Jerusalems durch die Kreutzfahrer.

Im Jahr 1099.

I.

Wallfahrten nach Jerusalem. Peter der Einsiedler. Ursprung der Kreutzzüge.

Es ist dem menschlichen Geiste natürlich, eine Art von Ehrfurcht und Liebe für diejenigen Oerter zu fühlen, welche der Aufenthalt irgend einer berühmten Person, oder der Schauplatz einer großen Begebenheit gewesen sind. Daher die Begeisterung, womit die Gelehrten noch jetzt unter den Ruinen Athens und Roms wandeln; und daher auch die abergläubische Ehrfurcht, womit die Christen, seit den ersten Zeiten der Kirche, die Gegenden zu besuchen pflegten, wo ihre Religion entsprungen war. Keine Stadt betrachteten sie mit grösserer Ehrfurcht, als Jerusalem, wo der Messias zur Erlösung derer gestorben war, die an ihn glauben.

Schon in den ersten Jahrhunderten wallfahrteten die Christen bald in die Nähe bald in die Ferne an Orte, die entweder ihrer heiligen Bilder wegen, oder aus sonst einer Ursache berühmt waren. Unstreitig verdienten diejenigen Pilgrime, welche nach Jerusa-

lem wallten, am wenigsten getadelt zu werden. Die Stätte, wo Christus unter so merkwürdigen Umständen lebte und getödtet wurde, mußte für alle fromme Gemüther ein ungemein wichtiger Ort seyn. Daher zogen schon zu Karls des Großen Zeiten ganze Schaaren nach Palästina, um die denkwürdigsten Plätze dieses heiligen Landes zu besehen, und dort einer besondern Andacht obzuliegen. Da eine so entfernte Wallfahrt nicht ohne beträchtliche Kosten, Beschwerden und Gefahr gemacht werden konnte, so schien sie überdieß verdienstlicher als alle übrigen, und wurde bald für hinlänglich gehalten, um fast jedes Verbrechen zu versöhnen. Hierzu kam noch eine Meynung, die gegen das Ende des zehenten und im Anfange des eilften Jahrhunderts in ganz Europa herrschte, und die Zahl sowohl als den Eifer der leichtglaubigen Pilgrime vermehrte. Man glaubte nemlich, daß nun die tausend Jahre, von denen Johannes in der Offenbarung redet, vollendet wären, und das Ende der Welt vor der Thür sey. Eine allgemeine Bestürzung bemächtigte sich der Christen, so daß eine unglaubliche Anzahl ihre Götter, ihre Freunde und Familie verließen, und als würden sie vom Verderben gejagt, nach dem gelobten Lande eilten, wo sie hofften, daß Christus plötzlich erscheinen würde, um die Lebendigen und die Todten zu richten.

Nichts schmerzte die Christen mehr, als daß das heilige Grab, und die übrigen durch die Gegenwart des Heilandes geheiligten Oerter, sich in den Händen der Unglaubigen befanden. Die Anhänger und Landsleute Mahomeds hatten sich frühe schon Palästina unterworfen, und die griechischen Kaiser, die überhaupt sehr gesunken waren, sahen sich nicht im Stande, es gegen einen so kriegerischen Feind zu beschützen. Jene störten indessen die eifrige Pilgrime

wenig,

wenig, welche mit jedem Tage nach Jerusalem ströhmten, sondern erlaubten vielmehr einem jeden, gegen Erlegung eines mäßigen Tributes, das heilige Grab zu besuchen, seine Religionspflichten auszuüben, und in Frieden zurückzukehren. Als aber die Türken, ein tatarischer Stamm, der ebenfalls der Lehre Mahomeds zugethan war, den Saracenen, um die Mitte des eilften Jahrhunderts, Syrien entrissen, uud sich Jerusalem unterworfen hatten: so erfuhren die Pilgrime tausenderlei Kränkungen von diesen grausamen Barbaren. Besonders wurde der Kalif Hakem als ein Nero beschrieben, welcher, der Sohn einer Christinn, den Verdacht, daß er selbst ein geheimer Christ sey, in dem Blute der Christen abwaschen wolle.

Eine solche Veränderung, die gerade mit der Erwartung des Endes aller Dinge, und der Hoffnung auf die Erscheinung Christi auf dem Berge Zion zusammentraf, erfüllte ganz Europa mit Empörung und Wuth. Jeder, der von Palästina zurück kam, erzählte die Gefahren, die er hatte überstehen müssen, um die heilige Stadt besuchen zu können, und beschrieb, wie sich's versteht, mit Uebertreibung die Grausamkeit und Schadenfreude der Türken, die, wie sich diese Eiferer ausdrückten, nicht nur das Grab des Erlösers durch ihre Gegenwart entweihten, sondern auch die heilige Geheimnisse an eben den Orten verspotteten, wo sie in Erfüllung gegangen, und wo in Kurzem der Sohn Gottes zum Weltgerichte erscheinen würde.

Schon der Pabst Sylvester der Zweite hatte die Christen, im Namen der Stadt Jerusalem, sehr ernstlich ermahnt, das heilige Land den Arabern durch die Waffen zu entreissen. Als nachher die Klagen über die Grausamkeiten der Mahomedaner gegen die

 Pil-

Pilgrime dringender wurden, foderte Gregor der Siebente die ganze Christenheit zu einem Heerzuge nach Asien auf, und wollte sich selbst an die Spitze der Truppen stellen, deren sich schon, wie er vorgab, fünfzig tausend gerüstet hatten. Allein der Strom ganz anderer durch ihn in Bewegung gebrachter Begebenheiten riß ihn selbst fort, und entzog den Augen seiner Zeitgenossen diesen Gegenstand. Was Gregor aufgeben mußte, nahm sein Nachfolger Urban der Zweite wieder vor. Ein solcher Kriegszug war ja das beste Mittel, die päbstliche Gewalt bis nach Asien zu verbreiten, dort zinsbare Fürsten zu haben, und sich zuletzt, es sey durch Gewalt oder durch Staatskunst, die griechische Kirche unterwürfig zu machen. Ueberdieß that der Himmel selbst seinen Willen deutlich kund, und bezeugte sein Mißfallen über den langen Aufschub eines so frommen Kriegszuges. Es geschahen eine Menge Wunder und Zeichen. Nordlichter, Erdbeben, Hungerzeiten, neue Krankheiten, Kometen und andere Lufterscheinungen — sagten diese nicht deutlich, daß der Herr über Europa zürne?

So wurden die Gemüther zu dem großen Vorhaben zubereitet, als unversehens ein Mann auftrat, der mit wunderbarer Kraft eine allgemeine Gährung hervorbrachte. Dieß war ein frommer Einsiedler aus der Picardie, Namens Peter von Amiens, insgemein Kukupeter genannt. Aus Gewissenstrieb hatte er die Welt verlassen, das Einsiedlerleben gewählt, nnd im Jahr 1093 eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe unternommen. Unter allen Pilgrimmen, welche zu dieser Zeit nach Jerusalem wallten, hatte keiner einen so warmen Kopf und eine so feurige, leicht entzündbare Einbildungskraft, wie er. Kein Wunder also, daß er Sachen zu sehen, und

Worte zu hören glaubte, die ein gesundes Auge nicht zu sehen, und einigesundes Ohr nicht zu hören pflegt. Ihm däuchte es nemlich, Christum selbst gesehen, und von ihm den Beruf erhalten zu haben, alle abendländische Christen zur Ausrottung der Unglaubigen aufzubieten. Da es vorauszusehen war, daß man ihm auf sein bloßes Wort hin nicht glauben würde, so versah er sich wohlbedächtlich mit Schreiben, die ihm der Patriarch von Jerusalem mitgab, und worinn die Sklaverey, unter welcher die armen Christen seufzten, rührend genug geschildert wurde.

Peter kam nach Rom, überreichte dem Pabste die Bittschreiben des bedrängten Patriarchen von Jerusalem, und machte ihm ein Mitleid erregendes Gemählde von der Lage der Christen und dem Schicksale der Pilger in Palästina, ja er zeigte einen vom Himmel gefallenen Brief vor, versicherte auch, Christus sey ihm im Traume erschienen, und habe ihm befohlen, die ganze Welt zur Befreiung des heiligen Grabes aufzubieten.

Das war ein Mann, wie ihn Urban brauchen konnte. Er trug ihm auf, die Gemüther vorzubereiten, und seine Sendung zu verkündigen, und theilte ihm zu seinem Berufe seinen Segen mit. Sogleich begann Peter sein Werk, und sein Aeußeres schon erregte Aufsehen. Ein großes Crucifix in der Hand, einen Strick um die Lenden, Haupt und Füße bloß, als ein armseliger Pilger gekleidet, durchzog der unansehnlich gebildete, vom Feuer der Inbrunst, das in seinem Auge glühte, und von Beschwerlichkeiten und Fasten abgezehrte Eremit, auf einem Esel Dörfer und Städte, und machte aller Welt seine Sendung und den Ruf Gottes bekannt. Seine strenge Lebensart, sein Tugendeifer, seine Uneigennützigkeit, seine Predigten gegen die Sünden erregten Aufsehen.

Er

Er predigte in Kirchen, auf Kreutzwegen und Heerstraßen mit siegender Volksberedtsamkeit, wie sie ihm seine eigene Empfindung und die Gelegenheit einflößten. Er fand den Weg zum Herzen. Man betrachtete ihn als einen Heiligen; selbst sein Esel genoß einen Theil der Hochachtung, die man dem Wundermanne zollte; man wurde ungedultig, daß man nicht sogleich die Schmach des Kreutzes mit Vertilgung aller Feinde desselben rächen konnte; man wußte nun Zeichen und Wunder richtig zu deuten, um seiner Sünden ledig zu werden.

In Jahresfrist hatte Peter Italien und Frankreich durchzogen; viel weiter aber reichte der Stoß, den er der Christenheit gab. Der Pabst vernahm mit Wohlgefallen die allgemeine Bewegung, welche der fromme Eremit hervorgebracht hatte; es fehlte jetzt nur noch an einer kleinen Berührung, um diese Bewegung zu einem gemeinschaftlichen Ziele hinzuleiten. Dieses gelang dem Pabst, auf der Kirchenversammlung zu Clermont in Auvergne im Jahre 1095, wobei die größten Prälaten, Ritter und Fürsten zugegen waren. Kaum hatte er vor dem versammelten Volke von den Drangsalen der Christen in Palästina; von den Grausamkeiten der Ungläubigen; von der Nothwendigkeit, jenen zu Hülfe zu eilen und diese auszurotten; von der Verdienstlichkeit eines zur Ehre Gottes geführten Krieges, und von den unbezweifelten Siegen zu sprechen angefangen; kaum hatte er allen, welche sich entschließen würden, einem so heiligen Feldzuge beizuwohnen, völligen Erlaß ihrer Sünden, und, falls sie vom Schwerdte der Feinde aufgerieben würden, den Himmel versprochen; als sich gleichsam unwillkührlich von allen Seiten tausend Stimmen vernehmen liessen, welche das Blut der Barbaren foderten. „Gott wills! Gott wills!

wills!" ertönte es von allen Seiten; Worte, die man für so merkwürdig, und so gewiß für die Folge einer göttlichen Eingebung hielt, daß sie als Wahlspruch auf die Kreutzfahne gesetzt, und als das Signal der Versammlungen und Schlachten bei allen nachmaligen Unternehmungen gebraucht wurden. Alles drängte sich herbei, um von den Händen des Pabstes oder der Bischöfe ein Kreutz von rothem Zeuge, das man auf sein Kleid heftete, zu empfangen; daher der Nahme der Kreutzzüge und der Kreutzfahrer, um damit die neue Art von Feldzügen und von Kriegsmacht zu bezeichnen. Wer das rothe Kreutz nahm, der erhielt eben dadurch gänzliche Befreiung von allen Arten der Büßung. Wer es aber einmal genommen hatte, der mußte sich auch, bei Strafe des Kirchenbannes, auf den Weg machen.

So unvernünftig das Vorhaben war, so allgemein ward es gebilliget. Eine Wallfahrt nach Jerusalem galt ja ohnehin für einen der größten Beweise der Frömmigkeit, und war als das kräftigste Heilsmittel im Gebrauch. Man glaubte, nichts könne Gott wohlgefälliger seyn, als die Befreiung des heiligen Grabes, und ob man schon Jesum Christum als gegenwärtig auf den Altären anbetete, so wollte man doch lieber in Palästina seine Fußstapfen, und die Denkmäler seiner Lehren anbeten.

Alles ward jetzt von heiliger Wuth erhitzt, denn die Meinung, daß die Ausrottung der Unglaubigen und die damit verbundenen Gefahren des Todes das höchste Verdienst wären, galt allgemein. Die Kriegslust verschlang alle andere Leidenschaften. Abentheuer hatten für jedermann unendlichen Reitz; was war nicht von der Tapferkeit einer unzähligen Menge Krieger zu erwarten, die unter der Fahne des Kreutzes fochten und auf welche Eroberungen konnte man sich

nicht

nicht in Asien Hoffnung machen? Für Leute, die schwer mit Schulden belastet, und den Verfolgungen ihrer Gläubiger, oder den Gewaltthätigkeiten ihrer Feinde blos gestellt waren, war es ohnehin schon ein großer Vortheil, daß ihre Personen und ihre Güter unter dem mächtigen Schutz der Kirche hinreichende Sicherheit fanden. Viele tausend ausschweifende Menschen endlich und Bösewichter, die nach den Kirchengesetzen eine lange und harte Bußübung zu übernehmen hatten, fanden in dem dargebotenen vollkommenen Ablaß eine Aussöhnung ihrer Verbrechen, die ihnen um so leichter und angenehmer war, da man ihnen dasjenige, was ihren Wünschen am meisten entsprach, zur Pflicht machte, den Krieg und die Eroberung. Gelang die Unternehmung, so schien ihr Glück in der Welt auf immer gesichert zu seyn; sollten sie sterben, so war ihnen die Märtyrerkrone in jener Welt versprochen. Frömmigkeit, Leidenschaft, Vorurtheil und Kleidung, alles stimmte zusammen, und die Vereinigung so vieler Ursachen erzeugte eine so wunderbare Auswanderung, daß es schien, Europa habe sich von seiner Grundfeste abgelöst, und wolle sich in einem Klumpen auf Asien stürzen.

2.

Erster Auszug nach Jerusalem. Schicksal der Armee.

Der Zug nach dem heiligen Lande ward auf den fünfzehenten August des Jahres ein tausend und sechs und neunzig festgesetzt. Alles, was Waffen tragen konnte, kam in Bewegung; einer warb den Andern an, oder munterte ihn auf. Dem Frommen zeigte man, falls auch das Schlimmste erfolgen sollte,

sote, den Himmel offen und die Märtyrerkrone mit Heiligenschein; dem Ehrgeitzigen grenzenlosen Ruhm auf einer, und Schmach auf der andern Seite, welche den erwarte, der nicht das Kreutz Christi auf sich nehme, und ihm nachfolge; dem Hochherzigen ein weites Feld für seine Tapferkeit; dem Habsüchtigen das Land, wo Milch und Honig fließe, das irdische Paradies, die Schätze der Unglaubigen, neue Königreiche, Fürstenthümer, Herrschaften; dem Menschenfreunde die Aussicht eines ewigen Friedens unter den Christen, wenn nun alle Fehden gegen Unglaubige zur Ausbreitung des Christenglaubens gehen, und alle wilde Friedensstörer dort ihr Spiel lobwürdig treiben könnten. Losen Leuten und lüderlichem Gesindel brauchte man keine Beweggründe vorzuhalten; sie waren ohnedies nur zu reisefertig. Der Aberglaube und die Schwärmerey hatten sonst noch einen großen Spielraum, und zeigten sich in sonderbaren Gestalten. Einige brannten sich das Kreutz in die Haut, andere hatten Erscheinungen, sahen und deuteten Wunder und Zeichen; Kreutze fielen vom Himmel den Leuten auf die Kleider; Engel schnitten sie ihnen in die Stirne. Kein Stand, kein Alter blieb von der Ansteckung dieser Krankheit frei. Wer sich aber etwa weigern wollte, kam in Gefahr, für furchtsam und für gottesvergessen gehalten zu werden.

In kurzer Zeit hatte sich ein Heer von dreimal hundert tausend Mann gesammelt, und unter diesen eine Menge Fürsten, Grafen und Ritter. Die meisten aus ihnen verkauften, um sich Waffen anzuschaffen, ihre in Europa gelegenen Güter an die Geistlichkeit, welche sich dadurch ungemein bereicherte.

Der erste Zug machte sich in drei Kolonnen auf den Weg. Der Eremit von Amiens, der bei dem

Volke

Volke in so hohem Ansehen stund, daß die Leute, um eine Reliquie von ihm zu besitzen, dem Esel, auf welchem er ritt, die Haare aus dem Schwanze rissen, setzte sich an der Spitze von mehr als hundert tausend Mann zuerst in Bewegung. Seine Mannschaft war das lüderlichste Gesindel, das man finden konnte, Leute ohne Zucht und Sitten, Landstreicher und Bettler. Kein Wunder daher, daß keine Schandthat war, die von diesem zügellosen Haufen nicht verübt wurde. Da der Zweck dieses sogenannten heiligen Krieges auf die Vertilgung der Feinde des christlichen Namens zielte, so erschlugen sie in den Rheingegenden, wo sie sich sammelten, alle Juden, die ihnen in den Weg kamen. Diese unglücklichen Menschen verschlossen sich, um den mordsüchtigen Händen der Kreutzfahrer zu entrinnen, in ihre Häuser, und erwürgten sich einander selbst. Mütter schnitten ihren Säuglingen die Hälse ab, und Männer und Väter ermordeten ihre Weiber und Kinder.

Da das ganze Unternehmen ein Werk des Unsinns, ohne Plan und Ueberlegung war, so hatte man an nichts gedacht, was zur Eröffnung eines Feldzugs und zur Fortsetzung eines so beschwerlichen und weiten Marsches nöthig war. Die Kreutzkrieger raubten also auf ihren Zügen, und schlugen jeden todt, der ihnen nicht gutwillig gab, was sie nöthig hatten. Wider ein so raubsüchtiges Gesindel verbanden sich die Völker endlich zur gemeinschaftlichen Vertheidigung, überfielen ihre Freibeuter, und schwächten in verschiedenen Niederlagen ihren Heereshaufen so sehr, daß der Eremit nur noch zwanzig tausend Mann übrig hatte, als er Konstantinopel erreichte.

Der griechische Kaiser Alexius zu Konstantinopel hatte den Pabst öfters um Hülfe gegen die Türken

ken gebeten, welche die Grenzen seiner Staaten bedrohten. Er schmeichelte sich bei dem Anzuge der Kreuzfahrer mit der Hoffnung, Hülfsvölker zu erhalten, die ihn in den Stand setzen würden, die Feinde zu vertreiben. Wie erschrack er aber, als er seine Länder von ausgelassenen Barbaren überschwemmt sah, die eben so wenig von Ordnung als von Kriegszucht wußten, und von noch größeren Schaaren hörte, die unter verschiedenen Anführern nachkommen sollten. Er nahm indessen die Horde sehr freundschaftlich auf, und wollte sie einsweilen, bis die übrigen Züge aus dem Abendlande anlangten, in seinen Staaten versorgen, weil er wohl voraussehen konnte, daß eine Armee von zwanzig tausend Mann viel zu schwach seyn würde, es mit den Türken, welche ganz Kleinasien in ihrer Gewalt hatten, aufnehmen zu können. Allein die Kreuzzüger erwiederten die Freundschaft des Kaisers mit schlechtem Danke. Kaum empfanden sie die Annehmlichkeiten des Vollaufs, der nach dem schröcklichsten Mangel noch reitzender wurde, so vergaßen sie bei Wollust und Wein des vorigen Jammers, und stürzten sich wieder in den Abgrund ihrer gewönlichen Laster.

Als sie gegessen und getrunken hatten, und satt waren, da wurden sie frohen Muthes, übersahen ihre Menge, berechneten ihre Kräfte, und wandten ihre neubelebte Stärke selbst gegen die Urheber derselben. In Konstantinopel und der Gegend umher plünderten sie fünf Tage lang, und verübten mehr Bosheit, als sich die Türken in ihren häufigen Streifereien um diese Stadt erlaubten. Sie erbrachen die Paläste und Lusthäuser auf dem Lande, und verjagten oder erschlugen alle, die sich ihrer Brutalität widersetzten. Sogar die Kirchen waren nicht sicher vor ihrer Entheiligung, sie drangen bis zu den

ehr-

ehrwürdigsten Heiligthümern durch; die kostbarsten Zierrathen und Geräthe wurden ihrer Habsucht zum Raub. Um des Bleies willen deckten sie Dächer ab, und verkauften es wieder selbst an die Griechen.

Der Kaiser Alexius bereuete jetzt seine Großmuth, und war darauf bedacht, die unruhigen und raubsüchtigen Gäste so bald als möglich los zu werden. Er versah sie mit Schiffen, auf welchen sie an das andere Ufer des Bosphorus setzten. General Peter sah sich also auf einmal in den Ebenen Asiens an der Spitze eines christlichen Heeres, das bereit war, den Unglaubigen eine Feldschlacht zu liefern. Der Sultan Soliman von Nicäa grief den wilden Schwarm an, und hieb ihn, fast ohne Widerstand, nieder, bis auf drei tausend Mann, mit welchen sich Peter noch zu rechter Zeit nach Konstantinopel rettete. Jedermann sah ihn hier als einen Unsinnigen an, der eine Menge Rasender zum Krieg angeworben hätte; allein sein fanatischer Enthusiasmus verließ ihn auch im Unglücke nicht. Er schob alle Schuld auf den Ungehorsam seiner Soldaten, die sich selbst hätten führen wollen. Gott hätte diese Räuber für unwürdig gehalten, zu Werkzeugen seiner Absichten zu dienen, und das Grab seines Sohnes zu sehen.

Ein eben so schlimmes Loos traf drei andere Kolonnen von Kreutzfahrern, die bald nach Petern zur Eroberung Jerusalems ausgezogen waren. Ein Priester aus dem rheinischen Deutschland, Namens Gottschalk, hatte in den umliegenden Gegenden etwa fünfzehn tausend Mann, lauter Lumpelgesindel und Pöbel geworben, und war hinter Peter hergezogen. Ein anderer Priester, Namens Volkmar, hatte einen gleich starken Haufen in Sachsen und Thüringen zusammen gebracht, und war durch Böhmen nach Ungarn

garn gezogen. Zugleich trat auch noch am Rhein ein Edler auf, der übrigens seiner Gewaltthätigkeiten wegen schon sehr berüchtiget war, Graf Emich von Leiningen. Er gab vor, göttliche Offenbarungen empfangen zu haben, die Schmach des Kreutzes Christi nicht blos an den Heiden, sondern auch an den Juden zu rächen. So fiel also die Wuth der blutdürstigen Barbaren zuerst auf die unglücklichen Nachkommen Abrahams. Als Soldaten Jesu Christi hielten sich die Kreutzzüger berechtiget, Rache an seinen Mördern zu nehmen; sie fielen daher über dieses unglückliche Volk her, und hieben ohne Barmherzigkeit einen jeden nieder, der sich ntcht der Taufe unterwarf; ihre Güter aber eigneten sich die Mörder als eine rechtmäsige Beute zu. In Baiern allein wurden zwölf tausend Juden niedergemacht, und viele tausend in andern deutschen Provinzen.

Da es nicht überall Juden gab, so plünderten die frommen Räuber, die nun einmal die Süßigkeit des fremden Gutes gekostet hatten, und unter keiner ordentlichen Mannszucht standen, überall ohne Unterschied, bis die Einwohner der Gegenden, die sie durchzogen, erbittert wurden, und ein schröckliches Blutbad unter ihnen anrichteten. Wenige von ihnen kamen viel weiter als nach Ungarn, wo sie theils ihrer Räubereyen und Gewaltthätigkeiten halber durch die Waffen der Landeseinwohner, theils aber durch Hunger und Elend aufgerieben wurden. Die Wenigen, welche in ihre Heimat zurück kamen, wurden mit Spott und Verachtung aufgenommen.

3.

Neue Auswanderungen. Ein großes Heer sammelt sich in Asien.

Es war noch kein Jahr verflossen, und schon hatten mehr als zweimal hundert tausend Menschen, meistens Franzosen und Deutsche, auf dem Marsche nach Jerusalem ihr Grab gefunden, ohne daß auch nur einer von ihnen das heilige Land gesehen hätte. Dieß konnte aber neue Schaaren nicht abhalten, den gefahrvollen Zug zu unternehmen. Am fünfzehnten August des Jahres ein tausend und sechs und neunzig brach der tapfere Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, an der Spitze von neunzig tausend Mann Lothringer, Deutschen, Friesen, Sachsen und Franzosen seinen Kriegszug nach Jerusalem an. Er hatte den berühmtesten und in Schlachten geübtesten Adel, viele Grafen, Ritter, Bischöfe und andere Herren bei sich. Sein gottergebener Sinn that seiner Tapferkeit keinen Abbruch, und seine Menschenfreundlichkeit ließ sich durch Erfahrung und Klugheit leiten. Er zog mit guter Ordnung durch Oberdeutschland, öffnete sich mit Güte den Weg durch Ungarn, und langte ohne Stöhrung in Thracien an. Ihm folgten verschiedene andere Heerhaufen unter erfahrnen Anführern, und erreichten auf verschiedenen Wegen dasselbe Ziel.

Der Kaiser Alexius erstaunte über die unzählbare Menschenmasse, die seine Staaten überschwemmte, und deren Versorgung mit Lebensmitteln ihm so ungebührlich zugemuthet wurde. Bald fieng er an, mehr von den Franken, wie seitdem die abendländischen Christen im Morgenlande heissen, als von den Türken in Asien zu fürchten. Indessen benahm er

sich

sich mit so viel Klugheit, als es die Umstände erlaubten, wäre aber doch beinahe in seiner eigenen Residenz feindselig behandelt worden, wenn nicht Gottfrieds Ansehen und die Sehnsucht Aller, recht bald nach Asien hinüber zu kommen, noch mit genauer Noth den Sturm abgewendet hätte. Es ward endlich unter Gottfrieds Vermittlung ein Vertrag geschlossen, in welchem der Kaiser das Heer mit Lebensmitteln zu versorgen versprach, und dafür von den Kreutzfahrern die eidliche Versicherung erhielt, daß er alle die Städte wieder erhalten sollte, die vor der Türken Ankunft ihm gehört hätten, sobald man sie erobert haben würde.

Es vergiengen drei Vierteljahre, ehe alle diejenigen in Kleinasien beisammen waren, welche Jerusalem erobern wollten. Im May des Jahres ein tausend und sieben und neunzig hatte sich endlich das ganze Kreutzheer an den Grenzen der türkischen Länder gesammelt. Eine ungeheure Menschenmenge, die man bald mit dem Schwalle von Nationen unter den Befehlen des Xerxes, bald mit den Sternen des Himmels, mit den Blättern der Bäume und den Pflanzen auf dem Erdboden verglich. Als man es musterte, fand man etwas über hunderttausend wohlgerüsteter Reuter, welche größtentheils von Adel und ritterlichen Standes waren, und den Kern des Heeres ausmachten. Doppelt so stark war die Anzahl der streitfähigen Fußgänger; und eben so stark als die Streiter waren der Zahl nach die Beiläufer an Geistlichen, Mönchen, Nonnen, Weibern, Kindern, Knechten und dergleichen Troß. In Summa belief sich das Heer auf sechsmal hundert tausend Mann.

Der Eremit Peter schloß sich mit dem kleinen Rest seiner Leute, die dem Schwerdt und dem Elend entgangen waren, ebenfalls an die neuen Ankömmlinge

linge an. Die Unglücklichen hatten bisher längs der Küste von Kleinasien ein unstetes Leben in Wäldern und Dörfern geführt, wo sie lieber vom Raub als von der Arbeit ihrer Hände sich nährten. Sie wollten ihren Landsleuten die Wege zeigen, die sie gegangen waren, und gelangten auf den Schauplatz ihrer Schande und ihres Unglücks, auf die Ebene, wo der Sultan Soliman von Nicäa ein so grausames Blutbad unter ihnen angerichtet hatte. Ein Jammervoller Auftritt für die Kreutzfahrer! Noch sah man das Gras von schwarzem oder verdorbenem Blute befleckt, auf der Erde Leichname zerstreut und in Haufen geschichtet, ausgedorrt oder verfault, je nachdem die Hitze oder Feuchtigkeit mehr oder weniger auf sie gewirkt hatte. Köpfe neben Rümpfen, zu denen sie nicht gehörten; Krieger in der Stellung, wie sie im Kampfe gefallen waren, mit dem Gesichte bald erdwärts, bald gen Himmel gerichtet; Knochen von Pferden mit den Ueberbleibseln der tapfersten Reuter vermischt; Trümmer von Harnischen, zerbrochene Schwerdter und Lanzen und Pfeile.

Diejenigen, welche in diesem Treffen ihren Tod nicht gefunden hatten, und jetzt da standen, rühmten ihre Thaten und sprachen unter einander: „Da stritten wir mit christlicher Tapferkeit gegen die Feinde Jesu, hier mußten wir der Menge weichen, dort war der Kampf am hitzigsten u. dgl. m.“ Alle schrieben den erlittenen Verlust der Uebermacht der Feinde und andern Unfällen zu, wobei sie keine Schuld hätten. Das fand aber bei den verständigen Anführern des neuen Heeres keinen Glauben. Sie sahen es deutlich ein, daß die Unbesonnenen die Schuld ihres Unglücks nur sich selbst beizumessen hatten, und damit sie durch gleichen Unverstand kein ähnli-

ches

ches verdienen möchten, suchten sie bessere Einrichtungen zu treffen.

Es war aber keine leichte Aufgabe, bei einer solchen Menschenmenge Disciplin und Ordnung zu handhaben. In der Zusammensetzung dieses Heers lag mehr als eine Ursache, die den glücklichen Fortgang seiner Unternehmungen erschwerte. Die mancherlei Völker, die in demselben zusammen geflossen waren, stimmten zwar in Ansehung ihrer Rüstung, und in Ansehung ihres, theils durch Rittergeist, theils durch Glaubenseifer belebten Muthes, ziemlich mit einander überein; sie blieben aber in Ansehung ihrer Sprache, ihrer Sitten und ihres Nationalcharakters, doch immer sehr von einander unterschieden. Die Franzosen würden, wenn sie auch nicht die stärksten der Zahl nach gewesen wären, doch den Ton anzugeben, und sich überall, bald durch ihre zuvorkommende Artigkeit der Sitten, bald durch ihre Geschmeidigkeit, bald durch ihre kühne Lebhaftigkeit, geltend und bedeutend zu machen gesucht haben. Unmöglich aber konnte es ohne Händel abgehen, wenn der Ungestümm der Deutschen dagegen anstieß, welche sich den Vorzug der Tapferkeit und Kriegserfahrenheit beilegten, oder der schlaue, argwöhnische und hitzige Italiäner entbrannte. Zänkereien und Uneinigkeit konnten unter solchen Umständen gar nicht entfernt bleiben.

So sehr die verschiedenen Nationen in ihrem Charakter gegen einander abstachen, so wenig stimmten die vornehmsten Anführer in ihrer Denkart überein. Es würde alle Operationen erleichtert und befördert haben, wenn Einem von ihnen der Oberbefehl übertragen worden wäre. Das geschah aber nicht. Jeder der Fürsten, welche ein eigenes Heer hergeführt hatten, blieb unabhängig, und verfuhr

nach seinem Gefallen. In wichtigen Vorfällen wurde ein allgemeiner Kriegsrath gehalten, wo aber mehr freundliche Vereinigung statt finden, als Befehl ergehen konnte. Ein päbstlicher Legat, welcher der Kreutzarmee folgte, führte nicht nur über die Kirchensachen, sondern auch über die Sittenpolicey, die Aufsicht.

Der Kaiser Alexius, der in diesen ungeheuren Menschenhaufen kein ganz ungerechtes Mißtrauen setzte, hielt es nicht für rathsam, sich seinem Versprechen nach, an die Spitze desselben zu stellen, und es ansenlich zu verstärken. Er ließ blos einen seiner Generale, welchem einst wegen begangener Verbrechen die Nase abgeschnitten worden war, mit zwei tausend Mann, mehr Kundschaftern als Kriegern, zum Heere stossen.

4.

Eroberung von Nicäa und Antiochien. Ausschweifungen und Elend der Kreutzfahrer.

Asien war zu jener Zeit, wie Europa, in eine Menge von kleinen Staaten getheilt, die zu einem oder dem andern größeren gehörten. Die türkischen Fürsten zahlten einen geringen Tribut an die Kalifen, waren aber im Grunde ihre Herren; und die Sultane, die sehr zahlreich waren, schwächten das Reich Mahomeds noch mehr durch unaufhörliche Kriege unter einander, die eine unausbleibliche Folge ihrer getheilten Macht waren. Die Kreutzfahrer wären also bei ihrer großen Menge hinreichend gewesen, ganz Asien zu überwinden, wenn sie unter Einem Haupte vereinigt gewesen, oder ihre Heerführer nach einem gemeinschaftlichen Plane gehandelt hätten

ten. Indessen ihr schwärmerischer Eifer, ihre Tapferkeit und ihre unwiderstehliche Macht brachten sie doch vorwärts, und führten sie, trotz aller Hindernisse, trotz dem Mangel an Lebensmitteln, den unaussprechlichen Beschwerden, und dem Einflusse eines ungewohnten Himmels, dem großen Ziele ihrer Unternehmung entgegen.

Die Feindseligkeiten gegen die Unglaubigen nahmen in der Mitte des Maimonats 1097 ihren Anfang. Aus der Gegend von Nicodemien rückte das Heer vor, und belagerte Nicäa, die Hauptstadt von Bithynien und den Sitz eines Sultans. Diese durch eine Mauer und durch einen See gedeckte große Stadt, mußten die Anführer der Kreutzarmee, um ihren Rücken zu sichern, in ihrer Gewalt haben. Nach dem lebhaftesten Widerstande gelang es ihnen, dieselbe am zwanzigsten Junius zur Uebergabe zu zwingen. Von hier aus rückte das Heer in Phrygien vor, schlug nach einem großen Verluste den Sultan Solyman bei Dargläum in die Flucht, und lernte Feinde kennen, deren persönlicher Muth dem ihrigen gleich kam, deren Art zu fechten aber sie fast unüberwindlich machte. Der Sultan verödete das Land weit und breit, besetzte, was er haltbar glaubte, beunruhigte die Franken von weitem her noch einige Zeit, mußte sie aber endlich doch weiter auf der geraden Heerstraße ruhig fortrücken lassen. Sie zogen hierauf durch gebürgige verödete Gegenden, ohne einen Feind vor sich zu finden; dagegen hatten sie mit Hunger und Durst, und mit den Unbequemlichkeiten der heissen Jahrszeit zu kämpfen. Es fehlte in diesen Gegenden an Lebensmitteln, und sie in hinlänglicher Menge nachzuführen, war unmöglich. Der Quellen und Bäche gab es so wenige, daß die von der Sonnenhitze gebratenen, bis zum Verschmachten dür-

durstigen Leute, über das erste Wasser, das ihnen aufstieß, mit solcher Unmäßigkeit herstürzten, daß viele von ihnen auf der Stelle ihre Gesundheit oder wohl gar ihr Leben einbüßten. An manchem Tage wurden fünf bis sechs tausend Menschen ein Opfer dieses schröcklichen Marsches.

Als der Herbst zu Ende gieng, drang das Heer in Syrien ein, und entschloß sich, die große und sehr feste Hauptstadt Antiochien zu belagern, ehe der Feind aus Oberasien Hülfe senden könnte. Das Heer hatte aber schon sehr gelitten, und war mit der Kunst zu belageru wenig bekannt. Es konnte daher die Stadt weder ganz einschließen, noch mit gehörigem Nachdruck angreifen, und die Belagerung zog sich sehr in die Länge.

So viel Ursache die Kreutzfahrer hatten, mit vereinter Kraft die Einnahme der Stadt zu beschleunigen, so wenig thaten sie es. Die Kriegszucht erschlaffte, und sie fiengen an, nach ihrer Vorgänger Weise zu leben. Jeder verfuhr nach seinem Gutdünken, und hatte die Freyheit, sich Nahrung zu verschaffen, wo er sie fand. Die Gierigkeit zeigte sich überall thätig, und in Kurzem gab es nichts mehr zu hohlen. Die Belagerten, welche ihre Anstalten insgeheim machten, oder ihren Widersachern eine Sicherheit einflößen wollten, von der sie Nutzen zu ziehen hofften, blieben lange in einer Ruhe, deren Schein nur so leichtgläubige Soldaten, als die Kreutzfahrer waren, verführen konnte. Man sah niemand auf den Mauren oder Thürmen, man hörte kein Kriegsgetöse; in der Stadt schien idie Stille des Schmerzes und der Bestürzung zu herrschen. Die Belagerer wähnten, ihre Feinde dächten schon auf eine Uebergabe, und benutzten diesen Wahn. Sie verbreiteten sich weit und breit herum, mit und ohne

Waffen,

Waffen, einzeln und in Rotten, verwüsteten was die Vorsicht der Unglaubigen verschont hatte, wühlten in den verborgensten Winkeln, um etwa die versteckten Weine und Lebensmittel aufzuspüren, und überließen sich allen Ausschweifungen der Unmäßigkeit. In wenigen Tagen war der Vorrath von etlichen Monaten verschlungen, die Kriegszucht verfiel, und alle Laster, welche der Ueberfluß nach sich zieht, schlichen sich im Lager ein.

Man gab sich die Mühe nicht, das Lager zu bewachen, und wenn es geschah, so standen Trunkenbolde auf den Posten, welche bald in den tiefsten Schlaf fielen. Bei ihrem Wohlleben ordneten sie ihre Speisen nach dem köstlichsten Geschmacke, sie wählten nur die leckerhaftesten Bissen, und überließen eine derbe Speise den Hunden und Würmern. Statt stärkender Leibesübungen stellten sie weibische Zeitvertreibe an, und wollüstige Tänze und Spatziergänge in den reitzvollen Blumengefilden um Antiochien. Bald war das Lager nichts mehr als ein Aufenthalt von Banditen und Sybariten. Die Weiber des Landes vermehrten die Anzahl derer, welche aus Europa mitgekommen waren. Ohne Zurückhaltung und Reue überließ man sich der zügellosesten Wollust. Dieses schröckliche Sittenverderbniß nahm, trotz des Verbots der Heerführer und der Ermahnungen der Geistlichen, immer mehr zu, bis eine unerwartete Veränderung sie aus dem weichlichen Schlummer zu kriegerischer Thätigkeit weckte.

Die Betäubung in Antiochien, in welche die Einwohner versenkt zu seyn schienen, hörte endlich auf, und ihr Erwachen war eben so schröcklich, als ihr Schlaf erkünstelt gewesen war. Plötzlich stürzten sie zu allen Thoren heraus, fielen in das nachläßig bewachte Lager, nahmen Waffen, Fahnen und

Soldaten mit sich fort, verbreiteten sich in die Ebene, führten die Futterholenden als Gefangene in die Stadt, und erschlugen alle, die sich zur Gegenwehr stellten. Manchmal schlichen sie heimlich und still aus der Stadt, schleppten die Weichlinge, die sie in Gärten oder Gebüschen antrafen, mit sich fort, und vergällten ihnen den Honig des Vergnügens durch den Wermuth der Sklaverey.

Häufige Auftritte dieser Art erweckten Schaam und Entsetzen, und machten die Kreutzfahrer behutsamer. Aber ihre Lage wurde immer drückender, denn was Bogen und Schwerdter der Unglaubigen nicht thaten, das vollendeten die Elemente der Natur Der Winter war außerordentlich regnerisch, und von den Bergen herab strömten Bäche ins Thal, wo das Lager stand. Menschen, Pferde und Gepäcke konnte man nicht mehr in das Trockene bringen; die Gewalt des Wassers warf die Gezelter um, und rieß Kleider und Rüstung mit sich fort. Diese schädliche Feuchtigkeit und Kälte verursachte bösartige Fieber, und ganze Haufen wurden davon hingerafft. Wer den Krankheiten entgieng, hatte noch einen fürchterlicheren Feind zu besiegen. Das Land war nun so verwüstet, daß es nichts mehr liefern konnte. Die Zufuhr war wegen des strengen Winters theils unmöglich, theils den Kapereyen der Türken ausgesetzt. Aus Mangel an Futter, oder aus Fleischbegierde der Reuter fielen im Lager vor Antiochien gegen acht und fünfzig tausend Pferde; die wenigen Tausende, welche übrig geblieben waren, konnten wegen Magerkeit und Schwäche auch die kleinsten Dienste nicht mehr verrichten. So trug alles zur Verwüstung des Lagers bei; man fand keinen Ort mehr, wo man die Leichname hätte einscharren können, und als man die

Pflicht der Beerdigung versäumte, wurde die Seuche vergrößert.

Jetzt empfanden Tausende, die so fröhlich ihr Vaterland verlassen hatten, die bitterste Reue, und viele verließen heimlich das Lager, wo auf allen Seiten der Tod wüthete. Selbst Peter von Amiens, das thätigste Werkzeug der ganzen Unternehmung, befand sich unter den Ausreissern. Seine Geduld hatte wider jede Beschwerde, wider Hunger und Elend bisher ausgehalten, allein nun ward ihm die Jammerbürde zu schwer. Durch Erfahrung belehrt, konnte er sich endlich überzeugen, daß die Vorsehung, deren unmittelbares Werkzeug er zu seyn wähnte, sich nicht immer bestreben würde, seinen Absichten zu dienen; daß dieser Krieg nicht so heilig wäre, als er gepredigt hatte; daß die Kreutzsoldaten, wie alle andere Krieger, dem Wechsel des Glücks ausgesetzt wären, nnd nicht siegen würden, als wenn Anzahl oder andere Umstände die Oberhand über die Feinde gäben. Das Herz brach ihm vollends, als der größte Haufen des Heeres in Schmähungen gegen ihn ausbrach. Seine Eigenliebe litt gewaltig, daß er bei dem Volke, dessen Seele er zu seyn gehofft hatte, fast für nichts mehr gerechnet wurde. Als sich zu dem täglichen Verdrusse die Schrecken des Hungers, die Furcht vor der Seuche, und wohl auch der Anblick der herrschenden Zügellosigkeit gesellte, so besorgte er, Gott habe seine Hand von einer so abscheulichen Schaar abgezogen, und so machte er sich eines Abends heimlich davon. Sobald seine Flucht bemerkt wurde, setzte man ihm nach, und brachte ihn zurück. Vorwürfe und Spott wurden in reichem Maaße über ihn ausgegossen, und im Angesichte der ganzen Christenschaar mußte er schwören, sein Gelübde zu erfüllen, und die Unternehmung nicht aufzugeben, bis das heilige Grab erobert wäre.

Sieben Monate hatten die Kreutzfahrer unter namenlosem Elend vor Antiochien zugebracht, als endlich am dritten Junius des Jahres ein tausend und acht und neunzig die Stadt durch Verrätherey in ihre Hände fiel. In einer stürmischen Nacht hatten sie, von einem feindlichen Anführer geleitet, die Mauren erstiegen, und als der Tag anbrach, erschallten in den Straßen der eroberten Stadt die Trompeten zum schröcklichen Freudengeschrey „Gott wills!“

„Gott wills!“ Das war jetzt die Losung zu einem schröcklichen Blutbade. Die Türken erwachen, und stürzen wehrlos und halb nackend aus ihren Wohnungen hervor, dem wüthendsten Tode entgegen. Sie fliehen in die Thürme, eilen zu den Thoren, suchen in ihren Häusern Zuflucht, und finden überall den Tod. Verschiedene fassen Muth, lassen sich in ein Treffen ein, und fallen mit Ehren. Der grauende Morgen, das gräßliche Geschrey, die tödtende Wuth, die Betäubung der Schläfrigkeit, alles setzt sie in die größte Verwirrung und Angst. Schon steigt der grimmige Würger über Haufen von Leichnamen, watet im Blute daher, und dringt mit raubgieriger Wuth in die Häuser, als sich die Christen in der Stadt, welche bisher mit den Türken gleiches Schicksal hatten, durch das Absingen geistlicher Buslieder zu erkennen gaben, und Schonung erhalten. Einige mischen sich unter die Kreutzfahrer, und nehmen am racheschnaubenden Niederwürgen Theil. Sie bezeichnen ihre Thüren mit dem Kreutze, und die Mörder gehen vorüber. Die übrigen Wohnungen werden Schlachtbänke, wo alles was lebt, ohne Unterschied des Alters, Standes und Geschlechts fallen muß, ohne daß wimmernde Unschuld oder flehende Schönheit, oder goldreiches Anerbieten den Arm des Mörders zurückhält.

Als der übrige Theil des Heeres, der inzwischen das Lager deckte, und von allem, was in der Stadt vorgieng, nichts als den Lärmen vernahm, die Siegesfahne auf dem höchsten Thurme wehen sah, so rannte er auf die Stadt zu, und fand kein Geschäft mehr, als von der Beute zu rauben. Den Verlust, welchen die Türken während der Belagerung und bei der Einnahme erlitten, schätzen einige Schriftsteller auf hundert tausend Menschen.

Antiochien war nun zwar erobert, allein die Bergfestung bei der Stadt, die mit vielem Kriegsvolk besetzt war, befand sich noch in den Händen der Türken. Ueberdieß rückte der Sultan von Rum mit einem Heere gegen die Kreutzfahrer an, das ihnen in allem Betracht überlegen schien. Sie mußten sich in die Stadt einsperren, und erdulteten nun größere Noth als jemals. Eine fürchterliche Hungersnoth entstand in der Stadt, selbst die Entschlossensten sahen nichts als den Märtyrertod vor Augen, und die Muthlosigkeit gieng bei manchen in Verzweiflung über. Viele suchten heimlich aus der Stadt zu entkommen, und entflohen wirklich; viele andere weigerten sich gegen die Feinde zu fechten; eine beträchtliche Anzahl von Menschen rieb der Hunger auf.

Um den gesunkenen Muth des Volks wieder zu beleben, setzte man alle möglichen Triebfedern in Bewegung. Ein lombardischer Priester trat auf und verkündigte, daß ihm längst schon der heilige Ambrosius erschienen wäre, den Kreutzzug für ein Werk Gottes erklärt, und die Eroberung der heiligen Stadt im dritten Feldzug verheissen hätte. Gleich nach ihm erschien ein zweiter Priester, dem Christus selbst noch spätere Verheissungen mitgetheilt haben sollte, und erbot sich zum Erweise seiner Angabe, entweder von einem Thurme zu springen, oder in's Feuer zu gehen,

hen, oder sich den Kopf abhauen zu lassen, ohne daß es ihm schaden solle. Man war zufrieden, daß er seine Aussage feierlich beschwur. Die Verzweiflung gieng in Heldenmuth über. Die Fürsten schwuren, die Unternehmung nicht aufzugeben; Ritter und Gemeine folgten nach. Man bereitete sich wie zum Tode; alles ward versucht, um den Zorn Gottes zu besänftigen, und mit Sehnsucht ward seine wunderthätige Hülfe erwartet. Sie fieng an sichtbar zu werden. Ein Priester versicherte, ihm sey in einer himmlischen Offenbarung der Ort bezeichnet worden, wo die Lanze, womit man Christo die Seite durchstochen habe, begraben liege. Man folgte ihm, man grub nach, man fand eine eiserne Lanze, und schrie: Wunder!

So plump man auch hiebei verfuhr, so that es doch auf das Heer seine volle Wirkung. Die Seelen hoben sich wieder, die Schwärmerey begann von neuem ihren Kreislauf, der Muth stieg mit neuer Kraft empor. Des himmlischen Schutzes war man jetzt gewiß; wie sollte denn Hunger oder anderes menschliches Elend den Geist beugen? Peter von Amiens hatte sich zuerst vor der heiligen Lanze niedergeworfen, er hielt sich wieder für das theure Rüstzeug des Himmels und furchtlos begab er sich an der Spitze einer Gesandtschaft in das Lager des Sultans von Rum, um den Türken durch die Kraft seiner Rede in Schrecken zu setzen.

„Ich komme, sprach er, von den Kreutzfürsten, um zu vernehmen, mit welchem Rechte sich diese ungläubige Schaar bewafnet in einem Gebiete zeigt, das von jeher den Christen zugehört, dessen Besitz ihnen der heilige Peter erworben und versichert hat, und welches nur deswegen einige Jahre in die Hände eines gottlosen Volkes gerathen ist, um sie wegen

ihrer

ihrer schweren Vergehungen gegen Gott zu bestrafen. Aber die Rache des Allerhöchsten ist nun besänftiget; die Reuethränen und die Buße der Missethäter haben der göttlichen Gerechtigkeit ihre Strafruthe entwendet, und künftig werden sie den Gott der Heerschaaren an ihrer Spitze haben. Inzwischen wollen sie ihre Feinde nicht gänzlich unter dem Gewicht des mächtigen Beistandes, der sich zu ihrer Vertilgung rüstet, aufreiben lassen; daher bin ich abgesandt, ihnen dreierlei Vorschläge zu thun: Wenn sie schnell ihr Lager aufheben und im Frieden in ihr Land zurückkehren werden, so verspricht man ihnen, sie auf dem Rückzuge nicht zu beunruhigen, ihnen all ihr Gepäcke verabfolgen zu lassen, und sogar zur Erleichterung ihres Zuges beförderlich zu seyn. Oder noch besser ist es, daß sie ihre falschen Götter abschwören, die Taufe empfangen, und sich zu der Fahne Christi halten. Unter dieser Bedingung sind alle Kreutzfahrer bereit, sie als Brüder anzusehen, und ihnen sogar den Besitz dieser Stadt, die der Gegenstand ihres Ehrgeitzes ist, einzuräumen. Sollten aber die höllischen Götzen ihren Verstand so bethört haben, daß sie ihr Glück in einem Treffen versuchen wollen, so sollen sie sich wählen zwischen einem Zweikampf ihres Heerführers mit einem von den Kreutzfürsten, oder zwischen einem Streit einer gewissen Anzahl auserlesener Soldaten von beiden Seiten, oder einer allgemeinen Schlacht. Diesen dreifachen Vorschlag bietet man ihnen um so williger an, da sie bei jeder beliebiger Wahl bald erfahren werden, mit welchen Feinden sie zu thun haben, und welches der Gott sey, dem sie dienen."

Es war ein Glück für den schwärmerischen Redner, daß dem Sultan die Gesandtschaft mehr von einer lächerlichen als ernsthaften Seite erschien. Er

ließ

ließ es dabei bewenden, dem Einsiedler zu bedeuten, sich schleunig aus dem Lager zu flüchten, wenn er sein Leben retten wollte.

Schon den folgenden Tag bestimmten die Kreuzfahrer zu einer entscheidenden Schlacht. Siegen odee sterben war in ihrer verzweifelten Lage die allgemeine Losung. Die Menschen nahmen die letzte Mahlzeit, um sich zum Kampfe zu stärken; die Pferde, nur noch zweihundert an der Zahl, wurden zum letztenmal satt gefuttert, denn wer noch übrig hatte, theilte mit. Die Bischöfe und Priester, besonders Peter, ermahnten die Soldaten, Buße zu thun, und sich durch Beicht und Abendmahl von ihren Sünden zu reinigen, auch sich durch ernstliche Frömmigkeit des Beistandes würdig zu machen, den sie in der Schlacht erfahren würden. Am frühen Morgen des Schlachttages verrichteten die Priester ihr Meßopfer, theilten beinahe dem ganzen Heere das Abendmahl aus, und begleiteten die Andacht mit dem feierlichsten Segen und einer allgemeinen Lossprechung von ihren Sünden. Dann begab sich jeder zu seiner Fahne. Vor der Stadt stellte sich das Heer den zwölf Aposteln zu Ehren in zwölf Abtheilungen. Die heilige Lanze ward vor dem päbstlichen Legaten hergetragen; im Nachzuge fanden die Ritter, die keine Pferde hatten, und zum Theil auf Kameelen, Ochsen und Eseln ritten, ihren Platz. Die Geistlichen thaten Bardendienste, und feuerten mit Psalmen das Heer zum Kampfe an. Wider alles sein Erwarten sah sich der Sultan wüthend angegriffen, und sein Heer gerieth in Verwirrung. Der päbstliche Legat zeigte den Kreuzfahrern drei himmlische Streiter, die ihnen zu Hülfe kämen; sie sahen dieselben freilich nicht, aber ihr Muth wuchs, und der Sultan erlitt eine gänzliche Niederlage. In seinem Lager wurde unermeßliche

Beute

Beute gewonnen, und noch am Abend des Schlachttages ergab sich die Bergfestung.

5.

Die Kreutzfahrer nähern sich Jerusalem.

Der Weg nach Palästina war nun geöffnet, und lauter als je sprach sich der Wunsch aus, die Stadt Gottes, das heilige Jerusalem, zu sehen und in Besitz zu nehmen. Allein das Heer war so geschwächt, die Hitze so außerordentlich, und der Mangel an Wasser und Lebensmitteln so sehr zu fürchten, daß man den Muth nicht hatte, die Unternehmung zu wagen. Man setzte die endliche Entschließung dießmal weiter hinaus, und die Anführer des Kreutzheeres nahmen sich die Freiheit, einstweilen in der Gegend umher zu schweifen, sich einige Plätze unterwürfig zu machen, oder der Ruhe zu pflegen, und sich nach Jerusalem zu sehnen.

Um diese Zeit starb der päbstliche Legate, ein tapferer Heerführer, der bisher am meisten dazu beigetragen hatte, die wachsende Zügellosigkeit der Geistlichkeit, welche sich bei dem Kreutzheere befanden, im Zaum zu halten. Die Feldherren schrieben an den Pabst, und luden ihn ein, sich in eigener Person an ihre Spitze zu stellen. „Wir, schrieben sie, haben Türken und Heiden überwunden; komm du nun, die übrigen Ketzer zu besiegen, und du wirst die Ehre haben, die ganze Welt unter deinen Gehorsam zu bringen.“ Urban gab zwar Hoffnung, diesen Wunsch zu erfüllen; aber man wartete lange vergebens, und es erschien endlich nur ein päbstlicher Legat. Auf beträchtliche Verstärkung wartete man ebenfalls vergebens, denn nur hie und da kam ein Häuflein

Kreutz-

Kreutzfahrer aus Deutschland, England, Italien und Norwegen. Dagegen kehrten einige Anführer nach Europa zurück, und unter den Zurückbleibenden gab es viel Hader und Streit. Der fromme Aberglaube wollte jetzt auch nicht mehr recht wirken; der Betrug mit der heiligen Lanze kam ans Licht und kostete seinen Erfinder das Leben, als er sich genöthiget sah, zwischen zwey brennenden Holzstößen durchzugehen. Während des Verzuges, wurde das Heer der Kreutzfahrer immer kleiner. Viele waren schon ein Opfer dieser Mühseligkeiten geworden, und viele andere fühlten sich so krank und schwach, daß sie an dem Zuge nicht ferner Antheil nehmen konnten.

Der Kalife von Egypten, um dessen Freundschaft sich die Christen bis dahin eifrigst beworben hatten, erhielt inzwischen durch den Fall der türkischen Macht sein Ansehen über die Kalifen in Jerusalem wieder. Er schickte daher Gesandte an die Heerführer des Kreutzzuges mit der Nachricht, daß sie nunmehr ihre Religionsgelübde dort ausführen könnten, wenn sie unbewafnet in die Stadt kämen, und daß alle christliche Pilgrimme, die künftig das heilige Grab besuchen würden, sich eben die gute Behandlung versprechen dürften, die sie unter seinen Vorfahren gefunden hätten. Sein Anerbieten wurde verworfen; wer Jerusalem besaß, war ein Feind der Kreutzfahrer, und war dem Verderben bestimmt. Man foderte von dem Kalifen, daß er die Stadt den Christen übergeben sollte, und da er dieß abschlug, so verließen sie im Merz des Jahres ein tausend und neun und neunzig Antiochien, und zogen zwischen dem Libanon und der Seeküste gegen Jerusalem.

Auf dem Marsche eroberten die Kreutzfahrer alle Städte, die ihnen im Wege lagen, und bezeichneten ihre Schritte mit Mord und Verwüstung. Den

meisten

meisten Widerstand fanden sie bei der großen Stadt Moarra, da es ihnen an Leitern fehlte, den Platz zu ersteigen. Sie mußten es auf eine Belagerung ankommen lassen, welche zwar kurz, aber wegen der Vertheidigungsart der Belagerten sehr blutig war, indem sich diese unter andern Vertheidigungsmitteln auch des griechischen Feuers *) bedienten. Verheerender als dieses Feuer war inzwischen für die Kreutzfahrer der Hunger. Diese schröckliche Plage war schon so oft ihre Begleiterinn, daß man glauben sollte, sie wären überzeugt gewesen, Gott würde für ihre Lebensmittel sorgen, denn sie selbst bekümmerten sich wenig darum. Ihre Thorheit war ihnen zu Moarra eben so schädlich, als zu Antiochien; das Elend erneuerte sich mit gleicher Entsetzlichkeit; die faulenden Leichen der Feinde wurden verzehrt, Kinder geschlachtet und Hunde gebraten. Die Grabesstille war ihnen nicht mehr schauerlich; sie wühlten im Eingeweide der Todten, um eingeschlucktes Gold für ihre Habsucht zu finden. Als die Stadt mit Sturm eingenommen war, wurde eine erstaunliche Anzahl Türken, die daselbst zusammen gedrängt waren, mit kaltem Blute erwürgt.

Je mehr das Heer der Kreutzfahrer sich Jerusalem näherte, um so größer wurde die Sehnsucht nach

---

*) Das griechische Feuer, dessen Zusammensetzung schon seit vielen Jahrhunderten verloren gegangen ist, war unauslöschlich, brannten auch unter dem Wasser, und verzehrte selbst die Steine. Bald wurde es mittelst flachsumwundener Pfeile und Wurfspieße auf feindliche Festungswerke und Gebäude abgeschossen, um sie in Brand zu stecken, bald trieb man durch dasselbe aus eisernen oder metallenen Röhren steinerne Kugeln gegen die Feinde. Der griechische Baumeister Callinikus erfand es ums Jahr 670 nach Christi Geburt. Es war bis zu Ende des dreizehenten Jahrhunderts im Gebrauch.

nach dem Anblick einer Stadt, um derentwillen sie so viele Gefahren übernommen, so viele Beschwerden und Müheseligkeiten erduldet hatten. Als sie eines Abends hörten, Jerusalem sey nur noch eine Tagreise entfernt, so war es der allgemeine Wunsch des hocherfreuten Heeres, nach kurzer Ruhe wieder aufzubrechen, und recht bald vor der ersehnten Stadt anzukommen. Die Anführer gaben noch in der Nacht das Zeichen zum Aufbruche, und der lauteste Jubel herrschte im Lager als es vorwärts gieng. Selbst Schwache fühlten sich stärker und wanderten mit mehr Leichtigkeit fort. Viele von den Rittern sprengten voraus, um ihre Banner auf Burgen und Schlösser in der Nähe Jerusalems aufzupflanzen. Dreyßig Ritter kamen, nachdem sie bis nahe an die Mauer Jerusalems hin einen Streifzug gemacht hatten, zum Heere zurück und brachten einige Stücke Vieh mit, die dort auf der Weide gewesen und von ihnen erbeutet worden waren. Bei dem Anblick dieses Viehes vergoßen viele Kreutzfahrer Freudenthränen, die ihnen der Gedanke auspreßte, daß dieses Vieh von Jerusalem war.

Alle strengten ihre Kräfte an, um so schnell als möglich vor die Stadt zu kommen, die der Gegenstand ihrer heißesten Sehnsucht war. Kamen sie unterwegs an Oerter, deren Namen die Geschichte Jesu nennt, so betrachteten sie dieselben mit hoher Theilnahme, und mancherlei Erinnerungen erfüllten ihre Herzen mit Freude. Zu Emaus trafen sie Abgeordnete von den Christen zu Bethlehem, mit der Einladung, die Kreutzfahrer möchten sich dieses Städtchens in der Nacht bemächtigen. Es geschah von einer kleinen Abtheilung des Heeres, während die übrigen Anführer desselben jenseits Nikopolis auf einer Anhöhe marschirten. Hier genossen sie des unaus-

ausſprechlichſten Entzückens: Jeruſalem war vor ihren Augen ausgebreitet, wie ein Teppich! Ein andächtiger Schauer ergrief ſie. „Jeruſalem, Jeruſalem!“ riefen ſie mit vereinter Stimme, und Freudenthränen entfloſſen den Augen. „Gott wills! Gott will's!“ erſchallte es von allen Seiten, und der Wiederhall von den Bergen umher tönte tauſendmal dieß jauchzende Kriegsgeſchrey wieder.

Mit den Gefühlen der Freude vermiſchten ſich Gefühle der Dankbarkeit gegen den Vater im Himmel, und Gefühle der Ehrfurcht vor dem Erhabenen, der in der Nähe dieſer Stadt blutete und ſtarb. Alle warfen ſich nieder, knieten eine zeitlang und küßten den heiligen Boden, auf dem Jeſus Chriſtus einſt wandelte, und dankten uud beteten. Hier der Bach Kidron, da Gethſemane, dort Moria, dort der Tempel des Allerheiligſten, dort Golgatha! Viele entblößten ihre Füße, um nach morgenländiſcher Sitte ihre Ehrfurcht bei der Annäherung an die Stadt Jeruſalem zu beweiſen, und um dem Zurufe gemäß zu handeln, der einſt an Moſe bei einer Erſcheinung ergieng: „Ziehe deine Schuhe aus von deinen Füßen, denn der Ort, worauf du ſteheſt, iſt ein heiliges Land.“

Als das Heer wieder weiter rückte, um den Mauren der Stadt noch näher zu kommen, geſchah es unter lauter Singen und Beten. Bei der Annäherung an die Gegend des Oelberges, eilte Tankred, ein kühner normänniſcher Fürſt, voraus und begab ſich auf dieſen Berg. Daſelbſt fand er einen dort wohnenden Einſiedler, der mit der umliegenden Gegend bekannt war, und bei dem er Nachrichten von der Lage verſchiedener merkwürdiger Plätze, deren die Bibel gedenkt, einzog. So oft der Einſiedler auf einen ſolchen Platz hinwies, verneigte ſich Tankred

ehrfurchtsvoll. Er kehrte voll Rührung zum Heere zurück, das sich den Mauren der Stadt näherte. Das Kreutz, womit die christlichen Kämpfer bezeichnet waren, schien sie zu drücken; das Blut des Gekreuzigten schien noch aus der Erde zu dampfen, und seine Verehrer zur Rache anzufeuern. Ihre Wuth nahm Flügel; sie konnten sich kaum zurückhalten, blindlings auf Mauren und Thürme loszustürzen, um den Feind zu vertilgen, der das Heiligthum des Herrn entweihte.

6.

Beschreibung von Palästina und Jerusalem.

Palästina, dieses in der Kirchengeschichte so äußerst merkwürdige Land, vor dessen Hauptstadt nunmehr die Kreutzfahrer stunden, grenzt gegen Mitternacht an Phönicien und das Gebirg des Libanon, gegen Morgen an Arabien; mittagswärts ist die idumäische Wüste, und gegen Abend das mittelländische Meer. Seine Länge beträgt 32 geographische Meilen, und den Flächeninhalt schätzt man auf 540 geographische Quadrat-Meilen. Dieses in so enge Grenzen eingeschlossene Land scheint dem Ehrgeitze wenig anzubieten, und für die Eroberungssucht von keinem besonderm Werthe zu seyn; aber große Begebenheiten unter verschiedenen Völkern zeichnen es als wichtig für die Weltgeschichte aus. Der Himmelsstrich war zwar gemäßigt, aber für einen lokkern Sandboden immer zu heiß; im Sommer wurde er selten durch Regen erfrischt, und nur durch die thätige Betriebsamkeit der Einwohner fruchtbar gemacht. In den Thälern entzogen die umliegenden Berge zum Theil den schädlichen Einfluß der Winde, und die Bäche, welche die Wiesen und Aecker

be-

bewässerten, waren für Palästina ungemein segnend. Die Berge Tabor, Karmel, Kalvaria, Hebron, Sichem u. a. waren meistentheils kahl, wurden aber von den industriösen Einwohnern mit Erde bedeckt. Der Weinwachs gerieth durch Beförderung der Naturkräfte auf diesen Bergen vortreflich, und an ihrem Fuße war gute Viehzucht und ergiebiger Ackerbau.

Der vornehmste Fluß, der aber nur ein kleines Stück des Landes fruchtbar macht, ist der Jordan. Er durchströmt das Land von Norden nach Süden, bildet in seinem Laufe die Seen Merom und Genesareth, und fällt in das todte Meer. Nur im Winter und Frühling ist er wasserreich, wegen des auf den Gebirgen schmelzenden Schnees, sonst aber ziemlich seichte. An seinen Ufern wächst viel Rohr und Buschwerk, worinn sich nicht selten Tiger aufhalten. Die übrigen Ebenen des Landes werden nur vom Thaue benetzt, der hier sehr häufig ist, und von Quellen, von denen einige unter dem Boden weglaufen.

Palästina hatte zu verschiedenen Zeiten auch verschiedene Namen. Von seinen ersten Bewohnern hieß es Kanaan, und seit der Zeit, da Abrahams Nachkommen darauf hofften, hieß es das Land der Verheißung. Sobald sie die Herrschaft über dasselbe erhielten, ward es das Land der Hebräer genannt, und dieser Name ward in der Folge in das Königreich Juda und in das Reich Israel umgeändert. Nach der Rückkehr aus langer Sklaverey machten beide Reiche nur eines aus, unter der Benennung Judäa. Diesen Namen veränderten die Römer in Palästina, von den an der Seeküste wohnenden Philistäern. Als die Religion der Christen in dem Lande gegründet war, nannte man es das heilige Land, und jetzt ist diese einst so blühende Gegend, nachdem verheerende Revolutionen und Erdbeben hier gewü-

thet haben, fast eine Wüste unter dem despotischen Scepter der Türken.

So wie das Land, hatte auch die Hauptstadt Jerusalem mannigfache Veränderungen erfahren, und in ihrer gegenwärtigen Gestalt erinnert sie nur noch durch Ruinen an ihre vormalige außerordentliche Pracht und Größe. Die Gegend umher hat mit ihren kahlen Kreidefelsen und Sandbergen, die über unangebauten, steinigten Thälern hervorragen, ein ödes trauriges Ansehen; da ist kein Gras, kein Getreidefeld, kaum hier und da eine einsame Ceder. Das längliche Viereck, das die mit festen Thürmen bewehrten Ringmauren bilden, umschließt noch die vier Hügel Zion, Bezetha, Moria und Aera, auf denen das alte Jerusalem gebaut war. Die zwanzig tausend Türken, Christen und Juden, welche heutzutage Jerusalem bewohnen, leben fast nur vom Rufe der Heiligkeit dieser Stadt, jedoch wird der Erwerb durch die Seltenheit frommer Pilgerschaften und Spenden immer spärlicher, und der türkische Druck läßt keinen Wohlstand aufkommen. Schon zu der Zeit, da die Kreutzfahrer auf die Eroberung von Palästina ausgiengen, war Jerusalem lange nicht mehr, was es vor der Zerstörung durch Titus gewesen war; allein immer noch eine durch ihre fast unzugängliche Lage, durch die Beschaffenheit des umliegenden Landes, welches weit und breit weder unversiegende Wasserquellen noch Holz hat, und durch die Stärke ihrer Vertheidiger sehr feste Stadt, besonders gegen ein Heer, das beinahe acht Monate mit der Belagerung Antiochiens zugebracht hatte. Den Egyptern, welche jetzt Besitzer von Jerusalem waren, mußte es um so mehr daran gelegen seyn, die Stadt aufs stärkste zu befestigen, indem sie dieselbe wider die Türken, denen sie entrissen war, nnd

wider die Christen, die mit einer Wiedereroberung drohten, vertheidigen sollten.

Der Kalife von Egypten hatte das Kommando in Jerusalem dem Emir Iftikhar-Eddulet übergeben, einem tapfern und kriegserfahrnen Anführer, der noch vor der Ankunft der Kreutzfahrer bemüht gewesen war, von allen Seiten Kriegsvorrath und Lebensmittel zusammen zu ziehen, Waffen, Mauren und Thürme verfertigen zu lassen. Um sich die Einwohner, die Türken wie die Araber, ergeben zu machen, ermunterte er sie nicht nur nachdrücklich zur Vertheidigung ihrer Stadt, sondern er versprach ihnen auch eine ewige Befreiung von allen Abgaben, und bezahlte ihnen einen reichlichen Sold. Einige Zeit gieng er damit um, alle Christen in der Stadt erwürgen, und, um der Andachtslust allen Reitz zu entziehen, die Kirche des heiligen Grabes, und jede Leidensspur ihres Glaubensstifters zerstören zu lassen. Da ihm aber doch vor der rächenden Wiedervergeltung der Christen, und selbst vor dem Abscheu der Türken bange wurde, so beschloß er, sie unbarmherzig zu brandschatzen und aus der Stadt zu jagen. Vierzehentausend Goldstücke zwang er dem Patriarchen ab, der die Schätze der Kirchen und Klöster angreifen, ja sogar nach Cypern wandern mußte, um diese Summe aufzubringen. Alle Christen, welche die Waffen führen konnten, bannte er aus der Stadt, und behielt ihre Weiber und Kinder als Geiseln. Andere, von denen er argwohnte, daß sie ihren Reichthum versteckten, ließ er in Fesseln werfen, um sie zum Geständniß zu bringen.

Alle diese Vorkehrungen setzte der Emir mit absichtlicher Grausamkeit fort, und je näher die Kreutzfahrer der Stadt kamen, um so mehr verdoppelte er seine Anstrengungen. Die Zahl der Truppen, welche

che er an sich zog, soll mit der bewafneten Einwohnerschaft gegen sechszig tausend Mann betragen haben. Dagegen war das Heer der Kreutzfahrer wegen des mannigfaltigen Verlustes, den es in Schlachten, Gefechten und Belagerungen, durch Hungersnoth, ansteckende Seuchen und andere Krankheiten, uud durch die Rückkehr mancher Kreutzfahrer nach Europa erlitten hatten, so zusammen geschmolzen, daß von den Hunderttausenden, die sich mit dem Kreutze bezeichnet hatten, in dem Heere, welches vor Jerusalem ankam, sich nur noch etwa ungefehr sechzig tausend Mann befanden; und unter diesen waren noch dazu solche, die wegen Schwachheit und Kränklichkeit nicht gehörig zum Streiten fähig waren. Dieses verminderte Heer wollte nun eine stark befestigte Stadt erobern, in der sich sechzig tausend Streiter befanden. Das Belagerungswerkzeug sollte erst verfertiget werden, und daß es auch hier wieder an den nothwendigsten Bedürfnissen fehlen dürfte, war leicht vorauszusehen. Der Oberbefehlshaber von Jerusalem hatte nicht nur die ganze Gegend verwüsten, sondern auch alle Cisternen, Brunnen und Wasserleitungen vor der Stadt verschütten lassen, um den Feinden einen harten Kampf wider Hunger und Durst zu bereiten.

So groß und mannigfaltig die Schwierigkeiten waren, welche die Eroberung der Stadt erschwerten, so ließen sich die Kreutzfahrer dadurch dennoch nicht schrecken. Jeder Aufschub war ihnen unerträglich, und kaum war man mit der Umschanzung zu Ende gekommen, so beschlossen sie die Stadt durch einen plötzlichen Ueberfall einzunehmen. Ihre Hitze wurde noch mehr durch die Verheissungen eines Einsiedlers entzündet, der auf dem Oelberge wohnte, den Propheten spielte, und die zuversichtliche Versicherung

gab,

gab, daß die Christen auf den ersten Angriff siegen würden.

Der stürmende Anfall geschah mit einer solchen Heftigkeit, daß die Kreutzfahrer in Kurzem die Vormauer in ihre Gewalt brachten. Vielleicht würden sie auch die innere Mauer erobert haben, wenn sie mit den nöthigsten Werkzeugen versehen gewesen wären. Die Einwohner konnten sich blos mit Pfeilen und siedendem Fett, das sie herabträufelten, vertheidigen; aber die Kreutzfahrer schlossen ihre Schilde über sich zusammen, daß sie vor der Gefahr von oben sicher waren. Sie versuchten einen Sturm, jedoch nur mit einer einzigen Leiter; er lief unglücklich ab, unerachtet der Einsiedler ihnen den besten Erfolg geweissagt hatte. Mit Verlust und voll Unmuth über den mißlungenen Versuch kehrten sie in das Lager zurück, und fiengen an einzusehen, daß größere Vorbereitungen nöthig wären, um zum Ziele zu gelangen.

7.

Vorbereitungen zur Einnahme der heiligen Stadt. Rede Peters des Einsiedlers.

Der Enthusiasmus der Kreutzfahrer war durch den unglücklichen Ausgang ihres stürmenden Angriffes auf die Stadt keineswegs geschwächt worden; dagegen fiengen sie nunmehr an, mit mehr Vorsicht zu Werke zu gehen, und vor allen Dingen für Maschinen zu sorgen. Dieß war aber schwer in einem verwüsteten Lande, wo nicht das kleinste Gesträuch zu sehen war; alle Bäume waren von den Türken ausgehauen worden, und von dem wenigen Holze, das man hie und da fand, konnten weder Sturmleitern noch andere Belagerungswerkzeuge verfertigt wer-

werden. Dieser Holzmangel verursachte eine lange Unentschlüssigkeit bei den Belagerern. Mehrere geriethen auf den Einfall, die Häuser und Kirchen in der Gegend niederzureisen, um die Balken zu gewinnen, als man glücklicher Weise erfuhr, daß in einem nicht weit von Bethlehem entfernten Thale ein Gehölz sich befände, worinn auch hohe und starke Bäume wären. Ungesäumt begaben sich einige Anführer mit Bewafneten und mit Arbeitsleuten in jenes Gehölz. Sobald der benöthigte Holzvorrath herbeigeschafft war, wurde mit großem Eifer an Verfertigung der Sturmleitern und anderer Werkzeuge, wie man sie in jenen Zeiten bei Belagerungen gebrauchte, eifrig gearbeitet. Diejenigen Kreutzfahrer, welche nicht gerade auf dem besetzten Posten nöthig waren, mußten, wenn sie die erforderlichen Kräfte hatten, zugleich mit den Zimmerleuten, welche sich bei dem Heere befanden, Hand anlegen; ja selbst die Türken, die auf dem Zuge aus Syrien unter Weges in Gefangenschaft gerathen waren, wurden gezwungen, die Arbeiten zu unterstützen.

Ehe man noch mit den Vorbereitungsanstalten zu Stande kam, stellte sich wieder jene schröckliche Plage ein, welche die Kreutzfahrer von Europa her so oft schon gefühlt hatten: Mangel an Mitteln zur Erhaltung des Lebens. Dem Hunger konnte man gewissermaßen noch steuren, aber der Durst, der unzubefriedigend wüthete, brachte beinahe das ganze Heer zur Verzweiflung. Die Quellen, die man hie und da auffand, waren nicht hinreichend, eine solche Menge von Menschen mit Wasser zu versorgen, und manche Quellen wurden bald so erschöpft, daß man da, wo man Wasser schöpfen zu können hoffte, nur Schlamm fand. Der Bach Kidron, der nur im Winter Wasser hatte, war jetzt ein schlammiger Mo-

rast, dem sich nicht einmal die Thiere näherten. Der Brunnen zu Siloa war nicht hinreichend, den Durst der ganzen Menge zu löschen, und man bezahlte ein Glas voll Erfrischung mit einem unglaublichen Preise. Andere hatten das Vermögen nicht dazu, und mußten etliche Meilen weit gehen, um Quellen aufzusuchen; sie liefen aber meistens Gefahr, vergebliche Reisen zu thun.

Die Feinde, welchen die Noth der Kreutzsoldaten bekannt war, legten sich in den Hinterhalt, und wurden mit leichter Mühe Meister über sie, weil Hunger und Durst mit ihren Qualen ihnen vorgearbeitet hatten. Und wenn man an einen Bach kam, so sah man oft die blutigsten Auftritte, indem bei einem jeden der Reitz seiner Bedürfnisse in eben dem Maaße größer wurde, als andere die ihrigen befriedigten. Das Wasser, welches in frischgemachten Schläuchen ins Lager gebracht wurde, war abscheulich stinkend, und selbst den Pferden unleidlich. Wo man hinblickte, wankten schmachtende Menschen und Thiere, die erquickende Quellen oder kühlende Schatten suchten, die nach dem labenden Morgenthau lechzten, und im Wehen der Lüfte nach Erfrischung schnappten.

Die gefährlichsten Krankheiten folgten auf diese Noth, und die Lüfte wurden mit bösen Dünsten geschwängert; nichts mehr konnte die Ehre und das Leben der Christen retten, als der schnellste Angriff. Sie waren aber alle so muthlos geworden, wie vor Antiochien, ehe man die heilige Lanze fand; zudem verbreitete sich das furchtbare Gerücht, der Kalife von Egypten sey mit einem fürchterlichen Heere im Anzuge. Unter diesen Umständen war es daher ein großes Glück, daß genuesische Schiffe in dem Hafen der Stadt Joppe, welche Stadt die Kreutzfahrer;

als

als sie von Antiochien aus längs der Seeküste hinzogen, erobert und besetzt hatten, mit Lebensmitteln und einiger Mannschaft für das Kreuzheer ankamen. Die Anführer des Heeres schickten Kriegsleute nach Joppe ab, welche die Angekommenen ins Lager geleiten und den Transport der Lebensmittel sichern mußten.

Die Noth im Heere der Kreuzfahrer wurde durch die herbeigebrachten Lebensmittel beträchtlich vermindert, und auch die kleine Verstärkung die das Heer bei dieser Gelegenheit erhielt, war sehr willkommen, zumal da unter diesen neuen Ankömmlingen geschickte Zimmerleute waren, welche bei dem Baue der Belagerungswerkzeuge und der zur Bestürmung der Mauren nöthigen Maschinen die Zimmerleute, die man bereits hatte, gut unterstützen konnten. Die neuen Ankömmlinge trugen auch wirklich viel dazu bei, die Arbeit zu fördern, und in der vierten Woche nach der Berennung der Stadt war der Bau der nöthigen Sturmmaschinen und Belagerungswerkzeuge zu Stande gebracht.

Das größte Vertrauen setzten die Belagerer auf zween große viereckigte hölzerne Thürme, die nach den Angaben der erfahrensten Heerführer verfertiget worden waren. Jeder dieser Thürme war an sieben Ellen höher als die Hauptmauer Jerusalems, der er zur Zeit der Bestürmung sehr nahe gebracht werden sollte, und bestand aus drey Stockwerken für eine Anzahl Bewafneter. Im ersten Stockwerke lenkten die Arbeiter und Kriegskünstler den Gang der Bewegungen; das zweite war mit der Mauer von gleicher Höhe, das dritte ragte über dieselbe hinaus. Auf diesen beiden waren die Soldaten, die von den darauf angebrachten und außen vorschießenden flachen Dächern streiten konnten. Oben war eine Zug-

brücke,

brücke, wodurch man den Thurm mit der Brustwehr auf der Stadtmauer verband. Die Wände dieser Thürme waren mit Kameel- und Rinderhäuten bedeckt, um hiedurch die Thürme, wenn die Belagerten, um sie anzuzünden, Feuerbrände, Töpfe mit brennenden Materien oder brennende Pfeile auf sie werfen würden, dagegen so viel als möglich zu sichern. Ueber einem der Thürme glänzte ein goldenes Kreutz, das die Feinde oftmals herunter zu werfen vergebens versuchten. Uebrigens konnten diese hölzerne Thürme, die zu den Belagerungsanstalten solcher Zeiten, in welchen man noch nichts vom Schießpulver wußte, gehörten, leicht aus einander genommen, dann stückweise transportirt und hernach an einem anderen Orte wieder aufgerichtet werden. Waren sie aufgerichtet, so konnte auch in diesem Zustande, wenn man die gehörige Verfahrungsart beobachtete und die gehörigen Kräfte dazu anwandte, wegen unten angebrachten Rollen ihr Ort verändert werden; aber nur bis zu einer kleinen Distanz und auf einem Raume, der dazu nicht zu uneben war, konnte man füglich sie in diesem Zustande fortbewegen.

Als alle Vorkehrungen zum nachdrücklichsten Angriffe der Stadt getroffen waren, so mußte zuvor noch ein innerlicher Feind bekämpft werden, ehe man es wagen konnte, die Unglaubigen anzugreifen. Unter den Häuptern und den Gemeinen des Kreutzheeres herrschten die bedenklichsten Unordnungen, und wie konnte man auf einen guten Erfolg rechnen, ehe diese beigelegt waren? Es wurde daher beschlossen, die Eintracht wieder herzustellen, bevor man anfieng, das Schicksal der Christenheit zu entscheiden. Auch dießmal wurden unsichtbare Mächte ins Spiel gezogen, weil ihr vorgegebener Einfluß bei Antiochien so glücklich gelungen war. Ein Priester trat auf,

und

und that in öffentlicher Versammlung kund, was den Kreuzfahrern Noth thue, wenn sie in ihrem Unternehmen glücklich seyn wollten. Der in Antiochien verstorbene päbstliche Legate war ihm erschienen und hatte ihm befohlen, den Kreuzfahrern anzukündigen, daß sie durch ihre Laster die Hand Gottes über sich zögen, daß sie zur Strafe für ihre Ausschweifungen so sehr vom Durste geplagt würden, daß, wenn sie für ihre Verbrechen büßen, allen Haß und Groll aus ihrem Herzen verbannen, und die göttliche Barmherzigkeit in einer feierlichen Procession mit vereinigten Stimmen anrufen wollten, so würde der Himmel sich bewegen lassen, und die heilige Stadt in ihre Hände geben. Ausser diesem Priester riethen auch die andern Geistlichen zu einer feierlichen Procession um die Stadt, und sie unterstützten diesen Rath noch dadurch, daß sie an das Verfahren der Israeliten erinnerten, welche einst vor der Einnahme der Stadt Jericho in feierlichen Zügen um dieselbe herum giengen. Dieses Verfahren empfahlen sie unter den gegenwärtigen Umständen als nachahmungswürdig und mustervoll für die Kreuzfahrer.

Alle schwärmerischen Vorstellungen erwachten jetzt wieder, und man hielt den Sieg für gewiß. Die Vorkehrungen, welche getroffen wurden, waren der Erreichung dieses Zweckes auch wirklich förderlich. Die vornehmsten Anführer gaben zuerst öffentlich das Beispiel der Aussöhnung; sie umarmten einander vor dem Angesichte des ganzen Heeres, zum Zeichen unverbrüchlicher Freundschaft. Alle andere, welche in Zwist oder Feindseligkeit lebten, ahmten ihnen nach; man schwor alles zu vergessen, und zur öffentlichen Versieglung dieser Zusage, ward auf den achten Julius eine feierliche Procession um die Stadt angeordnet. Als der Tag anbrach, versammelte sich

das

das ganze Heer der Kreutzfahrer, nebst den Anführern und Priestern. Die Geistlichkeit gieng weißgekleidet, Kreutze, Reliquien und Bilder der Heiligen tragend, voran. Ihr folgten sowohl die Anführer des Heeres als auch die andern streitbaren Männer, zwar bewaffnet, aber mit blossen Füßen. Trompeten erschallten, Gebette wurden gesprochen. Zuvörderst begab sich der Zug auf den Oelberg, wo ein Geistlicher, Namens Arnulf, eine nachdrückliche Rede hielt, in der er zur Tapferkeit und zur Ausdauer im Kampfe ermahnte, auch dringend den Anführern Einigkeit empfahl. Nach ihm trat Peter der Einsiedler, von heiliger Begeisterung ergriffen, auf, und sprach mit einer Stimme, die alle Herzen durchdrang:

„Endlich, lieben Brüder, sind wir am Ziel der heiligen Reise, wozu Gott selbst durch seinen Mund uns aufgefordert, und auf welcher er schon so viele Beweise seines Schutzes gegeben hat. Wir würden noch auffallendere empfangen haben, wenn so viele Verbrechen, mit denen wir uns befleckten, ihn nicht gezwungen hätten, seine Hand manchmal abzuwenden von den Ruchlosen. Da ich aber euch jetzt im Bußaufzuge sehe, und euer Herz nach seiner Demuth und äußerlichen Zucht beurtheile, so will ich euch nicht mehr an die vergangenen Fehler erinnern, von denen ich nun glauben kann, daß ihr dafür strenge Buße gethan habt, oder wirklich thun wollet. Ihr könnt nichts vornehmen, das dem Auge des Himmels angenehmer ist, als Zion von dem schröcklichen Drucke der Bosheit zu befreien. Nur einige Palmen dürft ihr noch brechen, aber diese sind die kostbarsten. Sehet nur auf die Grabesstätte des Erlösers, wo der Urheber des Lebens von seinen Leiden ausgeruhet hat; werft eure Blicke auf jene Thürme, die diesen unschätzbaren Schatz in sich schließen, und dann nehmt,

wenn

wenn ihr könnt, noch einen Augenblick Anstand, ihn den Händen, die ihn entweihten, zu entreissen! Wo könnt ihr ein schöneres Bett der Ehren finden, als da, wo euer Gott sein Leben für euch aufgeopfert hat?"

„Kalvariens Felsen und des Hohenpriesters Pallast und das Rüsthaus, und der mit dem kostbarsten Blute befeuchtete Boden scheinen sich bei eurem Anblicke zu bewegen, und vor Erwartung zu zittern, euch bald aufzunehmen. Wollt ihr die Erfüllung derselben noch länger verzögern? Wird nicht dieses irdische Jerusalem das Bild der himmlischen Stadt, nach welcher ihr alle seufzet, allen Mißhandlungen und Drangsalen zur Beute, welche Ruchlosigkeit und Tyranney erdenken konnten? Ist es nicht lange genug, daß diese Judasbrüder, diese Mitgesellen eines Herodes und Pilatus, ihre Brüder martern? Den Heiland der Welt von neuem kreuzigen, und ihm täglich einen Speer in seine Seite stossen? Könntet ihr noch mehr Beweise von der Beleidigung eures Gottes verlangen, als diejenigen, die ihr wirklich vor Augen habt? Hört ihr nicht die Lästerungen die man wider ihn ausspeiet? Seht ihr nicht, wie sein heiliges Bild von einer Hand in die andere geht, und ein Spiel dieses abscheulichen Geschlechts wird? Aber laßt euch nicht irren! das Reich des höllischen Geistes, der ihnen alle diese Abscheulichkeiten einbläst, ist vorbei; es sind die letzten Anfälle ihrer sterbenden Wuth, durch welche sie ihre Furcht zu verdecken suchen. Sie erblassen, sie zittern, sie halten sich schon für überwunden, wenn man nur den Muth hat, sie anzugreifen. Sobald die Heerschaar des Herrn erscheint, so wird diese eitle Rotte von Teufelssoldaten sich zerstreuen, so wie die Legionen der Hölle vor dem heiligen Zeichen der Erlö-

sung

sung verschwinden. Und so wie den römischen Wächtern des heiligen Grabes die Waffen aus den Händen gefallen sind, und sie aus Furcht und Schrecken halbtodt niederstürzten, als die Erde durch ihre Erschütterung den Tod ihres Herrn auf dem Kalvarienberge verkündigte, so werdet ihr auch diese feindselige Diener der Hölle erstarret und unbeweglich vor dem Kreutze, das sie nur verspotten, niederfallen sehen. Auf Gott vertraut! Auf Gott vertraut! Er will's haben! "

Das ganze Heer der Kreutzfahrer gab dem begeisterten Redner lauten Beifall, und alle fühlten sich von unnennbarem Muthe durchdrungen. Sie dachten auf nichts als Rache und Blut, und gelobten in ihrem Herzen, keinem Unglaubigen zu verzeihen.

Als man auf dem Oelberge und an dem Orte, wo Jesus Christus gen Himmel gefahren seyn soll, Loblieder gesungen und mit Andacht gebetet hatte, setzte sich der Zug wieder in Bewegung, und die Procession um die Stadt wurde vollzogen. Auf den Mauren Jerusalems stunden während des ganzen Umgangs sehr viele von der Besatzung. Manche verhöhnten dabei die Kreutzfahrer, äfften spottend die Bewegungen, welche diese machten, nach, und richteten auch Kreutze auf, an denen sie ihren Muthwillen ausübten. Andere schossen mit Pfeilen auf den Zug, wodurch manche von den Kreutzfahrern verwundet wurden. Der Grimm über solche Mißhandlungen läßt sich leicht denken, wenn man die Kreutzfahrer kennt. Ihr Zorn gerieth in den heiligen Eifer, der bei Unternehmungen dieser Art so ansteckend und stark ist, und sie schwuren den Feinden des Kreutzes Christi fürchterliche Rache.

Nachdem die Procession geendigt und das Heer ins Lager zurückgekommen war, wurde beschlossen, sogleich am folgenden Tage, den vierzehenten Julius, die Stadt zu bestürmen. Die folgende Nacht wurde mit frommer Andacht oder Kriegszurüstungen zugebracht; man betete, gab Almosen, beichtete, genoß das Abendmahl, und mit Anbruch des Tages brach das ganze Heer zum Sturme auf.

8.

Jerusalem wird stürmend erobert.

Auf den Rath eines Clausners beschloß man, die Stadt von der Seite des Oelberges anzugreifen. Die hölzerne Thürme, und andere Werkzeuge und Geräthe zur Bestürmung der Stadt waren an einer Stelle verfertigt worden, die ungefähr tausend Schritte von der Stadt entfernt lag, weil man dort weniger von den Feinden beobachtet werden, und ungestörter arbeiten konnte. Aber in der Nacht vor dem Tage, an welchem die Stadt bestürmt werden sollte, mußten die zuvor aus einander genommenen Theile der Thürme stückweise der Stadt näher gebracht werden, damit man dort aus denselben die Thürme wieder zusammen setzen konnte. Man brachte die einzelnen Theile auch wirklich dahin, und nahe bei der vordern Mauer, die vor der Hauptmauer als ein Aussenwerk stund, richtete man eilig aus den dahin getragenen Theilen die Thürme auf, womit man bis Tages Anbruch zu Stande kam. Unterdessen hatten Andere auch die Sturmleitern, Wurfmaschinen und Mauerbrecher herbeigeschafft. Das ganze Heer der Kreutzfahrer rückte, sobald der Tag anbrach, näher an die Stadt, und der Angriff begann.

So

So schwärmerisch wüthend die Belagerer den Angriff thaten, so kaltblütig tapfer vertheidigten sich die Belagerten; denn sie verließen sich auf ihre Sicherheit, welche, verbunden mit ihrer guten Verfassung, allemal so viel werth war, als die Ausbrüche einer durch Geschwätz erregten Leidenschaft, deren Feuer in dem Verhältnisse erlosch, wie sich der Augenblick, in dem man zu siegen hoffte, entfernte. Um mit den Thürmen an die Hauptmauer kommen zu können, mußten die Kreutzfahrer nothwendig erst die vordere Mauer niederwerfen und eine dort befindliche Vertiefung ausfüllen. Beides hatte beträchtliche Schwierigkeiten, und erforderte viel mehr Anstrengung, als man gedacht hatte. Die Kreutzfahrer suchten zwar durch Stöße mit den Mauerbrechern den Umsturz der vordern Mauer zu bewirken, und schleuderten auch aus Maschinen Steine auf die Vertheidiger der Stadt. Diese aber thaten den tapfersten Widerstand, und die Wirkungen der Mauerbrecher wurden durch manche getroffene Gegenanstalten geschwächt. Eiserne und feurige Pfeile, ungeheure Steinstücke, siedendes Oel das griechische Feuer und noch viele andere Mordwerkzeuge vereitelten alle Anstrengungen der Kreutzfahrer. Ihre Maschinen waren zum Theil verbrannt; ihre Muthigsten waren geblieben, und die Meisten zogen sich bei einbrechender Nacht zitternd zurück. Einige konnten sich kaum darüber trösten, daß Gott sie nicht würdig achte, in die heilige Stadt einzugehen.

Die ganze Nacht war für beide Theile gleich unruhig und schreckenvoll. Die Belagerer blieben unter den Waffen, und strengten sich aufs äußerste an, einen der Thürme wieder herzustellen, welcher am meisten gelitten hatte. Die Unglaubigen waren weit entfernt, sie in ihrer Arbeit zu stören, und zit-

terten vielmehr vor Furcht, man möchte sich in der Finsterniß in den Stand setzen, sie zu überrumpeln; sie hatten aber kein dringenderes Anliegen, als ihre Maschinen, die ebenfalls übel zugerichtet worden waren, auszubessern. In dieser angstvollen Nacht quälten sich die Fürsten des Kreutzheeres mit Nachsinnen und Ueberlegen ab, wie sie aufs bäldeste und gewisseste siegen könnten. Sie merkten, daß der gemeine Mann über seine vereitelte Hoffnung ganz niedergeschlagen war, und an einem bessern Erfolge zu zweifeln begann, weil er den Sieg mehr den Mächten des Himmels als seinem Muthe zuzuschreiben, nach den Vorspiegelungen der Geistlichen, berechtiget war. Die Maaßregeln, die sie jetzt nahmen, zeugen von ihrer Kenntniß des Kreutzfahrergeistes; sie vertheilten die Priester unter die Haufen, um den Muth noch mehr anzuspornen, das Vertrauen herzustellen, und des Himmels Beistand zu versprechen.

Kaum begann der Tag zu grauen, so wurde der Kampf mit Ungestümm erneuert. Die Kreutzfahrer hatten jetzt noch eine Ursache mehr, ihre Kräfte anzustrengen, um die Stadt bald in ihre Gewalt zu bekommen. Denn sie hatten gerade jetzt Nachricht erhalten, daß bald eine starke Armee des egyptischen Kalifen der Stadt zu Hülfe kommen sollte, und daß auch Versuche gemacht worden waren, die Besatzung hievon im voraus zu benachrichtigen, und sie dadurch zur Ausdauer in der Gegenwehr zu ermuntern.

Das Heer der Kreutzfahrer sah allerdings seiner Vernichtung entgegen, wenn eine türkische Armee vor der Eroberung der Stadt ankam, so daß es nicht nur mit der starken Besatzung, sondern auch mit jener Armee zu kämpfen hatte. Daher beschloß man das Aeußerste zu wagen, um in die Stadt zu dringen. Anfangs schien es aber auch an diesem Tage,

als

als ob alle Anstrengungen der Kreutzfahrer vergebens wären. Die Belagerten vertheidigten sich mit der äußersten Wuth, und vereitelten alle Versuche ihrer Feinde. Noch häufiger als am vorigen Tage, wurden Steine und Pfeile auf die Kreutzfahrer abgeschickt. Ueberdieß wurden Töpfe voll brennender Materien und brennende Balken, deren Feuer sich nicht mit Wasser löschen ließ, auf die Maschinen der Belagerer geschleudert, um sie in Brand zu stecken. Es war aber den Belagerern verrathen worden, daß dieses Feuer mit Weinessig gelöscht werden könnte, und sie bedienten sich desselben mit gutem Erfolg. Auch durch Zaubermittel wollten die Belagerten den Angriff der Kreutzfahrer unkräftig machen und abtreiben. Weiber kamen auf die Mauer, und sprachen unter mancherlei Grimassen ihre Zauberformeln aus. Sie wurden indessen von Steinen getroffen, die aus den Wurfmaschinen der Belagerer bis znr Mauer hindrangen.

Bis gegen Mittag war der Angriff eben so fruchtlos als grausam; der unbeschreiblichste Jammer von Mordsucht und Zerstörungsgeist war auf beiden Seiten angerichtet. Keine Kraft lag in den Kreutzfahrern verborgen, die nicht voll Thätigkeit zum Vorschein gekommen wäre. Der Widerstand, der die Anstrengung ihres Muthes vor Salems Mauren zurückdonnerte, war entsetzlicher, als sie gefürchtet hatten. Sie fühlten sich vom Kampfe ermüdet, und bemerkten an ihrer Maschine mancherlei Beschädigungen. Unter diesen Umständen ward beschlossen, erst am folgenden Tage den Kampf fortzusetzen, die Maschinen eine kleine Strecke rückwärts zu bringen, und sich mit der Mannschaft zurück zu ziehen.

Schon war das Zeichen zum Rückzuge gegeben. Viele Kreutzfahrer geriethen in die äußerste

Betrübniß, und jammerten laut, daß Gott sie noch nicht würdig gefunden habe, die Stadt zu erobern, auf die sie mit Sehnsucht hinblickten, und um derentwillen sie schon so viel gelitten hatren. Kaum waren aber die Belagerungsmaschinen etwas mehr rückwärts gebracht worden, und kaum hatte der Rückzug des Heeres seinen Anfang genommen, so erscheint — o Wunder — ein Ritter in glänzender Rüstung auf dem Oelberge. Der Geist des Jahrhunderts zeigt ganz anschaulich, wie der heilige Ritter seinen flammenden Schild gegen die Stadt hin bewegt, den Christen damit anzudeuten, daß sie eindringen sollen. Die Anführer, obgleich an entgegengesetzten Seiten kämpfend, sehen die Erscheinung zuerst und zu gleicher Zeit — man darf sich nicht wundern warum? — und rufen den Streitern zu, daß der heilige Georg ihnen zu Hülfe komme.

Aller Augen und Herzen sind nach dem Oelberg gerichtet, und der himmlische Anblick entzündet das Heer mit neuer Hitze. Niemand zweifelt, daß der göttliche Gesandte die Erneurung des Kampfes befiehlt, und guten Erfolg verspricht. Die Anführer unterlassen nicht, diesen Glauben zu stärken. Die Wirkung war ganz die gewünschte. Die Kreutzfahrer fühlten sich von neuem Eifer belebt, und beschloßen das Aeußerste zu wagen. „Gott will's! Gott will's!" riefen sie, und ließen sich durch Beschwerden und Gefahren nicht schrecken. Muthvoll eilten sie zum Kampfplatze hin, brachten so schnell als möglich die Belagerungsmaschinen wieder vorwärts, und arbeiteten und kämpften. Durch heftige Stöße mit den Mauerbrechern wurde nun auch bald die vordere Mauer niedergestürzt, der Schutt derselben diente zur Ausfüllung der Gräben, und mit vereinten Kräften suchte man die hölzernen Thürme an die Hauptmauer

zu

zu bringen. Es gelang, und nun konnten die Kreutzfahrer aus den Thürmen mit ihren Lanzen die auf der Mauer stehenden Streiter erreichen, und überhaupt sie nun wirksamer bekämpfen. Der Anblick der so nahe an der Mauer stehenden Thürme belebte die Hoffnung, und mit Löwenmuth wurde von allen Seiten gefochten.

Die Belagerten, unermüdet im Widerstande, hatten gesucht, durch angebrachte Säcke voll Stroh und Wolle die Wirkungen der Stöße zu schwächen, welche die Belagerungsmaschinen der Mauer versetzten. Allein diese Vorsicht beförderte ihr Unglück. Es gelang nemlich einigen Kreutzfahrern, die Säcke durch brennende Pfeile in Brand zu stecken. Dadurch entstand ein heftiger Rauch, der den Wind gerade auf die Streiter hintrieb, welche die Mauer vertheidigen wollten. Diese wurden dadurch am Kämpfen verhindert, und verließen, vom Rauch vertrieben, ihren Standort. Jetzt gab Gottfried von Bouillon, der sich in einem der hölzernen Thürme befand, den Befehl, die Fallbrücke niederzulassen. Es geschah, und ihr vorderes Ende erreichte die Brustwehr so geschickt, daß sie schnurgerade auf der Mauer stand. Alle, die in dem Thurme waren, eilten nach der Mauer, andere folgten von unten nach, und kamen auf der Fallbrücke ebenfalls auf die Mauer. Gottfried ließ eine Menge feuriger Pfeile in die Stadt abschiessen, und der Wind war seinen Geschoßen so günstig, daß die Belagerten in einen Wirbelsturm von Feuer und Rauch eingehüllt wurden. Sie wichen zurück; Gottfried eilte mit seinen Begleitern den Flüchtigen nach, und verbreitete unter ihnen Schrecken und Bestürzung. Auf seinen Befehl mußten einige von seinen Begleitern ein Thor öffnen, und nun kamen durch dasselbe noch mehrere von den

Kreutz-

Kreutzfahrern in die Stadt. Die Oeffnung war für die große Menge zu klein; viele erstickten, die Pferde scheuten, und richteten Unordnung an.

Schon war Gottfried in Jerusalem eingedrungen, als auf der mittägigen Seite der Stadt noch mit großer Hitze gestritten wurde. Der Graf Raimund von Toulouse, ein alter Krieger, der schon in Spanien gegen die Unglaubigen gefochten hatte, kommandirte auf dieser Seite die Armee der Kreutzfahrer, und befeuerte ihre Tapferkeit durch sein eigenes Beispiel. Er sah Gottfrieds Eilboten kommen, die ihm den Sieg verkünden wollten. Sein Herz pochte vor Entzücken und Muth. „Wie, Soldaten, rief er seinen Leuten entgegen, eure Kameraden sind schon Meister von Jerusalem, und wir sind noch mit den Türken im Handgemenge?" So rief er, und das Feuer seiner Ermahnung flammte fürchterlich auf bei seinen Kriegern. Sie legten Leitern an, stießen Lanzen und Schwerdter in die Fugen der Mauer, und hielten einander in die Höhe. Die Feinde entwichen mit ihrem Anführer in das Kastell Pisano, Raimund verfolgte mit seinen Rittern die Unglaubigen bis an die Festung, mehrere Christen kamen zum südlichen Thore herein, und die ganze Stadt erschallte von einem lauten großen Siegesgeschrey der Kreutzfahrer.

9.

Schreckliches Blutbad. Unmenschliche Grausamkeit der Kreutzfahrer.

Es war am fünfzehnten Julius Nachmittags um drei Uhr, als das Heer der Kreutzfahrer in Jerusalem eindrang, ein Umstand, den die meisten Geschichtschreiber anmerken, weil er sich an dem Wo-

chen-

chentage und in der Stunde des Todes ihres Glaubensstifters ereignete. In den Jubel und das Siegesgeschrey der Kreutzfahrer mischte sich das Wehklagen nnd Angstgeschrey der Unglaubigen. Es waren schauervolle Auftritte, die sich nunmehr ereigneten.

Die Kreutzsoldaten stürzten mit der Wuth hungriger Löwen in die Straßen und Häuser; nicht die Rache allein, auch der Glaube, jetzt zur Ehre Gottes das Schwerdt zu führen, machte sie zu reissenden Tigern. Kein Türke, kein Weib, kein Kind ward verschont; ein Blutbad, dergleichen in der Geschichte kaum vorkommt, ward hier angerichtet. Bald lagen auf allen Gassen der Stadt und in den Häusern und Moscheen, Leichen in Menge. Allenthalben wurde das Angstgeschrey der Verfolgten, das Gewinsel der Verwundeten, das Röcheln der Sterbenden, ängstliches Flehen der um Verschonung bittenden gehört. Manche Kreutzfahrer bewiesen sich in einem solchen Grade grausam, daß sie den Todesschmerz derer, die von ihnen getödtet wurden, noch durch ausgesuchte Martern vermehrten, und daß sie sich an den Quaalen derselben weideten. Die Christen, welche zur Zeit der Belagerung in Jerusalem geblieben waren, wurden durch gewisse Merkmale, wodurch sie sich als Christen kenntlich machten, gegen die Schwerdter und Spieße der Kreutzfahrer geschützt. Auf die Anzeige derselben wurden die Weiber der Unglaubigen in den entlegensten Winkeln und unterirrdischen Hölen verfolgt, wo sie mit ihren Kindern der Wuth der Soldaten zu entgehen geglaubt hatten. Die Unschuldigen wurden im Schooße der Mütter ermordet, oder man ergrief sie bei den Füßen, und schmetterte den Kopf gegen eine Mauer, oder zerschlug ihn mit Kieseln, und fieng das strömende Blut und Gehirn mit wildem Entzücken auf

Klei-

Kleidern und Waffen auf. Dieselbe barbarische Mordlust, welche den Mahomedanern das Leben kostete, verbreitete sich auch über die Juden, die in der Stadt waren. Jeder mußte sterben, der einem Kreutzfahrer in die Hände fiel, und wo es nichts zu morden gab, wurde geraubt, geplündert und zerstört.

Kein Künstler kann sein schönstes Werk mit größerm Wohlgefallen betrachten, als mit welchem hier die Christen auf die Tausende von Leichen hinblickten, die ihr tapferer Arm der Ehre des Heilandes aufgeopfert hatte. Sie wähnten, ein solcher Haufe erschlagener Feinde Gottes müßte ihnen ewigen Ruhm und Seligkeit erwerben. Sie hielten ihre Grausamkeiten für Ausübung der Gerechtigkeit. Den Mahomedanern wollten sie die Bedrückungen vergelten, welche die Christen von ihnen hatten erdulden müssen, und sie vergaßen ganz, daß Jesu Lehre und Beispiel ein ganz anderes Betragen gegen Bedrückte empfiehlt. An den Juden wollten sie es rächen, daß ihre Vorfahren Jesum verfolgt und ans Kreutz gebracht hatten; und sie bedachten nicht, daß ihr Herr und Meister selbst für seine Feinde bat, und daß die jetzt Lebenden an den Vergehungen ihrer Vorfahren keine Schuld hatten.

Niemand verabscheute diese Grausamkeiten des zügellosen Haufens mehr, als der edle Herzog von Niederlothringen und Markgraf von Antwerpen, Gottfried mit dem Zunamen von Bouillon, einer Grafschaft, welche seine Mutter Ida seinem Vater Eustach als Heurathgut zugebracht hatte. Natur, Erziehung und Zeitalter hatten zusammengewirkt, ihn zum großen Manne zu bilden. Eine schöne Gestalt, hoher Muth, feurige Beredsamkeit, edle Freimüthigkeit, Menschenliebe, Großmuth, Verträglichkeit, zeichnete ihn aus. Ein Zeitgenosse rühmt von

ihm,

ihm, er habe die Bescheidenheit und Sanftmuth eines Mönchs besessen, der nach dem Geiste seines Standes lebte, und wegen des Glanzes seiner Tugenden hätte man ihn eher für den Verbesserer einer Kongregation von Ordensbrüdern, als für den Anführer eines Haufens von Soldaten halten sollen. In seiner Jugend schon hatte er auf eine Reise ins heilige Land gedacht, und die Herrschaft, welche große Seelen über gemeine Seelen behaupten, hatte ihn ohne Widerspruch und ohne seine Absicht zum Oberbefehlshaber eines unabsehbaren Heeres gemacht. Aber den rohen Haufen in Ordnung zu halten, war ihm nicht möglich, am wenigsten nach Erstürmung Jerusalems. Er verlor die Absicht nicht aus den Augen, die ihn bei der Unternehmung der Kreutzfahrt geleitet hatte. Daher entfernte er sich von den mordenden Räubern, und gieng mit drei Rittern, die er zu seiner Begleitung aufgefodert hatte, in einem wollenen Pilgerkleide und barfuß aus der Stadt, umwallte ihre Mauren, gieng dann durch das gegen den Oelberg liegende Thor nach der Kirche des heiligen Grabes, beschäftigte sich da mit Andachtsübungen, und dankte der Gottheit mit Thränen der Freude dafür, daß er nunmehr so glücklich war, in Jerusalem zu seyn und an dieser Stätte, nach der er sich so lange gesehnt hatte, anbeten zu können.

Sobald sich die Nachricht von dieser Andachtshandlung unter dem Heere verbreitete, so durchdrang ein neuer Geist die Sarazenenwürger. Auf ihre Ausbrüche der Wuth, auf den Durst nach Rache folgten nun Reue und Buße, ja sogar lebhafte Empfindungen der Frömmigkeit. Als ob es verabredet worden wäre, warfen alle die Waffen weg, wuschen ihre Hände, reinigten die blutbespritzten Kleider, seufzten,

ten, weinten, wehklagten, und giengen in dem feierlichsten Zuge, Heerführer und Volk, alle mit blosen Füßen zu der Kirche der Auferstehung. Hier wurden sie von der kleinen Anzahl der in der Stadt gebliebenen Christen empfangen, die ihnen mit Kreuzen und Reliquien entgegen wallten, und Loblieder sangen. Sie besuchten und küßten die Spuren der Leiden ihres Erlösers, krochen auf blosen Knien einher, erhoben ein lautes Freudengeschrei, und dankten dem Himmel, daß er durch ihre Hände die glückliche Befreiung Jerusalems bewirkt hätte. Andere bekannten mit Thränen in den Augen ihre Sünden, stießen Seufzer aus, schlugen sich an die Brust, und legten Gelübde ab, nie wieder auf die verkehrten Wege zurück zu treten. Durch Almosen und Gebete suchten sie die beleidigte Gottheit zu versöhnen. Endlich vereinigten sich alle Stimmen zur Feier des Osterfestes, weil derjenige, der an diesem Tage auferstanden sey, sie durch seine Gnade auferweckt habe, und sie verordneten, daß der Tag dieser Einnahme zu ewigen Zeiten als ein feierliches Fest begangen werden sollte.

Die Christen des Landes brachten dem Heere wegen des für sie ausgestandenen Ungemachs den innigsten Dank dar; sie warfen sich ihrem Befreier zu Füßen, und äußerten ihre Gefühle durch Worte, Geberden und Liebkosungen. Am meisten wurde Peter der Einsiedler erhoben; alle rühmten seinen Eifer, erhoben seine Gottseligkeit, und nannten ihn ihren Erretter und Rächer. Der ehrliche Schwärmer stund ganz verwirrt da, erröthete über seinem Lobe, entzog sich bescheiden den Aeußerungen ihrer Dankbarkeit, schrieb dem Himmel alles Verdienst seiner Bemühungen zu, und antwortete, daß es Gott sey, der ihn, wie ehemals Bileams Eselin, gewürdiget habe, ihm

den

den Mund zu öffnen, und seinen Worten Kraft zu geben.

Die Begeisterung und das Feuer der Andacht war bei den Kreutzfahrern nicht von Dauer. Bald fielen sie in ihre erste Wuth zurück, und fiengen das Niedermetzeln mit kaltem Blute wieder an. Sie glaubten, ihren Gott durch die Opfermenge zu ehren, und meinten den Himmel zu beleidigen, wenn sie eines Ungläubigen schonten. Dreihundert dieser Unglücklichen, die sich in Omars Moschee, die ehemalige christliche Hauptkirche geflüchtet, und von Tancred eine Fahne zu ihrem Schutze erhalten hatten, konnten das geschenkte Leben nicht retten. Die Kreutzfahrer rannten wie Besessene auf sie los und erwürgten sie alle vor den Augen ihres Beschützers. Dieser gerieth in Wuth über eine so niederträchtige Treulosigkeit, und würde seine Waffen selbst wider die Gefährten seines Sieges gerichtet haben, wenn ihn nicht die andern Anführer aus dem Haufen, unter den er sich stürzte, herausgerissen hätten. Das Morden mit kaltem Blute dauerte mehrere Tage fort. Am dritten Tage nach der Einnahme wurden alle Gefangene erwürgt, und zwar mit so zutraulicher Bedächtigkeit, als wenn es ein Versöhnungsopfer gewesen wäre. Die Kreutzfahrer führten die unglücklichen Schlachtopfer im Triumph auf die öffentlichen Plätze, und schlachteten sie mit gräßlicher Gleichgültigkeit. Die schönsten und stärksten unter diesen Gefangenen wurden am Leben erhalten, entweder um sich ihrer als Sklaven zu bedienen, oder um für sie ein ansehnliches Lösegeld zu bekommen.

Die Zahl der Erschlagenen wurde auf hundert tausend gerechnet. Fast Niemand blieb am Leben, als die Besatzung des pisanischen Kastells, der man einen freien Abzug zugestand. Taub gegen das Geschrei

schrei und Seufzen der Greise und Jünglinge, und unempfindlich gegen die Thränen und Liebkosungen der Weiber und Mädchen, wurde so lange gemordet, als sich noch ein Opfer zeigte. Jerusalem war mit Leichnamen so angefüllt, daß man kaum noch wandeln konnte, und sich fürchten mußte, daß die Verwesung der sarazenischen Leichen ein größeres Unheil anrichten würde, als selbst ihre lebendigsten Kräfte. Es wurde daher beschlossen, die Stadt von den faulenden Leichen zu reinigen, um der Pest zu wehren, die jetzt fürchterlich drohte. Die Türken, welche zum schweren Sklavendienste verdammt waren, mußten das modernde Fleisch und die Knochen ihrer Miterben des Paradieses hinwegschaffen. Sie sammelten die zerstreuten Glieder ihrer Eltern und Freunde in Körbe, und verscharrten sie in die Erde.

Die Raubsucht der Kreutzfahrer, von der sie auf ihrem ganzen Zuge nach dem heiligen Lande so viele Beweise gegeben hatten, zeigte sich auch in Jerusalem, und veranlaßte oft unter ihnen selbst blutige Händel. Der habsüchtigste unter den Anführern war der Graf Raimund von Toulouse, und nach seinem Beispiele richteten sich auch die Kreutzfahrer aus Languedoc, Gascogne und Provence, nebst vielen Longobarden, die sich unter seiner Fahne gesammelt hatten. Wo keine Gewalt angewendet werden konnte, bedienten sie sich der List. Um z. B. Lebensmittel zu erhalten und in der Hungersnoth wieder verkaufen zu können, nahmen sie zu einer besondern List ihre Zuflucht. Sie machten sich kein Bedenken, Hund- und Eselsfleisch für das Fleisch eines gewöhnlichen eßbaren Thieres zu verkaufen; sie stachen sogar, wenn sie einem Pferd oder anderm Lastthiere nahe waren, und Niemand um sich her sahen, mit einem spitzigen, oder wenn sichs thun ließ, mit einem glühenden

Eisen

Eisen in die Gedärme. Der Eigenthümer, der morgens sein Thier noch gesund hatte, und es nun sterbend erblickte, verließ es in der Einbildung, daß es von einem höllischen Geiste angehaucht wäre; aber die Betrüger machten sich froh über ihren Raub her, und brachten ihn irgendwo zu Markte. Ihre eckelhafte Gierigkeit äußerte sich auch jetzt auf eine abscheuliche Art.

Die Kreutzfahrer hatten vor dem Sturme die Abrede genommen, daß, sobald sie sich der Stadt bemächtigt hätten, ein jeder das Haus, das er zuerst einnehmen würde, mit aller darinn befindlichen Beute, behalten sollte. Sie hielten Wort. Sobald sie ein Haus in Besitz nahmen, stellten sie ein Kreutz, einen Schild, oder ein anderes kennbares Zeichen an die Thüre, zur Nachachtung der übrigen Kreutzfahrer. Da nun Raimunds Angriff zuletzt gelang, und seine Krieger alle guten Wohnungen schon besetzt fanden, so waren sie genöthiget, zu ihrer Schadloshaltung die Leichen der Unglaubigen auf den Straßen anzutasten. Sie verbrannten ganze Haufen von Leichnamen, und suchten aus der Asche Gold und Silber heraus.

10.

Das christliche Königreich Jerusalem. Gottfried von Bouillons Regierung und Tod.

Als die verödete Stadt von den Leichnamen gereiniget, und die Ruhe wieder hergestellt worden war, erkannten die Anführer des Kreutzheeres die Nothwendigkeit, der Eroberung ein Oberhaupt zu geben, und dauerhafte Einrichtungen zu treffen. Es wurde beschlossen, einen König zu wählen, und Jerusalem

zur

zur Hauptstadt eines Reiches zu erheben, das die Christen in Asien zu gründen hofften.

Die Wahl wurde auf den achtzehenten Julius des Jahres ein tausend und neun und neunzig festgesetzt, und es wurden besondere Gebete, Fasten und Almosen angeordnet, damit der Himmel die Wahlherren erleuchten möchte. Kaum aber waren die Heerführer zu einer Messe des heiligen Geistes wegen der Ernennung eines Königes versammelt, so wurden sie durch eine Schaar von Priestern gestört, die ungehinderten Zutritt verlangten, unter dem Vorwande, daß sie wichtige Sachen mitzutheilen hätten. Diese Wichtigkeit war von einer seltsamen Art: Es wäre der Geistlichkeit vor Ohren gekommen, sagte der Sprecher derselben, daß man sich versammelt hätte, einen König zu wählen. Gegen dieses Vorhaben hätten sie an sich nichts einzuwenden, wenn man nur in der gehörigen Ordnung zu Werke gehen wollte. Das Geistliche müßte aber vor dem Weltlichen hergehen; daher hielten sie es für nöthig, erst einen Patriarchen zu wählen, dann möchte es immer noch Zeit genug seyn, auf einen weltlichen Herrscher zu denken; widrigenfalls erklärten sie alles für ungültig, was ohne ihre Einwilligung geschehen würde.

So unerwartet und unverschämt dieser Antrag war, so unwillig und verachtungsvoll waren die Blicke der erstaunten Kurfürsten von Jerusalem, welche auf die Männer fielen, die sich dieser Gesandtschaft unterzogen hatten. Wären sie nicht geschwind auf den dazu erhaltenen Befehl von dannen gegangen, so würden sie bei aller Achtung, die ihr Stand einflößte, Schlachtopfer der Wuth dieser Krieger geworden seyn. Helden, welche die heilige Stadt auf Kosten ihres Blutes den Unglaubigen entrissen hatten,

konnten

konnten es nicht ertragen, daß man ihnen hochmüthige Gesetze vorschreiben wollte. Nach dem Abzuge der geistlichen Herren schritt man, ungeachtet ihrer lächerlichen Drohungen, zur Königswahl. Diese Wahl fiel auf den König Gottfried von Bouillon, und erhielt den Beifall des ganzen Heeres.

„Gegrüßet seyst du, Gottfried, König von Jerusalem!“ ertönte es in allen Straßen, als der Neugewählte in die Kirche des heil. Grabes begleitet wurde. Die Fürsten des Kreutzheeres wollten ihn salben und eine goldene Krone auf sein Haupt setzen; aber mit einer frommen Bescheidenheit lehnte er alle diese königlichen Ehrenbezeugungen von sich ab. Er erklärte zwar seine Bereitwilligkeit, dem Wunsche der Fürsten gemäß die oberste Gewalt in Jerusalem zu übernehmen; aber mit einer ungeheuchelten Empfindung der Demuth betheuerte er, daß er nie eine Krone in einer Stadt tragen würde, wo der König aller Könige nur eine Dornenkrone getragen hätte; und es würde ihm Ehre genug seyn, wenn er statt des königl. Titels den Namen eines Vertheidigers oder Beschützers des heiligen Grabes führte. In allen öffentlichen Schriften nahm er auch diese Benennung an, gab seinem Reiche nur den Namen eines Fürstenthums oder einer Herrschaft, und sich selbst nannte er nur den Baron von Jerusalem oder des heiligen Grabes. Indessen wird er gewöhnlich unter dem Titel eines Königs von Jerusalem aufgeführt, und seine Nachfolger ließen sich krönen, und nannten sich wirklich Könige.

Das kleine Königreich Jerusalem, zu dem anfangs, außer der Hauptstadt und Joppe, nur noch etwa zwanzig Flecken und Schlösser gehörten, ward mit Gottfrieds Bewilligung, für ein päbstliches Lehen erklärt. Das von seinem Bruder Balduin eroberte

berte Edessa wurde der Hauptsitz eines besonderen Staates, den Balduin, nach Gottfrieds Tode, gegen Jerusalem vertauschte. Bohemund, Fürst von Tarent, erhob Antiochien zum Hauptorte eines andern Staates. Graf Raimund von Toulouse herrschte zu Tripolis, Tancred zu Tiberias. Und so entstanden noch mehrere kleine, von Jerusalem abhängige Staaten. Der griechische Kaiser bekam einen großen Theil des in Kleinasien verlornen Landes wieder.

Es war vorauszusehen, daß die Türken Anstalt treffen würden, den kleinen Staat zu zerstören, und die Christen zu vertilgen. Ein großes Heer war im Anzuge, Jerusalem wieder zu erobern. Gottfried gieng ihm mit einem sehr schwachen Häuflein entgegen, und schlug es bei Ascalon auf das Haupt. Es war ein Freitag, der zwölfte August des Jahres ein tausend und neun und neunzig, als diese Schlacht vorfiel. Die Kreutzfahrer hatten alle die Kniee zur Erde gebeugt, und ein kurzes Gebet verrichtet; dann fielen sie den Feind an, von aller Zuversicht der Schwärmerey begeistert, und als Krieger, die des himmlischen Schutzes versichert waren. Dem unaufhaltsamen Aufbrausen ihrer Leidenschaft hatten sie den Sieg zu danken. Sie überwanden die Unglaubigen, die des Sieges schon so gewiß waren, daß jeder ein Gefäß mit Wasser am Halse hängen hatte, um auf dem Wege seinen Durst zu löschen, wenn er die Kreutzfahrer auf ihrer Flucht hitzig verfolgte. Man konnte diesen Vorfall nicht wohl eine Schlacht nennen, indem die Flucht auf der feindlichen Seite so schimpflich verworfen war, daß gegen Mittag kein Türke mehr auf der Ebene stritt. Die Kreutzfahrer sollen über dreissig tausend Feinde auf dem Schlachtfelde, und mehr als noch einmal so viel auf der

Flucht

Flucht erschlagen, und nur einen sehr geringen Verlust erlitten haben. Gottfried hatte es mit dem furchtbarsten Haufen der Feinde aufgenommen; dieser bestand aus Aethiopiern, die beim Pfeilschießen ein Knie auf den Boden setzten, sich dann im Augenblicke wieder erhoben, und mit einer Art von Knutpeitschen ihre Gegner anfielen. Nach einem hitzigen Kampfe gelang es endlich dem Säbel der Christen, diese vielfachtödtende Rotte zu trennen, und in diesem Wechsel des Glücks that sich der Graf von Toulouse tapfer hervor. Die Ueberwundenen mußten den Weg zur Flucht dem Meere zu nehmen, allein es ward ihnen schwer seiner Wuth zu entgehen; einige fielen durchs Schwerdt, andere stürzten sich in die Wogen des Meeres, und drei tausend ersoffen; andere flüchteten sich nach Ascalon, und wurden vor der Stadt erschlagen, weil die Einwohner die Thore verschlossen, damit nicht die Sieger mit den Besiegten herein drängen, und ein paar tausend erstickten auf der Zugbrücke, wo sie sich vor Angst zu nahe zusammen drängten.

Der Sultan kam mit genauer Noth in die Stadt, hielt sich aber da nicht für sicher, und entfloh auf einem Kahne nach Egypten. Außer seinem Lager, worinn man unermeßliche Schätze fand, ließ er sein kostbares Schwerdt als ein Denkmal auf dem Wahlplatze. Es ward nachher vor dem heiligen Grabe, neben der egyptischen Fahne, als Siegeszeichen der Christen aufgehängt.

Sobald diese Gefahr abgewendet war, brachte Gottfried, bei einer Zusammenkunft der Fürsten zu Jerusalem die berühmten Reichsgrundgesetze zu Stande, welche theils aus Europa entlehnte, theils den Umständen gemäße, neue Bestimmungen enthielten. Bald darauf wurde er zu Cäsarea von einer schweren Krankheit überfallen. Er kam schwach und ent-

kräftet nach Jerusalem zurück, wo sich seine Krankheit so verschlimmerte, daß er dem Tode sichtbar näher kam, und am achtzehenten Julius des Jahres ein tausend einhundert starb. Seinen Verlust bedauerten die Türken so sehr als die Christen. Sein Leben hienieden währte nicht länger als vierzig Jahre, ritterlich erhaben war seine Tapferkeit, christlich sanft seine Tugend, kaum ein Jahr lang hatte er regiert, und überhaupt mehr geleistet, als man unter solchen mißlichen Umständen hoffen durfte.

Nur acht und zwanzig Jahre blieben die Christen Herren von Jerusalem, bei dessen abentheuerlichen Eroberung mehr Menschenblut verspritzt worden war, als in allen früheren Kriegen. Der siegreiche und tapfere Sultan Saladin von Egypten machte der Herrschaft der Kreutzfahrer in dieser Stadt ein Ende, und drohte ihnen auch ihre übrigen Besitzungen zu entreissen. Indessen hatte der Ruf das errungene Kriegsglück der Christen durch ganz Europa vergrößert, und sobald die Nachricht sich verbreitete, daß sie Jerusalem erobert hätten, erwachte überall der größte Enthusiasmus, nach dem heiligen Lande hinzuziehen. Man verkaufte Schlösser, Landgüter, ganze Districte, um die heilige Reise mitmachen zu können. Zweihundert Jahre hindurch dauerten diese abentheuerlichen Züge. Mehr als sechs Millionen Menschen wurden während derselben von Krankheiten oder feindlichem Schwerdte aufgerieben. Eine große Menge deutscher und französischer Ritter hatte ein so abentheuerliches Unternehmen um ihr Leben gebracht, und erstaunliche Schätze wurden aus Europa geschleppt, um die Eitelkeit eines Thoren zu befriedigen, der sich gerne den Titel eines Königs von Jerusalem verschaffen wollte. Aber alles, Menschen und Schätze, giengen unwiederbringlich verloren. Die

ohnehin verdorbenen Sitten der Europäer wurden durch diese heiligen Züge noch mehr verschlimmert. Zwar kamen nur wenige von den Kreutzfahrern in ihr Vaterland zurück: aber vielleicht wäre Europa glücklicher gewesen, wenn alle im Orient ihr Grab gefunden hätten; denn die, welche zurückkamen, waren größtentheils zu Straßenräubern, Mordbrennern, zum liederlichsten Gesindel geworden. Sie brachten neue Sünden und neue Krankheiten zurück, unter andern die fürchterliche Krankheit des Aussatzes. Dabei kam die Kriegszucht in Verfall; und die tolle Meinung, daß man sich durch Vertilgung der Unglaubigen den Himmel verdiene, gab allen Leidenschaften freiern Zügel. Vornemlich aber gaben die Kreutzzüge den Päbsten und der Geistlichkeit die schönste Gelegenheit, sich zu bereichern, und ihr Ansehen zu erhöhen. Immer wurden die Kreutzzüge, als eine Religionssache, von Rom aus angeordnet und veranstaltet. Viele, die nach dem Orient zogen, vermachten ihre Güter und Schätze den Kirchen und Geistlichen, und unter dem Vorwande der Befreiung des heiligen Landes brandschatzten die Päbste die abendländische Christenheit auf die unverschämteste Weise.

Alle Besitzungen der Christen in Palästina kamen nach und nach in die Hände der Unglaubigen, und mit Acre oder Ptolomais fiel im Jahr ein tausend zweihundert und ein und neunzig das letzte Bollwerk und der letzte Rest des christlichen Reiches auf dem Continente von Asien.

II. Der Laupenkrieg.

Im Jahr 1339.

1.

Furchtbare Rüstungen gegen die Stadt Bern.

Ein Herzog Berthold von Zähringen hatte im Jahr ein tausend ein hundert und ein und neunzig die Stadt Bern in der Schweitz erbaut; die tapfern Bewohner derselben genossen, unter dem Schutze Kaiser Friederichs des Zweiten, vieler Freiheiten, und wußten sich bald ihren Nachbarn furchtbar zu machen. Das Zähringische Haus war schon im Jahr ein tausend zwei hundert und achtzehen ausgestorben, und von der Zeit an fand die helvetische Freiheit ungehindertere Entfaltung. Jemehr die Gewalt der Reichsvögte abnahm, desto mehr nahm die Gewalt des Volkes zu. Die Berner insbesondere erwarben sich hohen Kriegsruhm, stellten sich bei gemeinsamer Gefahr muthvoll an die Spitze, und benutzten jede Gelegenheit, ihre Macht zu erweitern. Dieser Kriegsgeist und die wachsende Macht des jungen Freistaates war dem ganzen umliegenden großen Adel ein scharfer Dorn in den Augen. Die stolzen Ritter wollten überall und allein herrschen, und wer sich

nicht

nicht vor ihnen bückte und ihr Sklave wurde, dem schwuren sie den Untergang.

Niemand beugte sich weniger vor diesen übermüthigen Despoten als die Berner; ihre Stadt nahm vielmehr alle diejenigen in Schutz, welche sich selbst nicht zu schützen vermochten. Viele begüterte Landsbewohner, viele aus dem niedern Adel, suchten und fanden in den Mauren der kleinen Reichsstadt Bern, eine sichere Freistätte. Daraus entstanden viele Fehden und Kriege, die aber nur dazu dienten, die Kriegskunst und Vaterlandsliebe der Berner zu schärfen. Mit einer kleinen Zahl tapferer und versuchter Streiter gelang es ihnen zum öftern, weit stärkere Haufen des Adels und seiner gedungenen und gezwungenen Leibeigenen zu besiegen und zu zerstreuen. Allein im Jahr ein tausend dreihundert und neun und dreissig drohte, nach einiger Windstille, ein schröcklicher Sturm der Republik Bern ihren gänzlichen Umsturz und völlige Vernichtung, wovon nur Gott, Eintracht, bundgenossische Treue und die geprüfteste Tapferkeit, von Kriegszucht und weiser Anführung begleitet, dieselben erretten mochten.

Die Grafen von Nidau, Kyburg, Arberg, Neuenburg, Valendis und Grierz, die Stadt Freyburg im Nüchtland, fast der ganze umliegende Adel in deutschen und welschen Landen, das Haus Oesterreich mit seinen Vasallen, denen allen der Flor und das Wachsthum von Bern ein spitziger Stachel im Herzen und ein steter Stein des Anstoßes war, traten zusammen in einen Bund, und suchten jeden nur möglichen Vorwand, um diesen aufblühenden Freystaat zu unterdrücken. Kaiser Ludwig aus dem Hause Baiern, sonst der österreichischen Partey entschlossener Feind, erklärte sich deswegen wider Bern, weil diese Reichsstadt, nach dem andächtelnden Geist

des

des Zeitalters, den päbstlichen, gegen den Kaiser ausgesprochenen, Bannflüchen nur zu gehorsam gewesen, und Ludwigen vor seiner Loszählung vom Kirchenbanne nicht als Reichsoberhaupt anerkennen wollte.

Die Berner sahen das schröckliche Gewitter, das über sie losbrechen sollte, heranziehen, und versuchten alles mögliche, dasselbe abzuwenden. Sie thaten den mächtigsten von ihren Widersachern so vortheilhafte Anerbietungen, als sie noch nie gethan hatten; aber alles umsonst, ihre friedlichen Bemühungen vermehrten nur den Trotz ihrer Gegner. Nun beschlossen sie, eher ihre Güter, Leib und Leben aufzuopfern, und sich unter den flammenden Trümmern der Stadt begraben zu lassen, als sich auf Gnad und Ungnad in die Willkühr ihrer Feinde zu übergeben, und brachen die Unterhandlungen ab. Beide Theile rüsteten sich mit verdoppeltem Eifer; die Feinde, weil sie eine ihnen so verhaßte und gefährliche Stadt auf Einen Streich umstürzen und vertilgen wollten; die Berner aber, weil ihr und aller ihrer Nachkommen Heil und Wohlfahrt auf ihrer Tapferkeit beruhte. Sie wußten, was ihnen zugedacht war, wenn die Feinde siegten, und boten darum ihre letzten Kräfte auf, um den Anschlag zu zernichten, und das ihnen gedrohte Verderben auf derselben eigene Köpfe zurückzuwälzen.

Im Anfange des Junius 1339 zogen die wider Bern Verbündeten ins Feld. Graf Rudolph von Nidau, einer der mächtigsten unter ihnen, wurde zum obersten Hauptmann des ganzen Heeres erwählt. Ihn begleitete ein zahlreicher Adel aus Schwaben, Thurgau, Breisgau, Argau und andern Landen der Herrschaft Oesterreich, in deren Namen auch Graf Heinrich von Fürstenberg mit hundert Helmen zu ihm stieß. Die ganze feindliche Kriegsmacht belief sich

auf

auf zwei tausend Herren und Ritter, drei tausend Reuter, und über achtzehen tausend zu Fuß; den Troß dazu gerechnet, mochte das ganze Heer gegen dreissig tausend Mann ausmachen. Dieses, mit Sturmzeug und allen übrigen Kriegsgeräthschaften bestens versehene Heer erschien am zehenten Junius vor dem Städtchen Laupen, das wenige Jahre zuvor sich an Bern ergeben hatte, und schloß dasselbe ringsumher ein.

2.

Belagerung von Laupen. Vorkehrungen der Berner.

Das Städtchen Laupen liegt am Abhange eines Hügels auf dem rechten Ufer des Saneflusses, wo sich die Sense darein ergießt, gegenwärtig ist es ein kleiner und unbedeutender Ort. Das Schloß, welches keineswegs vortheilhaft angelegt ist, weil es ostwärts von den daran stoßenden Hügeln überhöhet wird, steht zu oberst im Städtchen, und ist der Sitz des Bernerschen Landvogts. Die Gegend um Laupen ist waldicht und voller Gebüsche, auch längs der Sane felsigt, außerdem eine Sandflur. Oben auf den Felsen ebnet sich das Land allmählich. Diese Ebene ist aber hin und wieder mit Gebüschen, Holwegen und kleinen Hügeln durchschnitten, sie fängt nordwärts von Laupen bei dem Dorfe Mauß an, läuft bei den Wydenhäfen ziemlich enge zu, und zieht sich mehr südostwärts, bis sie gerade obenher dem Dorfe Neßlern abfällt; südwestwärts aber erstreckt sich dieselbe bis gegen den Riedli herauf, und ihre ganze Länge mag eine Stunde betragen. Zunächst über Laupen befindet sich der davon benannte Laupenwald. Disseits der Sense öffnet sich das Land oberhalb

Lau-

Laupen gegen Neueneck zu; jenseit der Sense und Sane aber ist es meistens buschicht und uneben. Wahrscheinlich befand sich der größte Theil des feindlichen Heeres auf der rechten Seite der Sense und Sane, und unternahm von dieser Seite die Belagerung.

Die Berner hatten in das Städtchen Laupen eine Besatzung von vierhundert Mann gelegt, welche, sammt zweihundert Bürgern und Insassen, Ritter Johann von Bubenberg der Jüngere befehligte; sein Pannerträger war der Ritter Rudolf von Mulern. Stadt und Schloß Laupen überhaupt war der Obsorge des tapfern und mannhaften Ritters Anton von Blankenburg anvertraut. Man hatte diese Bernersche Besatzung so ausgezogen, daß aus jedem Hause Vater oder Sohn, von zween Brüdern und zween Blutsverwandten immer einer nach Laupen gelegt wurde, damit die Zurückgebliebenen desto mehr zum Ersatz der Ihrigen angefeuert werden möchten. Die Besatzung war mit aller Nothdurft, Kriegsmaschinen und Werkzeugen versehen; und der erfahrne Meister Burkart von Bennweil, des Raths, welcher damals für einen sehr geschickten Kriegsbaukünstler gehalten wurde, befand sich gleichfalls in dem belagerten Orte.

Die Verbündeten unternahmen die Belagerung mit vielem Eifer. Man pflanzte alle zu jener Zeit bekannten Sturm- und Werfzeuge auf große, oft ungeheure Maschinen, welche die Mauren erschütterten; Katapulten und andere Wurfgeschütze, welche einen Hagel von Pfeilen und den größten Steinen ausschütteten, und also die Vertheidiger tödten oder von den Basteyen und Thürmen wegtreiben sollten. Auch wurden an mehr als einer Seite mit grausamen Geschrey bei Tag und bei Nacht Anfälle und

Stür-

Stürme gewagt, um die Belagerten zu schröcken und zu ermüden; diese aber blieben unerschrocken, jagten die Anlaufenden tapfer zurück, erlegten viele derselben, und zertrümmerten ihre Arbeiten und Werke. Dagegen schleuderten die Belagerer in Kurzem mehr als zwölfhundert große Steine in das Städtchen, und die Pfeile waren fast nicht zu zählen. Allein ungeachtet des muthvollen Widerstandes, den die Feinde vor Laupen fanden, und ungeachtet der Standhaftigkeit der Vertheidiger, konnten sie doch in die Länge nicht aushalten; sie hätten der feindlichen Uebermacht, die ihnen so heftig zusetzte, endlich unterliegen müssen. Das sah man in Bern wohl ein, und machte daher die wirksamste Anstalten zum Entsatze. Die Häupter der Regierung, denen die Wichtigkeit des Platzes, und die Nothwendigkeit, ihrer Besatzung Hülfe zu leisten, sehr gut einleuchtete, waren seit dem Anfange der Belagerung auf den Gang der feindlichen Unternehmungen äußerst aufmerksam; sie beobachteten alle Fortschritte und Bewegungen der Gegenpartie, und wählten die klügsten Maaßregeln, den Anschlägen ihrer Feinde die möglichsten Hindernisse in den Weg zu legen, und sie gänzlich zu vereiteln.

Gleich im Anfange der Belagerung von Laupen hatte zu Bern alles, was Waffen tragen konnte, sich auf dem öffentlichen Lärmplatze der Stadt versammelt. Die Stadt wurde Tag und Nacht bewacht, und die Thore blieben meistens verschlossen. Alle Bürger, welche in dem großen Forste unfern Laupen Güter besaßen, räumten dieselben, und brachten ihr Vieh und ihre beste Haabe nach Bern in Verwahrung. Vor allen Dingen aber sah man sich nach Hülfe um, damit man den Entsatz desto kräftiger unternehmen könnte. Die seit wenigen Jahren mit Bern ver-

verbündeten und verburgerten Nieder-Siebenthaler und Ober-Hasler wurden aufgeboten, und alle übrige Mannschaft, die zum Stadtpanier gehörte, mußte unterm Gewehr erscheinen, um auf den ersten Wink marschiren zu können. Nun war es noch um einen tüchtigen Feldherrn zu thun. Diesen fand man bald, indem durch einstimmige Wahl der tapfere und kriegserfahrne Ritter Rudolph von Erlach zum obersten Anführer erwählt wurde.

Rudolf von Erlach stund damals in Diensten des Grafen von Nidau, dessen Vasall er war; zugleich besaß er schöne Güter um Bern herum, wo die Erlache unter die ältesten Bürger gehörten. Der Ritter kam also beim Ausbruche des Laupenkrieges in nicht geringe Verlegenheit. Auf der einen Seite mußte er seinem Lehnsherrn, dem Grafen von Nidau, untreu werden; allein auf der andern lief er Gefahr, das Bernersche Bürgerrecht sammt seinen Gütern zu verlieren, denn an eine Neutralität war nicht zu denken. Erlach erbot sich daher, bei dem Grafen zu bleiben, wenn er ihn vor allem Verlust bewahren und entschädigen wolle; allein der Graf entgegnete: er könne einen Mann wohl missen, gerne woll' er ihn seiner Lehnspflicht entlassen und ihm erlauben, für Bern sein Bestes zu thun. Hierauf sprach Erlach: „Weil ihr mich doch für einen Mann haltet, so will ich euch solches mit Gottes Hülfe beweisen, und bei und mit meinen Mitbürgern von Bern sterben und genesen.“ Als der Ritter zu Bern ankam, und ihm einstimmig das Oberkommando übergeben wurde, wollte er diese Stelle nicht eher annehmen, bis ihm Schultheiß, Rath und Gemeinde bei geschwornen Eiden, so lange der Krieg währte, einen unbedingten Gehorsam angelobten. Als dies geschehen war, sprach er seinen Mitbürgern

Muth

Muth und Zuversicht ein, und erhöhete beides dadurch; daß er sagte, er habe schon sechs Feldschlachten beigewohnt, in denen jedesmal die kleinere Partie die größere besiegt hätte. Er zog die ganze Macht der Berner zusammen, und es kamen noch dreihundert Mann aus Oberhasle, der kühne und erfahrne Ritter Johann von Weissenburg mit dreihundert Nieder-Sinnenthalern, und achtzig Reisige von Solothurn, zu Bern an. Aber die Tapfersten von Berns Helfern waren noch nicht eingetroffen.

Gleich im Anfange der Belagerung von Laupen hatte die Bernersche Regierung einen ihrer angesehensten und beredtesten Rathsherrn, den Ritter Peter von Kramburg, in die Waldkantone Schweitz und Unterwalden geschickt, um diesen streitgewohnten und tapfern Nachbarn die drohende Gefahr vorzustellen, und eilende Hülfe von ihnen zu begehren. Die letzte Verbindung der Waldkantone mit Bern war zwar damals zu Ende gegangen; dennoch pflegten sie mit einander gute Nachbarschaft, und hatten den Haß und die Feindschaft des mächtigen Adels und der Herrschaft Oesterreich gemein. Die Eidgenossen durften ihren Nachbarn nie trauen, die nur auf eine gute Gelegenheit lauerten, mit ihnen anzubinden, und ihnen stets Merkmale eines bösen Willens gaben. Der Ritter Kramburg bewog die Waldkantone durch seine dringenden Vorstellungen, daß sie ihm treulich und tröstlich zusagten, mit Hülfsvölkern zu Bern zu erscheinen, und Laupen retten zu helfen. Jeder von diesen drei Kantonen sandte dreihundert, also zusammen neunhundert Mann, welche Sonntags den ein und zwanzigsten Junius Abends spät zu Bern ankamen, und von den, von ihren Männern und Vätern fast gänzlich verlassenen Weibern und Kindern, zur Rettung der Ihrigen in Lau-

pen

pen, auf's dringendste gebeten wurden. Man bewirthete diese Hülfsvölker so gut als möglich; sie zogen noch in derselben Nacht beim Mondschein über Brünnen eiligst gegen den Forst unfern Laupen, und vereinigten sich daselbst mit der ganzen übrigen Tages zuvor ausmarschirten Bernerschen Kriegsmacht.

Die vereinigten Völker, welche im Ganzen höchstens etwas über fünf tausend Mann betrugen, giengen nunmehr mit starken Schritten auf ihre Gegner los, und erschienen Montags am zwei und zwanzigsten Junius, welches der zehen tausend Rittertag war, gegen Mittag auf der äußersten Höhe vor dem Wald im Angesicht der Belagerer von Laupen. Erlach gieng mit dem Freiherrn von Weissenburg und andern kriegserfahrnen Hauptleuten näher an die Feinde, um ihre Stellung und Fassung zu beobachten; und aus allem, was bei jenen vorgieng, konnten sie schließen, daß dieselben die Ankunft der Berner noch nicht vermuthet hätten. Erlach entschloß sich daher auf der Stelle zum Angriff; um so mehr, da die schon zu Bern von Solothurn her eingelaufenen Nachrichten ihn überzeugten, daß Graf Eberhard von Kyburg und andere österreichische Befehlshaber im Aergäu mit viertausend Mann zur Verstärkung der Feinde im Anzuge begriffen, und bereits schon bei Solothurn vorbeimarschirt seyen.

3.

Beschreibung der Schlacht. Die Berner erfechten einen entscheidenden Sieg.

Die Kriegshäupter des wider Bern verbundenen Heeres hatten entweder keine gute Spionen, oder die dichte Waldung, welche sie rings umher einschloß, am wahrscheinlichsten aber ihr übermüthiges Trotzen

und

und Pochen auf ihre den Bernern weit überlegene Menge, verhinderte sie, den Anmarsch der Feinde zu beobachten, und sich zum tapfern Empfange derselben zu rüsten. Sie hielten sich in größter Sicherheit in ihrem Lager, wo sie sich mit Wettlaufen, Turnieren, und andern Uebungen belustigten, und die Belagerung inzwischen um so viel langsamer betrieben. Ohne daß sie es bemerkt hatten erschienen die Berner in ihrer Nähe, und marschirten zum Schlage auf. Diese Erscheinung machte die Feinde stutzig, und zwang sie, in aller Eile ihre Maaßregeln zu nehmen.

Sobald der Berner Feldherr vom Rekognosciren zurückgekommen war, ertheilte er den sämmtlichen Hauptleuten den Befehl, ihre Völker zu formiren. Als sie in diesem Geschäfte begriffen waren, entstand ein rühmlicher Wettstreit um den Ehrenposten. Die Waldstättischen Hülfstruppen begehrten nemlich, gegen die feindliche Reuterey und den Adel gestellt zu werden, weil sie mit denselben schon eher zu kämpfen gelernt hätten. Die Berner antworteten: „Zwar geht der Streit zunächst und hauptsächlich uns an, indessen wollen wir unsern Freunden gerne nachstehen, und ihnen die Wahl überlassen.“ Sie stellten sich daher, mit den Bundesgenossen von Hasle und Simmenthal, gegen das Fußvolk, die Waldstätter aber gegen den Adel und die Reuterey, wobei festgesetzt wurde, daß derjenige Flügel, der seinen Gegner zuerst zum Weichen gebracht hätte, sofort auch dem andern zu Hülfe eilen sollte. Die Berner formirten also den rechten Flügel, und marschirten in drei großen Kolonnen auf, welche die Vorhut, das Mitteltreffen und den Nachtrab ausmachten. Sie stunden am Fuße des Bromberges, eines steilen Hügels, stützten ihre rechte Flanke an Holzung, und wurden rückwärts durch den Forst gedeckt. Linker

Hand

Hand waren die Waldstätter, ungefähr in gleicher Ordnung, nach dem Rang ihrer Kantone aufgezogen, und hatten ebenfalls den Forst im Rücken. Die achtzig Helme von Solothurn und die Reisigen von Bern sollten die Waldstätter unterstützen, und einen Einbruch in ihre linke Flanke verhindern. Uebrigens hatten die Berner und ihre Gehülfen überall die Höhen zum Vortheil.

Als beide Heere gegen einander aufmarschirt waren, fehlte es nicht an Feinden, welche den Bernern höhnische Vorwürfe machten, und vermessene Reden ausstießen, die man nach Verdienst beantwortete. Auch hatten jene den Leuthpriester von Bern, Diebold Baselwind, der mit der Monstranz vor dem Heere herzog, in ihre Gewalt bekommen, ihn aber, jedoch nicht ohne viele unanständige Verspottung, wieder entlassen. Da die in Schlachtordnung aufmarschirten feindlichen Völker gegen fünf und zwanzig tausend Mann ausmachten, die Berner aber kaum den vierten Theil betrugen, so zweifelte der Adel nicht an einem vollständigen Siege. Trotzig und unter harter Drohung verwarf er alle Aeußerungen, die einige Anführer, besonders der oberste Feldherr, Graf zu Nidau, zum Frieden vorbrachten, der ihren Uebermuth und die Entschlossenheit der Berner selbst, als ein böses Zeichen der Niederlage seiner Partey auslegte. Ja die Ritter giengen so weit, daß sie den jungen Grafen Johann von Saffoi, der mit hundert Pferden bei ihnen angekommen war, um im Namen seines Vaters den Streit gütlich zu schlichten, und nach Vereitlung seiner Absicht wieder abreisen wollte, fast mit Gewalt bei sich behielten. Alles dieses verzögerte die Schlacht bis gegen Vesperzeit, welches der Abend des zehen tausend Rittertages war.

Erlach

Erlach ermunterte seine Krieger mit kurzen kräftigen Worten zum Kampf für Weiber und Kinder, Eltern und Bräute, Freiheit und Vaterland. „Wo sind, rief der Held, die frischen Gesellen? (auf die Metzger und Gerber deutend), welche beim Trunk und Tanz, mit Reben bekränzt, den Feinden Hohn sprachen? Hervor jetzt! Hier Panner! Hier Erlach!“ So viel Worte, so viel Blitze entflammten die Herzen der Tapfern. Kriegerischer Muth glühte in allen Gesichtern. Schnell riß sich dieser Kern der Bernerschen Jugend durch die Glieder hervor, stellte sich, des Sieges nun fast gewiß, mit freudigem Zuruf hinter die Feldherren und um ihr Panner herum. Jetzt ließ Erlach seine Leute ein Feldgeschrei machen, und durch die Schleuderer einen Hagel von Steinen unter die Feinde hinabschmeissen, wodurch dieselben, besonders die Reuter, in ziemliche Verwirrung geriethen. Hierauf sollten sich die Berner mehr rechts rückwärts ziehen, um die Höhe noch besser zu gewinnen. Diese vielleicht zu schnell ausgeführte Bewegung wurde von den Hintersten für eine Flucht angesehen; verzagt liefen die Erschrockenen in den Forst zurück, wo sich einige versteckten, und deshalb mit dem Schimpfnamen Förster in der Folge belegt wurden. Die meisten aber gewahrten ihren Irrthum, kehrten um, und wetzten die Scharte tapfer aus. Als dieß dem Feldherrn berichtet wurde, rief er: „Das ist gut, daß sich die Bösen von den Guten, wie Spreuer von den Körnern sondern.“ Sodann ließ er durch den leichtbewafneten Vortrab den ersten Angriff thun, wobei sich die Berner eiserner Streit- oder Sichelwagen von Meister Burkarts Erfindung bedient haben sollen. Als diese genugsam auf die feindlichen Glieder gewirkt hatten, drang der kühne Feldhauptmann Erlach, mit dem Panier von Bern

in

in der Hand, an der Spitze seines ganzen rechten Flügels, in mächtigem Anfall bergunter in die Feinde. Nach seinem Beispiele kämpften die Berner, und trennten die dichtesten Reihen, welche Glied auf Glied, Mann an Mann, wie Gras an Sensen dahin- und übereinander stürzten. Kurz aber hitzig war das Gefecht, und der Rest des feindlichen Fußvolks floh in Unordnung vor dem Schwerdte der Sieger, welche sie gleich wohl nicht weit vom Kampfplatze verfolgten, weil sie ihren Bundesgenossen zu Hülfe eilen mußten.

Denn zu derselben Zeit, als der Bernersche rechte Flügel, den feindlichen linken angrief und schlug, waren die waldstättischen Völker mit der gegenseitigen Reuterey an einander gerathen. Da auf dieser Seite das Terrain weniger waldigt, und der Bromberg minder steil war, so konnte die feindliche Reuterey mit besserm Vortheil manövriren und sich ausbreiten. Die Schweitzer bekamen daher hier einen harten Stand. Das Gefecht war sehr hartnäckig, und der Vortheil mehr auf der Seite des Adels, als der Waldstättischen. Die feindliche Reuterey setzte den Schweitzern so heftig zu, daß die Bedrängten zu zweien malen einen von den Ihrigen auf Speeren emporhuben, und die bereits siegenden Berner um Hülfe anrufen ließen. Diese waren mit dem feindlichen Fußvolk eben fertig geworden, schwenkten sich mit allen Panieren und mit ganzer Macht links herum, und fielen der feindlichen Reuterey im entscheidenden Augenblicke so muthig in die Seite, daß sie dem doppelten Angriffe auf ihre Front und Flanken nicht zu widerstehen vermochte, sondern in eine offene Flucht gerieth, und, da sie wegen der unebenen und buschigten Gegend nicht schnell genug retiriren konnte, von den Siegern noch eingeholt und übel zugerichtet wurde. Das Metzeln unter dem

Adel

Adel und den Reisigen war so entsetzlich, daß der schwäbische Ritter von Blumenberg, bei Erblickung dieses Blutbades, zu seinen Waffenbrüdern sagte: Es sey ihm unmöglich, so viele Grafen und Herren zu überleben! worauf er mit verhängtem Zügel mitten in die siegenden Waldstätter sich stürzte, und einen rühmlichen Tod fand.

Der Ueberrest des geschlagenen Heeres floh in gröster Zerstreuung davon; die Welschen und Freyburger zerstoben längs der Sense ober-, und die Deutschen längs der Sane unterhalb Laupen. Graf Peter von Arberg hatte gleich im Anfange, als er den schlimmen Ausgang ahnete, mit einigen seiner Leute das Treffen verlassen, die hinter dem Heer haltenden Gold- und Silberwagen geplündert, und war niederträchtiger Weise mit dem besten Geräthe seiner Bundesgenossen davon und nach Haus geeilt. Bei seiner Ankunft zu Arberg fand er mehrere österreichische Befehlshaber mit vier tausend Mann frischer Hülfsvölker, denen er selbst, und gleich darauf noch andere aus der Schlacht entronnene Flüchtlinge, durch den Bericht von der Niederlage der Ihrigen, einen solchen Schrecken einjagten, daß sie ohne fernern Aufenthalt eiligst wieder das Land hinabflohen.

Die Sieger zeigten sich nach geendigter Schlacht sogleich vor Laupen, wo sie ihren Sieg verkündigten und mit großer Freude empfangen wurden. Das ganze siegende Heer blieb die Nacht über auf der Wahlstatt, und pries Gott auf den Knieen für den erlangten herrlichen Sieg. Die Berner waren großmüthig genug, die feindlichen Verwundeten so gut als ihre eigenen zu versorgen. Erlach dankte den sämmtlichen Hülfsvölkern für ihren treuen Beistand und die geleisteten guten Dienste, mit der Versicherung: „daß eine Stadt Bern solches zu keinen Zei-

ten vergessen, sondern ihre spatesten Enkel daran erinnern würde, welcher Väter Kinder sie seyen." — Als das Heer am folgenden Tage in Bern einzog, wurde es mit größtem Jubel und Freudengeschrei empfangen. Der Verlust der Berner und ihrer Hülfsvölker war in diesem blutigen Treffen sehr unbeträchtlich; er betrug an Todten und Verwundeten kaum hundert und zwanzig Mann. An Siegeszeichen eroberten die Berner in dieser Schlacht sieben und zwanzig Haupt- und kleinere Paniere, das feindliche Lager, Gepäck und allen Troß, was nicht bei Zeiten geflüchtet, oder durch den Grafen von Arberg geplündert worden war. Im Treffen selbst verloren die Feinde, nach der geringsten Angabe, blos an Edeln und Reisigen über tausend Mann, darunter hundert und vierzig gekrönte Helden, lauter berühmte Feldherren, Grafen und vornehme Ritter. Vom Fußvolk rechnete man die Gebliebenen auf zwei bis drei tausend Mann.

Der Feldherr von Erlach und der Freiherr von Weissenburg giengen nach geendigtem Streit auf dem Wahlplatze herum, und besichtigten die feindlichen Todten. Unter diesen erkannten sie den Grafen Rudolf zu Nidau, den Grafen Gerhard zu Valendis, den Grafen von Griers, den Schultheiß Johann von Magenberg, und den Pannerträger Johann von Fulistorf, beide von Freiburg, nebst sehr vielen andern Grafen, Herren und Edeln aus dem Elsaß, Schwaben und Tyrol. Die Trauer um alle diese Erschlagenen war in ihrer Heimat groß und allgemein. Keiner von allen wurde so sehr beklagt, als der junge Graf von Saffoi, den sein Vater als Vermittler gesandt hatte, und der sich hatte überreden lassen, dem Treffen beizuwohnen. Die Berner bezeugten seinem Vater ihr Beileid, und ließen ihm den Leichnam

seines

seines Sohnes verabfolgen. Der betrübte Vater antwortete, daß er seines einzigen Sohnes Tod nicht ihnen, den Bernern zuschreibe, sondern allein denen vom Adel, welche ihn wider seinen Willen bei sich behalten und ins Treffen geführt hätten; an welchen also, und nicht an den Bernern, er sich zu rächen suchen werde.

Seit dem Laupenkriege, der Bern vom Verderben rettete, ermangelten die tapfern Bewohner der Stadt nicht, bei jeder Gelegenheit zu zeigen, daß sie Siege nicht nur zu erfechten, sondern auch zu nutzen wüßten. Das Glück war ihnen auch bei allen ihren fernern Zügen ungemein günstig.

III. Türkische Belagerung der Insel Rhodus.

Im Jahr 1522.

I.

Ursprung und frühere Schicksale der Johanniter- oder Rhodiser-Ritter.

Die Kreuzzüge nach dem heiligen Lande, und der zu jener Zeit allgemein rege Drang nach ritterlichen Abentheuren, gaben mehreren geschlossenen Rittergesellschaften ihr Daseyn, einer Art von Miliz, die sehr glänzend und nicht ohne Nutzen war. Ihr lag es ob, die Straßen von Räubern zu reinigen, be-

 ständ-

ständig mit den Anhängern des Korans zu kriegen, den armen und kranken Pilgrimen zu dienen, und andere Verrichtungen zu übernehmen, welche die Noth der Christen zu erfordern schien.

Tausende von Wallfahrern, die nicht gerade um Fechtens, sondern um Betens und Büßens willen kamen, strömten in dem heiligen Lande zusammen. Viele darunter hatten nichts weiter, als ihren blinden Glauben an die Vorsehung, die auch die Raben ernähre und die Lilien auf dem Felde kleide. Die Unsicherheit des Landes war dabei so groß, daß man sogar vor den Thoren Jerusalems Gefahr lief, von einer streifenden Parthey Araber aufgehoben zu werden. Weit größer waren aber natürlich die Gefahren für diejenigen Pilgrime, welche ihre Andacht nach der Taufstelle am Jordan, oder in die Wüste führte, wo der Heiland versucht ward. Solche fromme Wallfahrer auf ihren Wanderungen zu schützen und mit den Nothwendigkeiten des Lebens zu versehen, ward für sehr verdienstlich gehalten. Diesen Schutz übernahmen Ritter, welche sich, zur glücklichern Erreichung ihrer Absicht, in eine gesellschaftliche Verbindung einließen. Die älteste Verbindung dieser Art hieß der Orden der Hospitalarier oder Johanniter, welcher mit der Zeit den Namen Rhodiser und zuletzt Maltheser erhalten hat. Schon lange vor dem ersten Kreutzzuge hatten italienische Kaufleute in Jerusalem eine christliche Kirche, ein Kloster und Hospital gestiftet, worinn arme und kranke Pilgrime aufgenommen und verpflegt wurden. So wie sich gutherzige Menschen dem Dienste widmeten, so sorgten Andere durch Geschenke und Almosen für ihren Unterhalt. Ein eigener Meister und Oberer stand dem Hospitale und dessen Wärtern vor, welche zusammen eine Brüderschaft ausmachten. Sie

wähl:

wählten den heiligen Johannes zu ihrem Patron, und nannten sich Hospitalbrüder des heiligen Johannes von Jerusalem.

Da dieses Hospital nach Errichtung des Königreichs Jerusalem durch die Freigebigkeit guter Leute allmählich größere Einkünfte bekam, so versprach der Vorsteher desselben, um das Jahr ein tausend ein hundert und zwanzig, dem Könige von Jerusalem, mit seinen Brüdern auf seine Kosten wider die Unglaubigen zu Felde zu ziehen. Diesen Antrag billigte der König, und die Päbste bestättigten ihn durch ihr Ansehen. So entstand plötzlich und unvermuthet aus stillen Dienern der armen und kranken Kriegsleute ein Ritterorden, der in drei Klassen getheilt wurde, in Ritter, das ist in Kriegsleute von vornehmer Geburt, deren Pflicht seyn sollte, für die christliche Religion zu streiten; in Priester, welche den Gottesdienst verrichten sollten; und in dienende Brüder, die nicht von Adel waren. Die Ritter unterschieden sich durch einen schwarzen Mantel, mit einem weissen achteckigen Kreutze; den dienenden Brüdern war nur ein Waffenrock gestattet. In der Folge theilten sich die Mitglieder des Ordens in acht Zungen oder Landsmannschaften. Das Haupt des Ordens war der Großmeister, unter denselben zunächst standen die Häupter der Zungen, und unter diesen die einzelnen Ritter und Brüder.

Von der Zeit seiner Stiftung an gab der Johanniterorden große Beweise von Tapferkeit, und erwarb sich zugleich unermeßliche Reichthümer. Schon vor Ablauf des dreizehenten Jahrhunderts hatte er sich über die ganze Christenheit verbreitet, und besaß neunzehen tausend beträchtliche Güter, worunter ansehnliche Herrschaften waren. Als Jerusalem für die Christen verloren gieng, und die Ritter das heilige

Land

Land räumen mußten, giengen sie nach Cypern, und wurden als Korsaren den Mahomedanern furchtbar. Unter ihrem tapfern Großmeister Fulko von Villaret eroberten sie in den Jahren ein tausend drei hundert und neun, und zehen, die Insel Rhodus, machten sie zum Sitz ihres Großmeisters, und nannten sich nun Rhodiserritter.

Die Türken mußte der Verlust dieses schönen und fruchtbaren Eilandes von zwanzig Quadratmeilen, das nur zwei Meilen von der südlichen Küste Kleinasiens zwischen den Inseln Candia und Cypern gelegen ist, um so mehr schmerzen, je häufiger die Ritter ihnen mannigfaltigen Schaden zufügten. Sie machten verschiedene Versuche, sich wieder in Besitz der Insel zu setzen, aber die Tapferkeit der Ritter vereitelte alle ihre Anstrengungen, bis die Treulosigkeit eines unwürdigen Ordensgliedes den günstigen Zeitpunkt herbeiführte.

2.

Rüstungen des Großmeisters Villiers gegen einen Angriff der Türken.

Philipp von Villiers, Herr der Insel Adam, aus einem der ältesten und berühmtesten Häuser in Frankreich abstammend, war im Jahr ein tausend fünfhundert und ein und zwanzig zum Großmeister des Ordens auf Rhodus erhoben worden. Seine bewundernswürdige Geschicklichkeit in großen Unternehmungen, sein biederer, offener Charakter, der unverkennbar aus allen seinen Handlungen hervorleuchtete, hatte ihm die unbegrenzte Achtung der Ritter erworben. Die Wahl des neuen Großmeisters erweckte daher allgemeine Freude; nur der Kanzler des

Ordens

Ordens, Andreas von Amaral, war darüber empört, weil er sich vor allen mit dieser Erhebung geschmeichelt hatte, auf die er die meisten Ansprüche zu haben wähnte. Sein Stolz brütete Rache, und in der ersten Hitze schwur er, Villiers sollte der letzte Großmeister auf Rhodus seyn. Ein türkischer Sklave, den er im Kriege erbeutet hatte, ein verschmitzter arglistiger Kopf, diente ihm zum Werkzeuge bei seinem verrätherischen Vorhaben. Unter dem Vorwande, sein Lösegeld zu holen, sandte er ihn heimlich an den Sultan Soliman den Zweiten nach Konstantinopel. In diesem Briefe feuerte er den Sultan zur Belagerung der Stadt Rhodus an, und fügte eine umständliche Beschreibung des Zustandes der Stadt, ihrer schwächsten Gegenden, der Anzahl der Ritter und ihrer Mannschaft, endlich auch ihres Vorrathes an Lebensmitteln und Munition bei.

Soliman, der schon lange Absichten auf die Insel hatte, fand den Antrag sehr schmeichelhaft, und suchte dem Urheber durch die glänzendsten Versprechungen ein unumschränktes Vertrauen einzuflößen. Er hatte vor kurzem Belgrad erobert, und versprach sich von der Belagerung von Rhodus einen eben so glücklichen Erfolg. Eine so glänzende Eroberung schmeichelte dem Stolz und der Rachsucht des jungen Fürsten. Die unaufhörlichen Klagen seiner Unterthanen, welche der Handel aus ihrem Vaterlande lockte, und die oft eine Beute der Ritter geworden waren, hatten ihn gegen sie gereitzt. Am meisten wirkten aber die lebhaften Vorstellungen des Mufti, der ihm dringend anlag, die lästigen Bedrückungen, welche die heiligen Pilger nach Mecca von den christlichen Heerscharen erdulden mußten, nachdrücklich zu ahnden. Religion und Gewissen erwachten in ihm, und hiessen ihn zu den Waffen greifen; aber die

Klug=

Klugheit rieth ihm, die Sache der Entscheidung des Divans zu überlassen. Einige Bassen beeiferten sich zwar auf alle ersinnliche Art, dieses Vorhaben zu vereiteln, indem sie dem Sultan die Schwierigkeiten dieser Belagerung und die traurigen Beyspiele seiner Vorfahren, die vergebens ihre Macht und ihre Schätze auf die Unterjochung dieses Ordens verschwendet hätten, vorstellten; aber die schmeichelhaften Gegenvorstellungen seines Generals Mustapha überwogen die lästigen Bedenklichkeiten der Bassen und feuerten seine Ruhmbegierde an, diese Entwürfe unverzüglich auszuführen. Auf nichts war er eifriger bedacht, als die gegenwärtige Disposition der Insel und des Großmeisters zu ergründen. Er schickte zu dem Ende einen Brief an den letztern, der einen Glückwunsch zu seiner glänzenden Beförderung enthielt. Diesem Briefe hatte der schlaue Soliman eine so listige Wendung gegeben, daß ihm auf den ersten Anblick nichts angelegener zu seyn schien, als den gegenseitigen Frieden zwischen der Insel und der Pforte zu erhalten.

Der kluge Großmeister ließ sich nicht täuschen. Ihm blieb es nicht lange verborgen, daß Rhodus eine Belagerung drohe, und er theilte die Nachricht sogleich, durch eine Aufforderung an alle christliche Staaten, dem ganzen Orden mit. Zu größerer Vorsicht trieb er sogleich alle Einkünfte des Ordens ein, nnd wandte sie zu Kriegsvorrath an. Das Sendschreiben des Sultans beantwortete er so, daß dieser wohl merken konnte, man habe seine Politik durchschauet, und sey auf alles wohl vorbereitet.

Soliman ärgerte sich darüber, ohne deshalb seinen Plan fahren zu lassen. Mißtrauisch gegen die verrätherischen Entdeckungen Amarals, gab er sich viele Mühe, Gesandte von Rhodus zu erhalten, um

ihnen

ihnen durch die Martern der Tortur Aufschlüsse über den Zustand ihres Vaterlandes zu entreissen. Seine Bemühungen waren aber vergebens, viemehr wandte Villiers allen Fleiß an, um auf jedes Ereigniß in Bereitschaft zu seyn. Er ließ die Stadtgräben ausräumen, die alten Verschanzungen ausbessern, und neue hinzufügen. Um den Türken alle Lebensmittel abzuschneiden, ließ er das Getreide, ungeachtet es noch nicht reif war, von den Feldern nehmen, die vor der Stadt gelegenen Lusthäuser und Kirchen schleifen, und die Ruinen hineinschaffen, um zu verhindern, daß sich die Muselmänner derselben nicht zu Batterien für ihr Geschütz bedienen möchten. Auf der andern Seite lockte er alle Landleute in die Stadt, um sie als Schanzgräber zu gebrauchen, so wie auch die auf dem Ozean umher schwärmenden Abentheurer, die unter dem Panier des Ordens den Kreuzzug wider die Unglaubigen machten und Schutz und Sicherheit in dem Rhodiser Hafen fanden. Auch für die Ernährung des Volks mußte so gut gesorgt werden, wie für den Unterhalt der Ritter und ihrer Truppen. Dieß war ein Hauptaugenmerk des Großmeisters. Er ordnete drei Kommissarien an, die für den Mund- und Kriegsvorrath der Stadt sorgen sollten, und um ihnen größeres Ansehen zu geben, wählte er sie aus der Klasse der Großkreuze.

Durch das Loos wurde Amaral einer dieser Kommissarien. Der Verräther, der dem Sultan seine Treue verpfändet hatte, suchte dem Großmeister die Gefahr zu verkleinern, und die ganze Vorbereitung als kostspielig und zwecklos vorzustellen. Villiers, mit seinen wahren Gesinnungen unbekannt, schrieb diese Vorstellungen einer unzeitigen Sparsamkeit zu, und fuhr ungehindert in seinen Vorbereitungen fort. Er wußte wohl, daß alles, was man sonst hin-

hinreichend nennt, in Kriegszeiten kaum für Nothdurft gelten kann: ungeachtet die drei Kommissarien den gegenwärtigen Vorrath für hinlänglich erklärten. Er ließ eine Ladung Wein aus Kandia kommen, und zugleich bei dem Gouverneur dieser Insel um Erlaubniß bitten: fünfhundert Mann Rekruten aushe-ben zu dürfen. Das erstere hatte keine Schwierigkeit, das letztere mußte durch List bewerkstelliget werden, indem man die Rekruten als verkleidete Kaufleute und Matrosen auf die Schiffe brachte. Indessen gieng das Vorhaben doch glücklich von statten. Bei dieser Gelegenheit lockte Villiers auch den verdienstvollen Ingenieur Martinengo, der sich dem Dienst der besagten Insel gewidmet hatte, wiewohl mit Lebensgefahr des Letztern, auf seine Seite. Und dieser verdienstvolle Mann war es auch, der Rhodus nachher während der Belagerung die wichtigsten Dienste leistete. Das erste, was der Großmeister durch ihn bewerkstelligen ließ, war die Besichtigung und Verbesserung der Festungswerke, die in allen Theilen um ein ansehnlichers vermehrt und verstärkt wurden.

Nachdem alle nöthigen Vorkehrungen getroffen waren, fertigte Villiers Gesandte an alle christliche Höfe ab, um sich ihres Schutzes und Beistandes zu versichern; aber statt thätiger Beweise erhielt er leere Freundschafesversicherungen und kahle Entschuldigungen. Er mußte also seine einzige Zuflucht zu Gott und der unverdrossenen Tapferkeit seines kleinen Heeres nehmen. Indessen unterließ er nichts, was in seiner Gewalt stand, und wovon er sich nur einiger maßen Vortheil, oder doch wenigstens Verhinderung des kleinsten Verlustes versprechen konnte. Er nahm zuvörderst eine allgemeine Besichtigung seiner Truppen vor, und fand, daß sich ihre Anzahl, Ritter und

Mann-

Mannschaft zusammen genommen, ungefehr auf fünf tausend Mann belief. Diese theilte er in besondere Körps, und wies jedem seine eigene Beschäftigung an. Endlich ließ er den Hafen mit einer doppelten Kette verschließen, die Mauern mit Geschütz bepflanzen, und alle mögliche Vertheidigungsmaschinen und Kriegsinstrumente in größtem Ueberfluß herbeischaffen. Auch bestimmte er vier Großkreutze dazu, mit ihren Kompagnien denjenigen Oertern zu Hülfe zu kommen, die zu sehr von dem Feinde in die Enge getrieben werden würden, um die Verwundeten und Getödteten zu ersetzen. Der erste dieser Kapitains war unglücklicherweise der verrätherische Amaral, von dessen feindseligen Absichten man damals noch nicht das geringste ahndete.

Zu eben der Zeit, da der Großmeister diese Verfügungen traf, gelang es den Türken, durch die schändlichste Verrätherey einen vornehmen Rhodiser in ihre Gewalt zu bekommen, und ihm die geheime Disposition seines Vaterlandes, bis auf die geringfügigsten Umstände, durch die Folter zu entreissen. Soliman kündigte nun ohne längern Aufschub dem Großmeister den Krieg an, und dieser fuhr fort, sich in Stand zu setzen, dem furchtbaren Feinde die Spitze zu bieten.

Da es bei dieser Belagerung einzig darauf ankam, die Hauptstadt zu retten, und die übrigen Inseln des Ordens sich ohne Mühe behaupten konnten, wenn dieses gelang, so zog Villiers den größten Theil der Einwohner dieser Inseln, und vorzüglich der von Rizzaro, in die Hauptstadt zusammen, und vertheilte sie, mit einem gehörigen Vorrath von Lebensmitteln, in die Schlösser und andere Festungen der Insel. Die muthigsten Ritter übernahmen das Kommando darüber, und erhielten Befehl, im Fall sie belagert wür-

würden, sich so lange als möglich zu halten, um der Hauptstadt Luft zu machen.

3.

Ankunft der Türken auf Rhodus. Tapferkeit der Belagerten. Muthlosigkeit der Türken. Soliman erscheint selbst.

Soliman hatte inzwischen seine Rüstungen vollendet, und ließ im Sommer des Jahres ein tausend fünf hundert und zwei und zwanzig seine Armee, die aus hundert und vierzig tausend Mann Fußvolk bestund, unter Segel gehen. Ohne ein Hinderniß auf dem Wege anzutreffen, näherte sich die Flotte, die vierhundert Segel zählte, der Insel. Die ersten zwei Wochen hindurch verhielten sich die Türken ganz ruhig, einzig beschäftiget, ihre Truppen, nebst dem groben Geschütz und allem, was sie an Mund- und Kriegsvorrath mit sich gebracht hatten, ans Land zu schaffen. Sobald dies geschehen war, berathschlagten sie, ob man zuerst die festen Schlösser angreifen, oder sogleich stürmen wolle? Der Großvezier entschied für das letztere, und Rhodus wurde belagert. Man öffnete also die Laufgräben, und errichtete nahe an der Stadt eine Batterie.

Die Türken lernten alle bald einsehen, daß sie es mit einem entschlossenen Feinde zu thun hatten. Was sich in der Ebene sehen ließ, wurde von den Kanonenkugeln der Festung niedergeschmettert. Es wurden neue Laufgräben eröffnet und neue Batterien errichtet; aber die Ritter bestürmten ihre Feinde mit einem unaufhörlichen Kanonenfeuer, das nicht eher ruhte, als bis auch diese Batterie, mit Schutzwehr, Schanzkörben, Sandsäulen und den Kanonieren zerschmet-

schmettert waren. Das Schwerdt rieb auf, was die Kanonen verschont hatten. Täglich und stündlich fielen Gefechte vor, und die Ritter thaten keinen einzigen Ausfall, wo nicht der ganze Schwarm Türken, welche die Laufgräben überschwemmt hatten, bis auf den letzten Mann niedergehauen worden wäre.

Von jeher waren die Türken gewohnt, aus dem ersten Treffen Vorbedeutungen zu ziehen; bei dem heftigen Widerstand, den sie fanden, versprachen sie sich daher von der Zukunft wenig Gutes. Die Janitscharen, und selbst die Offiziere fanden die Tapferkeit der Ritter so sehr über die Beschreibung, welche man ihnen davon gemacht hatte, daß sie schon öffentlich murrten, gegen so furchtbare Krieger ins Treffen geschleppt worden zu seyn. Durch die Vorsicht des Großmeisters lag die ganze Insel wie verödet, von allen ihren Einwohnern verlassen, von Lebensmitteln und Fourage entblößt da. Auch konnten sich die türkischen Soldaten Fouragirens halber nie von der Armee entfernen, ohne auf feindliche Partheyen zu stoßen, die aus den Festungen der Insel hervorstürzten, oder sich sorgfältig im Hinterhalt versteckt hielten, und alles, was ihnen in die Hände fiel, ohne Barmherzigkeit niedermachten. Ein so mühseliger und blutiger Krieg, die unüberwindlichen Verschanzungen des Orts, das unaufhörliche Kanonenfeuer der Ritter, der geringe Vorrath von Lebensmitteln, der noch dazu sorgfältig für die Zukunft verspart wurde, weil man nirgends als über's Meer frischen herbey schaffen konnte, so wenig Hoffnung Beute zu machen, so wenig Aussicht auf Belohnungen in Abwesenheit des Sultans, endlich das wenige Zutrauen zu dem jungen Großvezier, der in den Palästen des Serails erzogen worden war: alles dieses erweckte Ueberdruß bei der Armee, woraus zu-

letzt

letzt ein lautes und allgemeines Murren wurde. Wenn ein Angriff befohlen, oder ein Ausfall zurück zu treiben war, so geschah es nie ohne die strafbarste Widersetzlichkeit. Der Soldat geberdete sich wie verzweiflungsvoll, als gienge er, anstatt des Sieges, der unvermeidlichen Sklaverey oder dem Tode entgegen. Die Furcht erstickte zuletzt ganz den Gehorsam, und machte ihn taub gegen alle Befehle seines Feldherrn.

Soliman hatte einem gewissen Bassa heimlich den Auftrag gegeben, ihm die genaueste Nachricht von allem zu ertheilen, was bei dem Heere vorfiele. Dieser eröffnete ihm die Muthlosigkeit der Soldaten, mit der Versicherung, daß nur seine persönliche Gegenwart fähig wäre, den Keim einer Rebellion zu ersticken, und den gesunkenen Muth der Soldaten wieder zu erhöhen.

Der Sultan beschloß, ohne Zeitverlust sich an die Spitze seiner Truppen zu stellen, und machte sich mit einem Gefolge von eilf tausend Mann auf den Weg. Während er seine Reise weiter fortsetzte, schmiedete ein gemeines türkisches Weib, welches ein Bürger von Rhodus als Sklavin bei sich im Hause hatte, ein Projekt, das auszuführen hundert tausend Türken nicht im Stande gewesen wären. Da die Ritter täglich mit den Unglaubigen im Handgemenge waren, so beschloß sie, die vornehmsten Gegenden der Stadt in Brand zu stecken. Weil sie aber ihr Vorhaben nicht allein ausführen konnte, so theilte sie es verschiedenen andern Sklaven ihres Glaubens mit. Sie fand endlich Mittel, ihre Absicht auch den türkischen Generalen zu entdecken, und mit ihnen in Unterhandlung zu treten. Die Stunde und der Ort, wo das Feuer angelegt werden sollte, war schon verabredet, und die Maaßregeln so gut getroffen, daß

Rho-

Rhodus ohne Rettung verloren gewesen wäre. Zum größten Glück entwischte das Geheimniß einigen Sklaven, die sogleich in Verhaft gezogen, und auf der Folter zum Geständniß gebracht wurden. Nur die Urheberinn leugnete standhaft, und ertrug gelassen die grausamsten Martern. Da ihre Mitschuldigen aber in der Bestürzung alle Schuld auf sie allein schoben, so ward sie trotz ihres Läugnens aufgeknüpft, und ihre Mitverschwornen wurden gevierttheilt.

Als Soliman auf Rhodus angekommen war, so betrug er sich gegen die Rebellen in seinem Heere mit bewundernswürdiger Klugheit. Schon sein Anblick machte sie zittern, aber seine Drohungen und öffentlichen Beschimpfungen erfüllten die Zaghaften mit der heftigsten Begierde zu kämpfen. Niedergestürzt auf ihre Kniee flehten sie den strengen Richter um Schonung ihres Lebens, und verlangten mit betäubendem Geschrey, an die gefahrvollesten Posten gestellt zu werden. Soldaten und Schanzgräber minirten Tag und Nacht, thürmten Batterien auf Batterien, und bestürmten die Stadt mehrere Tage nach einander mit einem unaufhörlichen Kanonenfeuer. Schon machten sie sich Hoffnung, die Festungswerke in Kurzem zerstören zu können; aber wie erstaunten sie, als ihnen ein Kundschafter die Nachricht gab, daß ihre Kanonen kaum die Schießscharte der Mauern berührt hätten. Dieß rührte vermuthlich davon her, weil ihre Kanonen entweder eine falsche Richtung, oder ihre Batterien eine ungünstige Lage hatten. Die Ritter auf dem St. Johannisthurme konnten alles entdecken, was in dem Lager und den umherliegenden Gegenden vorfiele, und wenn sie nur einige Stücke auf diesem Thurme aufpflanzen wollten, so würde es ihnen ein leichtes seyn, dem Sultan,

wenn er auf Besichtigung der Arbeiten ausgienge, mit einer Kugel das Leben zu nehmen.

Auf diese Nachricht änderten die Türken ihre Batterien, und richteten auch eine derselben gegen den Johannisthurm. Allein der Erfolg war nicht der gewünschte, denn schon die ersten Kugeln zerstörten das kaum begonnene Werk. Nunmehr wurde beschlossen, weil die Stadt unter ihren Festungswerken gleichsam begraben lag, zwei Bollwerke aufzuthürmen, die riesenmäßig über die Mauren der Stadt emporragen, und dieselben beherrschen sollten. Die Soldaten und Schanzgräber schleppten mehrere Tage hindurch Erde und Steine zusammen, und thürmten sie zwischen den sogenannten spanischen und auvergnischen Posten auf, der italiänischen Bastei gerade gegenüber. Da diese beiden Posten dem Kanonenfeuer der Festung ausgesetzt waren, so verlor eine uuglaubliche Menge Soldaten ihr Leben durch die feindlichen Kugeln. Mustapha, der das Werk gerne durchsetzen wollte, trug kein Bedenken, diese Menschen aufzuopfern.

So stiegen denn endlich zwei Hügel zehen bis zwölf Fuß über die Mauer empor, von welchen aus die Stadt beschossen werden konnte. Die ersten Angriffe geschahen auf den deutschen Posten, allein der Großmeister begab sich selbst dahin, und ließ ihn von innen durch Erde, Balken und Reiser unterstützen. Unterdessen wurden die Batterien der Türken, die dem Kanonenfeuer auf dem Palaste des Großmeisters ausgesetzt waren, muthig bestürmt, und in Kurzem stürzten sie sammt ihren Brustwehren, Schanzkörben und Sandbänken zusammen. Es wurden zwar sogleich andere errichtet, aber blos, um dasselbe Schicksal zu erfahren. Die türkischen Kanonen thaten nicht die geringste Wirkung, weil sie eine unglück-

liche

liche Richtung hatten, und auf einem erhabenen Orte aufgepflanzt waren, so daß ihre Kugeln in gerader Linie über die Mauern wegflogen und ihr Ziel ganz und gar verfehlten. Die Türken mochten ihre Batterien aufrichten, wo sie wollten: ihre Kanonen blieben ohne Wirkung, und wurden von den feindlichen unbrauchbar gemacht. Um diesem Nachtheil zu entgehen, kamen sie endlich auf den Einfall, ihr Geschütz nur des Nachts aufzupflanzen, des Morgens aber sammt den Schanzkörben und Sandsäulen in den Sand zu verscharren. Dieser Einfall glückte. In der nächsten Nacht wurden über fünfhundert Kanonen gegen die Westseite der Mauer losgebrannt und das ganze Viertel stürzte in den Graben.

Schon triumphirten die Türken und hofften in Kurzem die Festung in ihre Gewalt zu bekommen: aber wie erschracken sie, als bei einbrechendem Morgen eine andere mit Brustwehr versehene Mauer hinter dieser ersten emporstieg. Dieser unerwartete Anblick vereitelte mit einem male alle ihre Mühe, und benahm ihnen den Muth. Der Sultan gieng selbst hin, sie zu besichtigen, und da er erfuhr, daß dieses die unüberwindlichste Gegend der ganzen Festung wäre, so beschloß er davon abzustehen und andere Posten anzugreifen. Es geschah. Eine unglaubliche Menge von Kanonen bestürmten die vornehmsten derselben Tag und Nacht, und richteten großen Schaden an. Dieses Kanonenfeuer, bei dem der italiänische Posten am meisten litt, währte einen ganzen Monat lang.

Als der Großmeister die wachsende Gefahr gewahr wurde, ließ er zwei hundert Mann einen Ausfall thun, um Zeit zu gewinnen, Abtheilungen und Zufluchtsörter hinter der Bresche zu machen, bevor der Feind einen Hauptsturm wagte. Dieser Trupp

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

stürzte sich mit bewafneter Faust in die Laufgräben, überraschte die Türken, hieb in Stücken, was ihm vor die Klinge kam, jagte die übrigen in die Flucht und verschüttete einen großen Theil der Laufgräben, ehe er sich in die Festung zurückzog. Die Türken stürzten wüthend herbei, und versuchten es, die angreifenden zurückzutreiben; da sie aber durch eine Gegend mußten, die dem Kanonenfeuer ausgesetzt war, so blieb eine große Menge von ihnen auf dem Platze, und die Christen erreichten unter dem Schutz eines unaufhörlichen Kugelsturms, die Festung ohne beträchtlichen Verlust. Die Türken hatten nicht nur das Unglück, eine große Menge Soldaten einzubüßen, sondern auch alle ihre Maschinen und Belagerungswerke zerstört zu sehen. Der Großvezier suchte sich zwar dadurch wieder zu rächen, daß er ein ansehnliches Korps aufstellte, welches aus lauter sichern Schützen bestand, und die den Arbeitsleuten in der Festung mit Musketenfeuer hart zusetzen mußten, wobei die Ritter viele ihrer brauchbarsten Leute verloren. Aber auch dieser Verlust war von einem nicht minder ansehnlichen von Seiten der Türken begleitet.

Der Großmeister sah nicht ohne Besorgniß, wie seine Mannschaft, bei den ununterbrochenen Angriffen der Türken, immer mehr zusammenschmolz. Die Festung durfte, wenn es nicht die dringendste Noth erforderte, keinen ihrer Vertheidiger ferner aufs Spiel setzen, ohne ihrem Untergange entgegen zu eilen. Das einzige Rettungsmittel war, die Belagerung in die Länge zu ziehen, um Winter und Frühling zu gewinnen, weil die Türken alsdann allem Ansehen nach die See nicht würden länger behaupten können. Auch an Pulver fieng es an, der Festung zu gebrechen. Dieß war das Werk des verrätheri-

schen

schen Amaral, der den Vorrath für hinreichend angegeben hatte. Aber auch diesen Mangel wußte die bewundernswürdige Vorsicht und Geistesgegenwart des Großmeisters zu ergänzen, der einen ziemlichen Vorrath von Salpeter angeschafft hatte, welches nun zu Pulver verarbeitet wurde. Er verbot zugleich, unausgesetzt zu feuren, damit man dem bevorstehenden Hauptsturm desto kräftiger Widerstand thun könnte.

Der Sultan hatte inzwischen seine unzählige Menge von Schanzgräbern in besondere Haufen getheilt, wovon einige dazu gebraucht wurden, Schutt und Steine in den Graben zu werfen. Aber auch diese Mühe war umsonst; was den Tag über hineingeschafft wurde, ließen die Ritter des Nachts wieder heraus räumen. Andere von den Schanzgräbern waren beschäftiget, Minen, und zwar an mehrern Stellen zugleich zu graben, wovon jede ihren Lauf nach der entgegengesetzten Bastei nahm. Auch diese Mühe wurde zum Theil vereitelt, indem es dem Martinengo gelang, einige davon zu entdecken. Die Türken hatten diese Minen so künstlich angelegt, daß die aus einander laufenden Aeste derselben sich alle in einander verflochten, und um desto mehr Wirkung zu thun, alle nach derselben Gegend zuliefen. Bald entdeckte Martinengo eine andere dieser Minen in der Gegend des Provenzergrabens, die von der St. Johanniskirche auslief. Sie wurde augenblicklich aufgehoben, und die Minirer mit Granatenkugeln aus einander getrieben, und die in dieser unterirdischen Gegend befindlichen Türken durch hineingeworfene Pulverfässer erstickt oder verbrannt. Indessen konnte man, aller angewandten Mühe ungeachtet, doch nicht verhindern, daß der Feind nicht zwei andere Minen unter die englische Bastion getrieben hätte, die eine so gewaltsame Wirkung hervorbrachten, daß mehr

 als

als sechs Toisen von der Mauer einstürzten, und den Graben mit ihren Trümmern ausfüllten.

Schon war die Bresche so weit, und die Mauer so leicht zu ersteigen, daß mehrere Bataillone von Türken, die auf den Erfolg der Minen lauerten, sich augenblicklich zum Sturm bereit machten, und bewafnet mit tumultuarischem Geschrey Sturm liefen. Sie erkletterten auch wirklich die Bastei, pflanzten daselbst ihre Fahnen auf, und würden sich gewiß davon Meister gemacht haben. Sobald aber die Ritter sich von der Betäubung erholt hatten, welche der krachende Einsturz der Mauer, und die zerplatzende Mine verursachten, stürzten sie dem Feinde schaarenweise entgegen, und bestürmten ihn mit einem Ungewitter von Steinen, Granaten und Flintenkugeln. Der Großmeister selbst sprang von dem Altar der Kirche, wo er den Himmel auf seinen Knieen um Beistand flehte, auf, bemächtigte sich einer Pike, und schwang sich muthig auf die Bastion, hieb wüthend auf die Türken ein, zerstreute und ermordete, was sich zu widersetzen wagte, riß die Fahne hinweg, und bemeisterte sich wieder der Bastion.

Als Mustapha aus dem Laufgraben die Flucht der Seinigen gewahr wurde, stürzte er mit gezücktem Schwerdt auf sie ein, streckte die ersten Flüchtlinge zu Boden, und zeigte den übrigen, daß sie eben so wenig Sicherheit bei ihrem General, als bei den feindlichen Kugeln auf der Bresche zu erwarten hätten. Schäumend vor Wuth, stürzte er selbst auf den Feind los, Furcht und Schaam fesseln die Fliehenden, betäubt fliehen sie ihm nach, das Gefecht erneuert sich, Steine, Granaten, Flintenkugeln, Feuertöpfe, hageln auf die Köpfe der Türken herab; sie verlassen endlich die Bresche, und kehren der Festung den Rücken zu. Umsonst verschwendet Mustapha

staphha Drohworte und Versprechungen, der Feind gießt ein unaufhörliches Kanonenfeuer auf den untern Theil der Bresche herab, alles wird ein Raub der Flammen. Man behauptet, daß bei dieser Gelegenheit drei tausend Türken ums Leben kamen.

4.

Die Türken unternehmen, ohne Erfolg, einen Generalsturm.

Jeder Tag zeichnete sich nunmehr durch merkwürdige Angriffe aus. Die Türken wollten mit Gewalt ihre Unternehmungen durchsetzen, und die Ritter, wiewohl ihre Anzahl täglich schmolz, thaten ihnen noch immer gleich tapfern Widerstand. Der Großmeister feuerte sie durch seine Entschlossenheit und Geistesgegenwart so nachdrücklich an, daß die Türken bei jeder Gelegenheit eine unglaubliche Menge von Streitern einbüßten.

So viele unglückliche Versuche machten auf die Gemüther der Janitscharen den widrigsten Eindruck. Schon hörte man nichts als lautes Gemurre über eine Unternehmung, welche täglich und stündlich ihren tapfersten Gefährten das Leben kostete. Mustapha, welcher befürchtete, diese Beschwerden möchten das Ohr des Großsultans erreichen, und ihn dazu verleiten, des schlechten Erfolgs wegen, sich an den Großvezier zu halten, beschloß einen neuen Sturm auf die englische Bastei, um entweder Herr der Festung, oder ein Opfer des Todes auf ihrer Mauer zu werden. Er theilte diesen Entschluß einem andern Offizier mit, und die Bastei wurde angegriffen. Mustapha that Wunder, und die Stadt kam sehr ins Gedränge; aber es war nur die letzte aufstrebende

Kraft

Kraft der Verzweiflung, die diesen kurzen Vortheil bewirkte. Bald wandte sich das Blatt wieder, und die Türken mußten die Bresche mit eben dem unglücklichen Erfolge, als das vorigemal, verlassen. Auch dieser unglückliche Versuch kostete dem Sultan drei tausend Mann, und noch war kein Schritt vorwärts gethan.

Unentschlossen wegen der Maaßregeln, die zu ergreifen seyn möchten, versammelte Soliman seinen Kriegsrath. Der Schluß desselben gieng dahin, daß es nützlich wäre einen Generalsturm zu wagen, um die Kräfte der Vertheidiger zu zerstreuen, die sich bisher glücklich auf einen Ort zusammen gedrängt hatten. Der Angriff sollte am vier und zwanzigsten September geschehen. Soliman versprach den Soldaten die Plünderung der Stadt, wenn es ihnen gelingen würde sie mit bewafneter Hand zu erobern. Dieß entflammte ihren Muth, und sie eröffneten den Sturm mit einem fürchterlichen Kanonenfeuer. Zwei ganze Tage lang beschossen sie die englische, spanische und Provenzer Bastei, in der Absicht die Bresche zu erweitern. An seinem Theile ließ es der Großmeister auch nicht an den wirksamsten Vertheidigungsanstalten fehlen. Die ganze Nacht vor dem Sturme brachte er mit Besichtigung seiner Truppen zu, und ermunterte sie zugleich durch die rührendsten Ermahnungen, standhaft für die Ehre der Religion und das Leben ihrer Mitbrüder zu kämpfen, und lieber dem Tode entgegen zu eilen, als sich unter das Joch der Knechtschaft zu beugen. Mit thränendem Auge stürzten sich Griechen und Lateiner, Bürger und Ritter in die Arme, und schwuren einander bei dem Kreutze des ewigen Ueberwinders Treue zu, bis in den Tod.

Als der Morgen anbrach, verdoppelten die Türken ihre Batterien, vorzüglich gegen die anzugreifenden Posten, nicht sowohl, um die Bresche zu erweitern, als um ungesehen von dem Feinde mitten durch den Pulverdampf der Kanonen anrücken zu können. Muthig schritten sie zum Sturm, der von vier verschiedenen Seiten zugleich eröffnet wurde. Seit dem Anfang der Belagerung hatte man nicht diese bewunderungswürdige Entschlossenheit an ihnen wahrgenommen, durch welche sich jetzt vorzüglich die Janitscharen auszeichneten, die im Angesicht des Sultans stritten. Von allen Seiten flogen Kugeln und Pfeile umher. Die Ritter zeichneten sich durch Unerschrockenheit, die Soldaten durch Muth und Gehorsam aus. Einige gossen siedendes Oel und brennendes Pech auf die heraufkletternden, Andere rollten ungeheure Felsenmassen auf sie herab, und durchbohrten sie mit ihren Lanzen. Die englische Bastei schwamm im Blute: es war die schwächste Gegend, die am heftigsten bestürmt und am besten vertheidiget wurde. Der Großmeister begab sich selbst dahin. Von der einen Seite feuerte seine Gegenwart die streitenden Christen mit neuem Muthe an; von der andern flößte die Hoffnung einer reichen Beute den feindlichen Kriegern verzweiflungsvolle Kühnheit ein. Nie hatten diese letztern ein so glänzendes Beispiel ihrer Tapferkeit gegeben, als eben jetzt. Mitten durch eine Saat von Pfeilen, Kugeln, Wurfspießen und Steinen schwingen sie sich auf die Mauren, stürzen blindlings auf den Wall, und werden ein Opfer der feindlichen Rache. Die Ritter auf der andern Seite dringen muthig auf sie ein, stürzen sie hinab in den Graben, die Sturmleitern ihnen nach, und richten mit den Kanonen ein solches entsetzliches Blutbad unter ihnen an, daß die bestürzten Türken

ken schon bereit sind, den Sturm aufzugeben. Aber einer ihrer vornehmsten Officiere erneuert das Gefecht, schwingt sich muthig voran auf die Mauern, pflanzt eine Fahne auf, und stürzt von einer feindlichen Kugel fortgerissen, in die Tiefe hinab. Mit seinem Tode scheint ihr Muth wieder zu erwachen. Schäumend werfen sie sich den feindlichen Waffen entgegen. Fest und unerschütterlich erwartet sie der Kämpfer für den Glauben des Erlösers; Priester, Ordensbrüder, Greise, Kinder, Weiber mengen sich in das Gefecht. Wer kein Schwerdt in seine Gewalt bringen kann, schleudert Steine; wer diese nicht tragen kann, schüttet glühendes Schwefelöl auf den Feind hinab.

In der größten Gefahr schwebte jetzt die spanische Bastei. Der Janitscharen Aga, der auf dieser Seite das Kommando führte, eröffnete den Sturm an der Spitze seiner Soldaten. Die Kanonen streckten eine unglaubliche Menge nieder, noch ehe sie an den Fuß der Bresche gelangt waren. Diejenigen, welche über den Graben kamen, suchten die Mauer zu unterminiren, und fanden ihr Grab unter den zusammenstürzenden Trümmern. Andere legten die Sturmleitern an, andere erkletterten auf den emporgethürmten Leichnamen ihrer erschlagenen Gefährten die Mauern, und drangen unter vergeblichem Widerstande der Christen bis an die innersten Verschanzungen, wo sie dreissig Fahnen aufpflanzten. Unglücklicher Weise hatten die Vertheidiger dieser Bastei aus einem Misverstande ihren Posten verlassen. Die Türken wurden dieses nicht sobald gewahr, als sie unbemerkt die Mauer erstiegen, sie in Besitz nahmen, die feindlichen Fahnen umstürzten, die ihrigen aufpflanzten, und mit einem brüllenden Siegesgeschrey ihre Gefährten herbeiriefen.

Als dem Großmeister diese Ueberrumpelung hinterbracht wurde, ließ er eiligst das Geschütz der benachbarten Bastei dahinschaffen, und beunruhigte den triumphirenden Feind mit einem unaufhörlichen Kanonenfeuer. Indessen eilte ihm einer seiner vornehmsten Ritter zu Hülfe. Was die Kugeln verschonten, fraß das Schwerdt. Die christlichen Fahnen verdrängten wieder die feindlichen, der Kampf schien sich allmählich zu verlieren. Aber mit neuem Ungestümm erwachte er, als der Aga mit verzweiflungsvoller Hartnäckigkeit seinen Platz zu behaupten wagte. Wüthend stürzte sich der Großmeister an der Spitze seiner Soldaten, zum zweitenmal durch die feindlichen Haufen. Das Gefecht dauerte sechs Stunden. Endlich fürchtete der Großmeister, seine Truppen möchten durch den hartnäckigen Widerstand erschöpft seyn, und von der überlegenen Menge überwältigt werden. Diesem zuvorzukommen zog er vom St. Nicolausthurme zweihundert Mann herbei. Diese noch rüstigen Leute gaben dem Gefecht plötzlich eine andere Wendung. Die Janitscharen wankten zurück; von dieser tapfern Mannschaft in die Enge getrieben, verließen sie die Bresche und suchten ihren Laufgraben wieder zu gewinnen.

Um der schimpflichen Flucht einen andern Anstrich zu geben, und die Ehre seiner Truppen zu retten, ließ der Sultan zum Rückzuge blasen, nachdem er fünfzehn hundert Mann ohne die Officiere eingebüßt hatte. Das Unglück dieses Tages hätte dem Mustapha den Kopf gekostet, wenn nicht seine Officiere dem aufgebrachten Sultan zu Füßen gefallen wären, und ihm durch ihre dringende Fürsprache Begnadigung ausgewirkt hätten.

5.

Fortgesetzter Kampf und endliche Kapitulation.

Soliman war durch den erlittenen Verlust, und das fortdaurende Unglück seiner Waffen so gebeugt und entmuthiget, daß er den Entschluß faßte, die Belagerung aufzuheben. Schon wurde die Bagage zum Einschiffen an den Strand gebracht, und den Truppen befohlen, sich zur Abfahrt bereit zu halten, als ein Brief von Amaral, und die mündliche Nachricht eines Ueberläufers den Sultan benachrichtigten, daß die Festung unmöglich einen zweiten Sturm dieser Art auszuhalten vermöge, indem der größte Theil der Mannschaft aufgerieben und der andere durch seine Wunden zum Gefecht unbrauchbar gemacht sey. Dieß änderte Solimans Entschluß; die Belagerung wurde mit neuer Anstrengung fortgesetzt.

Der nunmehrige Befehlshaber, Bassa Achmed, bediente sich einer ganz neuen Methode. Zuweilen glückte es ihm, einige Toisen von der Mauer zu sprengen! aber nie ohne grossen Verlust an Mannschaft. Indessen vergieng kein Tag, wo nicht die heftigsten Scharmützel vorgefallen wären. Bei jedem derselben zeigte sich Villiers. Schnell ersetzte er jeden Abgang, und als einst der vortreffliche Ingenieur Martinengo gefährlich verwundet ward, blieb er dreissig Tage in der spanischen Bastei, ohne von der Stelle zu gehen, ohne die mindeste Ruhe, weder Tag noch Nacht zu genießen, indem er sich blos einige Augenblicke auf eine Matratze hinwarf, die man ihm an den Fuß der Bresche hinlegte. Sein Beispiel feuerte alle übrigen an, und ungeachtet ihrer geringen Anzahl, war doch jeder fest entschlossen,

eher

eher sein Leben zu lassen, als einen Schritt von der Stelle zu weichen. Die Verrätherey des boshaften Amarals kam um diese Zeit auch an den Tag, und er wurde ein trauriges Opfer seiner niederträchtigen Bosheit. Durch seinen Tod ward Rhodus zwar von einem innerlichen Feinde befreiet, aber der äußerliche fuhr fort, ihm desto wüthender zuzusetzen. Soliman machte sich abermals zu einem Generalsturm bereit, und zum erstenmal zitterten die Ritter. Bald waren die tapfersten Vertheidiger von Rhodus gefallen, und Tod oder Knechtschaft war die fürchterliche Aussicht aller seiner Bewohner.

Die Elemente selbst schienen sich jetzt wider die unglücklichen Vertheidiger von Rhodus verschworen zu haben. Zwey Schiffe aus Marseille, welche auf Veranstaltung der französischen Ritter mit Lebensmitteln beladen waren, und sich dem Hafen der Stadt näherten, scheiterten auf dem halben Wege. Die Stadt war aufs äußerste gebracht, und mehr unter den Ruinen ihrer Festungswerke begraben, als davon beschützt. Auch in dieser höchsten Noth behielt der Großmeister seine bewundernswürdige Standhaftigkeit. In der Hoffnung, die benachbarten ihm unterworfenen Inseln einst mit leichter Mühe wieder gewinnen zu können, wofern nur die Hauptstadt gerettet würde, faßte er den Entschluß, alle dort befindliche Mannschaft nach Rhodus zu ziehen. Es geschah. Die Ritter schifften sich auf leichte Barken und Brigantinen ein, brachten ihre wenige Mannschaft, nebst dem, was sie an Waffen und Lebensmitteln vorräthig hatten, mit, und landeten in dem Hafen der Hauptstadt. Dieser armselige Beistand ließ die Rhodiser mehr ihre Schwäche fühlen, als daß er ihre Kräfte verstärkt hätte.

Als die Türken von einigen Ueberläufern irrig benachrichtiget wurden, daß die Ritter ehestens eine ansehnliche Unterstützung erhalten würden, verdoppelten sie ihre Kräfte, um diese gefürchtete Unterstützung zu vereiteln. Nach wiederholten Angriffen gelang es ihnen, sich des besten Theils von dem italiänischen Walle zu bemächtigen. Die Ritter in dieser Bastei wurden so in die Enge getrieben, daß sie sich zurückziehen mußten. Der Großmeister, der dieses gewahr wurde, ließ schleunigst die St. Pantaleonskirche und die Kapelle der heil. Maria niederreissen, um zu verhindern, daß sich die Türken nicht dahin postirten; der Trümmern bediente er sich zur Errichtung einiger Barrikaden und Retranchements, die dem weiter vordringenden Feinde den Weg versperren sollten. Am meisten wurde aber von den Türken die spanische Bastei beunruhiget. Unerachtet sie täglich zurückgeschlagen wurden, kehrten sie dennoch von Tag zu Tag mit größerem Eifer zurück. Endlich gelang es ihnen, bis an das innerste Retranchement einzudringen. Die Stadt war in der größten Gefahr, die Sturmglocken verkündigten es mit schauderndem Getöse; alles strömte herbei. Martinengo, obgleich noch nicht ganz wieder hergestellt, stürzte selbst mit einer Schaar Ritter dem Feinde entgegen. Jeder brannte vor Begierde der erste auf dem Kampfplatze zu seyn: jeder gehorchte nur seinem Muth und seiner Verzweiflung. Der Feind zeigte nicht minder Herzhaftigkeit. Das Gefecht war blutig und heftig; lange schwankte der Sieg. Zum größten Glück für die Festung fiel plötzlich ein ungewöhnlicher Regen. Das Wasser stürzte in Strömen vom Himmel, und schwemmte den Erdwall an den feindlichen Laufgräben hinweg, daß das Geschütz der Christen die darunter befindlichen Arbeiter erreichen

konnte,

konnte. Von allen Seiten bestürmten die Batterien der Festung den Feind, alles floh nach dem Lager.

Soliman gerieth bei diesem Anblick außer sich. Sechs stürmische Monate waren seit dem Anfang der Belagerung verflossen, und noch kein einziger Sieg erfochten! Die Furcht, daß sich die christlichen Mächte endlich zu einem allgemeinen Krieg gegen ihn verschwören möchten, wirkte so heftig auf seine stolze Seele, daß er sich tiefsinnig in sein Zelt vergrub, und jeden menschlichen Anblick floh. Nur der alte Bassa Peri, der Pfleger seiner Kindheit, durfte sich ihm nähern. Durch tröstende Vorstellungen und schmeichelhafte Anschläge gelang es ihm endlich, sein Gemüth zu beruhigen. Auf sein Anrathen ließ der Sultan Briefe in die Festung werfen, welche die Bürger im Namen des Großherren aufforderten, sich ihm zu unterwerfen, und ihnen und ihren Weibern und Kindern im Falle der Weigerung mit den grausamsten Martern drohten, wenn die Stadt mit Sturm erobert würde. Bald erschienen mehrere Herolde nach einander auf der Mauer, und suchten die Bürger durch Vorstellungen des auf sie wartenden Elends zur Uebergabe zu bringen.

Da der Großmeister einen Aufruhr befürchtete, so ließ er dem letzten dieser Herolde andeuten, sich schleunigst zu entfernen, und die Festung bei Lebensgefahr in dieser Absicht nie wieder zu betreten. Indeß hatten die häufig in die Stadt geworfenen Briefe doch Eindruck auf die leichtsinnigen Griechen gemacht. Sie fiengen schon an, geheime Zusammenkünfte unter sich anzufangen, und die feigherzigsten unter ihnen stellten den übrigen die schröcklichste Lage vor, in der sie sich befinden würden, wenn die Stadt mit Sturm erobert werden sollte. Dabei erinnerten sie sie an den Verlust so vieler braven Mitbürger,

Weiber, Männer, Kinder und Verwandten, zuletzt noch an die weit größeren Vortheile, die ihrer warteten, wenn sie nach dem Beispiel so vieler andern Nationen eine Verbindung mit den Türken eingiengen.

Der Zunder fieng Feuer. Schon hatten sich die vornehmsten Familien der Stadt zusammengerottet und waren entschlossen, dem Großmeister Vorstellungen zu thun, und ihn zu einer Kapitulation mit dem Feinde zu vermögen. Villiers fürchtete eine gänzliche Spaltung im Staate, der seinen Untergang befördern möchte, und trug die Sache den versammelten Rittern vor. Unterdessen langten drei Deputirte des Volks an, und erneuerten ihre Beschwerden, wodurch sie sich vor Himmel und Erden gerechtfertiget glaubten, ihren einmal gefaßten Entschluß auszuführen, wenn der Rath in ihr Begehren nicht willigte. Nun ließ der Großmeister einige der vornehmsten Ritter aus den verschiedenen Basteien kommen, um sich genau von der Stärke und dem Zustande des Orts zu überzeugen. Unter diesen befand sich Martinengo selbst. Sie betheuerten einhellig, daß die Festung sich wirklich nicht mehr halten könne, und über kurz oder lang ein Raub des Feindes werden würde. Dieses brachte den Großmeister zum Entschluß. Er versicherte den Deputirten, daß er die erste Gelegenheit, welche ihm Soliman zur Kapitulation darbieten würde, ergreifen wolle, um ihrem Elende ein Ende zu machen.

Da Soliman durch das Gericht eines nahen Entsatzes, welches die Ritter sorgfältig ausstreuen ließen, täglich mehr beunruhiget wurde, so suchte er durch neue Versuchungen die Standhaftigkeit des Volks zu erschüttern. Auf seinen Befehl pflanzte man zwei Fahnen in verschiedenen Gegenden um die

Stadt

Stadt auf. Der Großmeister ließ sogleich eine andere bei einem der Stadtthore aufstecken. Jetzt brachte ihm ein Gesandter einen Brief vom Sultan, der die gewöhnlichen Kapitulationsvorschläge enthielt. Auf beiden Seiten wurden Geiseln ausgestellt. Soliman verlangte schnellen Entschluß. Seine Foderungen waren: die Festung sollte sich ihm nebst den ihr angehörigen Inseln und Häfen freiwillig, und gegen gewisse Bedingungen unterwerfen. Dieser Brief ward sogleich dem Conseil vorgelegt, und der Großmeister ließ durch einige Ritter vom Range den Sultan um einen dreitägigen Waffenstillstand bitten, damit er Zeit gewinnen möchte, die Kapitulation abzufassen. Aber Soliman, der noch immer einen nahen Entsatz befürchtete, schlug dem Großmeister dieses Ansuchen ab, und um seinen Entschluß zu beschleunigen, ließ er unmittelbar darauf die Festung bombardiren. Die Batterien ertönten wieder von beiden Seiten; jedoch schwächer von Seiten der Christen, die ihren nothdürftigen Pulvervorrath auf die nahen Stürme versparten. Ungeachtet die Stadt nur noch einem Schutt- oder Steinhaufen glich, und die Festung gänzlich zu Grunde gerichtet war, so hatten doch die Ritter in der spanischen Bastei ihren Platz noch immer behauptet. Der Großmeister gieng selbst dahin, um sie desto leichter vertheidigen zu können. Es begann ein hartnäckiges Treffen, welches mehrere Tage fortdauerte. Beide Theile stritten mit gleicher Herzhaftigkeit. Die Ritter stürzten sich verzweiflungsvoll auf den Feind, und schienen sich gleichsam dem Tode in die Arme zu werfen, der sie floh, und ihrer Verzweiflung spottete. Endlich neigte sich das Glück auf ihre Seite. Sie richteten eine fürchterliche Niederlage unter den feindlichen Truppen an, und diese wandten den Rücken.

Aber

Aber von Solimans Drohungen angespornt, erneuerten sie am folgenden Tag den Sturm, und erschienen in so großer Menge auf der Mauer, daß die Ritter gezwungen waren, der Menge den Platz einzuräumen, und sich in die Stadt zurückzuziehen. Fliehend kämpften sie noch, und waren fest entschlossen, den letzten Blutstropfen zu wagen, und sich unter die einstürzenden Trümmern begraben zu lassen.

Endlich erschien die ganze Bürgerschaft und bat den Großmeister flehentlichst, die Kapitulation einzugehen, und ihnen zu erlauben, daß sie Deputirte in das feindliche Lager senden dürften, um dort ihr Bestes zu besorgen. Der Großmeister mußte einwilligen, da alle seine Bemühungen umsonst waren, den Schritt zu verzögern. Die Hauptartikel der Kapitulation, welche in Kurzem zu Stande kam, waren: Die Kirchen und ihre Heiligthümer sollten nicht entweiht, die Eltern nicht gezwungen werden, ihre Kinder zu Janitscharen hinzugeben; die christliche Religion sollte nach wie vor, ohne Einschränkung geduldet werden, und das Volk fünf Jahre lang von allen Abgaben befreit seyn, Jedermann sollte die Erlaubniß haben, die Insel zu verlassen; dem Großmeister und seinen Rittern sollte eine Zeit von 14 Tagen zur Einschiffung ihrer Habseligkeiten eingeräumt werden. Alle Häfen der Stadt Rhodus nebst denen der übrigen Inseln, welche dem Orden gehörten, sollten den Türken übergeben werden. Zur Sicherheit des gegebenen Worts mußten die Ritter Geiseln stellen.

Die Kapitulation ward von beiden Theilen unterzeichnet und bestätiget, die Geiseln wurden aus den Rittern und den vornehmsten Einwohnern ausgestellt, und darauf die Stadt in Besitz genommen. Unter dem Vorwande, ihre Kameraden zu besuchen, schlichen

sich

sich immer mehrere Janitscharen in die Stadt, und ließen ihrer Grausamkeit freien Lauf. Sie drangen in die Kirchen, entweihten ihre Heiligthümer, stürzten würthend in das Siechhaus, dieses erhabene Denkmal der ritterlichen Gastfreiheit, warfen die Kranken heraus, bemächtigten sich der Silbergeschirre, aus welchen diese bewirthet wurden, und hätten ihre Grausamkeit noch weiter getrieben, wenn die Beschwerden des Großmeisters ihrer barbarischen Zügellosigkeit nicht Einhalt gethan hätten. Soliman war selbst zu stolz auf seinen Ruhm, um solche Grausamkeiten zu verstatten. Er wünschte vielmehr, daß die Ritter, zugleich mit der Nachricht von der Eroberung, den Ruhm seiner Großmuth und unverletzten Treue in allen christlichen Staaten verbreiten möchten. In dieser Absicht begab er sich in eigner Person zum Großmeister, suchte ihn über den schnellen Wechsel des Glücks zu trösten, machte ihm verschiedene sehr vortheilhafte Anträge, und sagte bei seiner Entfernung dem Großvezier ins Ohr: „Beim Mahomed, es kostet mich Ueberwindung, diesen alten Mann aus seiner Wohnung zu treiben.“

Acht Jahre lang hatten die Ritter keinen beständigen Aufenthaltsort, bis ihnen endlich Kaiser Karl der Fünfte im Jahr ein tausend fünf hundert und vier und dreissig die Insel Malta einräumte. Seit dem führten die Johanniter- oder Rhodiser-Ritter den Namen Malteser-Ritter. Der Großmeister Villiers starb auf Malta am ein und zwanzigsten August des Jahres ein tausend fünf hundert und vier- und dreissig, in seinem siebenzigsten Jahre, beweint von seinen Rittern, deren Vater und Vertheidiger er gewesen war. Auf sein Grabmal schrieb man die Worte: „Hier ruht die Tugend, unbesiegt vom Schicksal.“

IV. Schwedische Kronrevolution.

Im Jahr 1568.

I.

König Gustav Wasa führt in Schweden die erbliche Thronfolge ein. Unzufriedenheit mit dem Thronerben Erich.

Die schwedische Krone war in den ältesten Zeiten erblich, in der Folge aber wählten die Schweden ihre Könige, wobei sie doch meistens auf königliche Prinzen Rücksicht nahmen. Es war aber hier, wie überall, wo Königswahlen zur Staatsverfassung gehörten: Unordnungen aller Art, Streit und Anarchie waren die unzertrennliche Begleiter derselben. Daher wünschte König Gustav Wasa, aus Liebe zu seinem Reiche und zu seinen Söhnen, daß die Erbfolge aller seiner männlichen Nachkommen durch einen feierlichen Reichsschluß versichert werden möchte. Er hatte sich die höchsten Verdienste um das Reich erworben, und die Monarchie eigentlich gegründet. Das Staatsinteresse in Hinsicht auf das Ausland, das Religionswesen, die Gesetzgebung, der Handel, die Finanzen, die Land- und Seemacht, die Industrie, Erziehung und Sitten: alles hatte durch ihn eine ganz andere Gestalt bekommen. Um endlich auch noch die Thronfolge gesichert zu sehen, berief er im

im Jahr ein tausend fünf hundert und vierzig die Reichsstände zusammen, und entwickelte in einer langen Rede die Vortheile eines Erbreichs vor einem Wahlreiche, bei welchem letztern, nach Gustavs Ausdruck, das Land zu einem Tummelplatz, und die Krone zu einem Ball würde, der aus einer Hand in die andere flöge.

Die Reichsräthe und die Edelsten aus der Ritterschaft bewilligten den Antrag des Königs. Gustav zog sein Schwerdt; alle Anwesende mußten es berühren, und in seiner und seiner Söhne Gegenwart, ihm und seinen Söhnen den Eid der Treue und der Anhänglichkeit wiederholen. Die Reichsräthe gelobten zugleich, alle ihre Kräfte und Einsichten, zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung anzuwenden.

Gustav hatte sich dreimal vermählt. Seine erste Gemahlinn, Katharina, eine Sachsen-Lauenburgische Prinzessinn, gebahr ihm im Jahr ein tausend fünf hundert und drei und dreissig seinen ältesten Sohn Erich. Nach dem Tode derselben fiel seine Neigung auf die Tochter eines schwedischen Reichsmarschalls, Margaretha Löwenhaupt. Das schöne Fräulein war zwar in der Stille schon an Swante Sture, aus einem der berühmtesten schwedischen Geschlechter, verlobt; aber die Liebe mußte dem Glanze der Königskrone nachstehen. Gustav war im Besitz seiner Margaretha, die eben so viel Tugend und Verstand, als Schönheit besaß, einer der glücklichsten Ehemänner. Um so unglücklicher fühlte sich Swante Sture, dem sie entrissen worden war. Eben wagte er es, ihr seine Klagen über sein trauriges Schicksal auf den Knieen liegend, vorzutragen, als ihn Gustav in dieser zärtlichen Lage überraschte. Aus der großen Gefahr, in die er dadurch gerieth, wußte ihn aber Margarethens weibliche List sehr gut

 zu

zu retten. „Er hält, sprach sie, um meine Schwester an, und bittet um meine Vorsprache.“ — „Er soll sie haben!“ erwiederte Gustav, und Sture sah sich, ehe er es vermuthete, verheurathet. Margarethe war die Mutter dreier Söhne, Johann, Magnus und Karl. Die letzte Ehe, die Gustav in seinem zwei und sechzigsten Jahre, mit Katharine Stenbock, einer sechszehenjährigen Schönheit, geschlossen hatte, blieb ohne Erben. Auch Katharine hatte schon einen Bräutigam, den sie höchst ungerne gegen den bejahrten königlichen Liebhaber vertauschte.

Prinz Erich war erst eilf Jahre alt, als ihm die Stände des Reichs die Thronfolge nach seines Vaters Tode zusicherten, und ihm unter freiem Himmel als Thronerben feierlichst huldigten. Der Prinz wurde mit vieler Sorgfalt erzogen, und zu seiner hohen Bestimmung vorbereitet. Weil Gustav in Schweden keinen durch Fähigkeiten ausgezeichneten Mann fand, dem er die Bildung seines Sohnes übertragen konnte, so wandte er sich deshalb an Luther nnd Melanchthon. Diese schickten ihm einen gelehrten Deutschen, der auch durch seine Kenntnisse, durch seine guten Rathschläge bei dem Reformationswesen, und durch sein Betragen überhaupt, der Empfehlung Ehre machte. Prinz Erich besaß bei einer schönen Bildung viele Fähigkeiten, und erregte in seinem zwanzigsten Jahre bei einer Priesterversammlung zu Linköping durch seine Kenntnisse allgemeine Bewunderung. Er war kundig in Sprachen, Taktik, Mechanik, Naturkunde und der damaligen Modewissenschaft, der Astrologie, die ihn zu manchen thörichten Unternehmungen verleitete. Aber wie gut er auch erzogen seyn mochte für sein Zeitalter, die wissenschaftliche Bildung hatte auf seine Seele nicht den mindesten Einfluß, den man oft von ihr

rühmen

rühmen mag. Von jungen Jahren an verrieth er ein sehr böses Herz, führte ein ausschweifendes Leben, und weder Tugend, noch Unschuld, noch die Ehre der Familien kamen bei ihm in Betrachtung. Hiemit verband er eine unruhige, wilde Gemüthsart, war mißtrauisch und so hitzig, daß er oft wie ein unsinniger Mensch wüthete. Dieß äußerte sich vornemlich, da er älter war, in so seltsamen Erscheinungen, daß man zweifeln möchte, ob sein Verstand auch früher schon eine dauerhafte Gesundheit genossen habe. Man schrieb die spatern Anwandlungen offenbarer Verrücktheit einer Hirnverletzung zu, die sich der wilde Jüngling bei einem zu hohen Sprunge im Saale des Schlosses durch den Stoß gegen einen Kronleuchter zugezogen hatte.

Gustav betrübte sich über die rohen Ausschweifungen und den unbändigen Geist seines Erstgebohrnen; kein Wunder daher, daß nicht er, sondern die Söhne, welche einer geliebteren Mutter ihr Daseyn verdankten, seinem Herzen die Nächsten waren. Seine Abneigung gegen Erich, und die Vorliebe für die Söhne zweiter Ehe, verleitete ihn, den letztern große Länder der schwedischen Monarchie mit ansehnlichen Regalien zuzutheilen. Er glaubte für die Untheilbarkeit des Reichs genug gethan zu haben, wenn er sie nicht zu Souverains mache. Was wäre aber aus Schweden geworden, wenn es so geblieben wäre, wie Gustav verordnete, daß der zweite Prinz Johann, Finnland unter dem Titel eines Großfürstenthums, der dritte Magnus Ostgothland, und der vierte Karl, Südermannland, Nerike und Wärmeland haben sollte? Diese unglückliche Verfügung war die traurige Ursache der Zerrüttung des Reichs und blutiger Auftritte.

Je tiefer der Prinz Erich in der väterlichen Liebe sank, desto mehr glaubte er sich zu einem widerspenstigen und eigenmächtigen Benehmen berechtiget. Der Verdacht gegen den Vater und die Brüder quälte ihn so lebhaft, daß er unabläßig Kundschafter am königl. Hofe unterhielt. Er besorgte, Gustav könnte zum Vortheil Johannes, dem er seine Liebe vorzüglich zuwandte, und der als Herzog von ganz Finnland so mächtig war, eine Veränderung in der Thronfolge machen, und ihm, als dem ältesten, durch eine testamentarische Verfügung sein Kronrecht vernichten. Diese Besorgniß verleitete ihn zu der Dreistigkeit, seinem Vater den Antrag zu thun, die Krone niederzulegen, und ihn als König ausrufen zu lassen.

Gustav erstaunte über diesen Antrag, aber er war nicht mehr der, welcher er vormals gewesen war, das Alter hatte seinen Charakter sehr geschwächt. Er verwarf zwar das Ansinnen, allein mit einer Art, die seine Schwäche dem ehrgeitzigen Prinzen hinreichend entdeckte, und ihm zu bittern Vorwürfen Muth gab. Der gebeugte Vater duldete dieß alles, und sah sich genöthiget, ihm das Schloß Calmar nebst der Stadt und dem dazu gehörigen Bezirk, desgleichen Kroneberg und Oeland, als Lehen zu geben. Gustav machte deshalb mit diesem Sohne einen förmlichen Vertrag, der, bei aller Einschränkung, die der König nothwendig fand, die Gewalt der Lehnbesitzer in Schweden damaliger Zeit bezeichnet. Der Kronprinz versprach, zum Dienst des Krieges fünfhundert Reuter und zwei tausend Mann Fußsoldaten zu unterhalten; die innerhalb seines Lehens liegenden Schlösser auszubessern, und mit hinreichender Besatzung zu versehen; ferner keine Edelleute zu machen, keine neuen Schatzungen zu erheben und die alten

zu vermindern, keine Landesbeamte einzusetzen, ohne des Königs Willen sich mit keinen Verträgen oder Friedensschlüssen zu befassen, und nicht eigenmächtig Gesetze zu geben.

Kaum war Erich in Calmar angelangt, so verspottete er alle seine Versprechungen. Auf seinen Befehl mußte der ganze smaländische Adel sich sogleich bei ihm einfinden, und ihm den Eid der Treue schwören; er bemächtigte sich der in der Staatskasse vorhandenen Gelder, legte neue Steuren auf, und rief diejenigen zu sich, die in seines Vaters Ungnade gefallen waren. Ja, um alle Bande der königlichen Autorität zu zerreissen, wollte er sich auch ohne Wissen seines Vaters vermählen.

Gustav war über Erichs Betragen sehr gebeugt. Da er seinem unwürdigem Sohne die Krone nicht abtreten wollte, und nichts von gelinden Maaßregeln hoffen konnte, so mußte er an Zwangsmittel denken. Er versammelte Truppen, und beschloß alle väterliche Gesinnungen zu ersticken. Der Gedanke war ihm schröcklich, einen Thron, den er durch so viele Anstrengungen behauptet hatte, nach seinem Tode, einem boshaften Sohne zu überlassen. Er meldete daher den Ständen seinen Entschluß, den Erich von der Thronfolge auszuschließen, und sagte: „Erich hat offenbar seinen Eid gebrochen, er hat aller Autorität getrotzt, auch gegen seinen Vater oft unanständige Worte ausgestossen, und seine Geschwister ungütig behandelt. Dieß hat er als Prinz unter meinen Augen gethan, was wird er nicht thun, wenn er dereinst König werden sollte?“ Sein Vorsatz, den die Stände gewiß nicht gemißbilliget hätten, war, den Herzog Johann zu seinem Nachfolger zu ernennen. Dieser edle Jüngling aber warf sich zu des Vaters Füßen, verleugnete allen Ehrgeitz, lehnte die

Krone

Krone von sich ab, und flehte mit Thränen um Gnade für seinen Bruder. Gustav wollte eine Zeitlang nichts davon hören; allein der Prinz ließ mit seinen Bitten nicht nach; er zeigte dem erzürnten Vater die schröcklichen Folgen, die bei einer so veränderten Erbfolge nach seinem Tode nicht ausbleiben würden: Bürgerkrieg und Anarchie.

Der Vater ließ sich endlich besänftigen, und söhnte sich mit seinem Sohne aus. Erich, so gefühllos für die Güte des Vaters, als für die Großmuth des Bruders, spielte die Rolle des Reuigen, behielt aber heimlich einen Groll gegen beide, der nie erlosch.

2.

Prinz Erich stört die Eintracht in der königlichen Familie. König Gustavs Tod.

Im Oktober des Jahres ein tausend fünf hundert und neun und fünfzig vermählte der König seine älteste Tochter Katharine mit dem Grafen Edzard von Ostfriesland. Die Prinzessinn erhielt, außer den Kleinodien und vielen kostbaren Kleidern, hundert tausend schwedische Thaler zum Brautschatz, die am Tage nach der Vermählung in Stockholm, dem jungen Ehemann baar zugestellt wurden. Es ereignete sich aber hiebei ein besonderer Vorfall, der alle Zweige der königl. Familie in tiefe Traurigkeit und Kummer versenkte.

Der jüngste Bruder des Bräutigams, Graf Johann, war mit diesem nach Stockholm gekommen, um der Vermählung beizuwohnen. Hier sah er die Prinzessinn Cäcilia, Gustavs jüngste Tochter, die durch ihre seltene Schönheit aller Augen auf sich zog. Sie machte einen tiefen Eindruck auf den

Gra-

Grafen, und es entspann sich zwischen beiden ein Liebesverständniß, das jedoch ganz unbemerkt blieb. Als die beiden Neuvermählten abreisten, erhielt Cäcilia die Erlaubniß, ihre Schwester bis an die Grenze von Schweden zu begleiten; auch der Prinz Erich begleitete sie auf der Reise, die sehr langsam gieng, und den Liebenden häufige Gelegenheit verschaffte, sich heimlich zu besprechen. Es kam sogar zu nächtlichen Zusammenkünften in Wadstena, wo man einige Tage verweilte. Erich erfuhr von ohngefehr, daß der Graf Johann des Nachts vermittelst einer Leiter in das Zimmer der Prinzessin steige. Mit der gewöhnlichen Unbesonnenheit und der ausgezeichneten Bösartigkeit, die diesem Prinzen so eigen waren, ließ er nun dem verliebten Jünglinge auflauren, und die Leiter wegnehmen; man drang sodann in das Schlafzimmer der Prinzessinn, wo man den Liebhaber nicht in der anständigsten Kleidung antraf. Ohne Rücksicht auf die Folgen ließ ihn Erich sofort verhaften und in den Thurm von Wadstena werfen.

Dieser für das königliche Haus so schmerzhafte Vorfall, der durch Erichs unkluges Benehmen die größte Publicität erlangte, und sich schnell über die Grenzen Schwedens verbreitete, verbitterte dem Könige natürlich alle bei der Vermählung genossene Freuden. Er machte seinem Sohne die bittersten Vorwürfe, daß er auf die Ehre einer unerfahrnen Schwester nicht die mindeste Rücksicht genommen hätte. Dem Unglück war jedoch nicht mehr abzuhelfen, und der gefangene Graf Johann wurde nach dem Schlosse Derby in Upland gebracht.

Alles wurde nun zerrüttet, sowohl an dem schwedischen als an dem ostfriesländischen Hofe, und die Freude der in Emden auf ihre Kinder harrenden Mutter, in große Betrübniß verwandelt. Der neu

ver-

mählte Graf Edgart wollte seinen Bruder nicht einem ungewissen Schicksal unter fremden Menschen überlassen, und er blieb nebst seiner Gemahlinn in Schweden zurück; ja er wollte sogar mit seinem Bruder das Gefängniß theilen, allein auf Gustavs Befehl blieb er mit seiner Gemahlinn bis zur Entscheidung des Prozesses auf dem Schlosse in Westeräs. Von allen Seiten ward der König mit Bitten bestürmt, der indessen wegen des öffentlichen Skandals seine Nachsicht hiebei nicht zeigen konnte, so sehr er es auch wünschte. Selbst der Urheber der Unruhen, Prinz Erich, verwandte sich jetzt für den Gefangenen, und wollte nun auch seine Schwester bei dem Vater entschuldigen, der ihn aber mit der Antwort abfertigte: „Du thust nun, was du gleich anfangs hättest thun sollen. Jetzt ist es zu spät.“ Der Prinz glaubte jedoch seine Sache dadurch wieder gut zu machen, daß er nunmehr überall die Unschuld seiner Schwester zu behaupten suchte; ja er ließ sogar eine Denkmünze schlagen, wo man auf der einen Seite das Bildniß der Cäcilia, und auf der andern das Bild der Susanna sah. Graf Johann blieb aber inzwischen immer in seinem Gefängnisse zu Derby, und man sprach sogar von einem Kriminalproceß. Eine quälende Besorgniß ergrief das Herz der trostlosen Mutter; sie sandte auf das schleunigste Boten ab, um alles zur Befreiung des geliebten Sohnes aufzubieten; ihnen folgten Gesandten mehrerer deutschen Fürsten, die sich dringend für den Grafen verwandten. Auf diese vereinigten Fürbitten erhielt er nach einer achtmonatlichen Gefangenschaft seine Freiheit wieder, nachdem er vorher seine und Cäciliens Unschuld öffentlich mit einem Eide versichert und versprochen hatte, an keine Rache denken zu wollen.

Bald nach diesen unangenehmen Vorfällen zerfiel Gustavs Gestalt, und er ahnete das nahe Ende seines Lebens. Immer stärker ergriefen ihn die Beschwerden des Alters, und er unterlag den Anfällen der Sorgen. Seine letzten Kräfte wandte er noch dazu an, am fünf und zwanzigsten Junius des Jahres ein tausend fünfhundert und sechszig seinen letzten Reichstag in Stockholm zu halten. Er wurde in den Reichssaal geführt, wo seine vier Söhne und alle Reichsstände versammelt waren. Hier ließ er öffentlich sein Testament vorlesen, und dessen Befolgung von seinen Söhnen eidlich bekräftigen. Erich wurde darinn förmlich zum Kronerben bestättiget; Johann blieb im Besitz von Finnland; dem Magnus wurde Ostgothland und Karln Südermannland zugesichert; zwey Provinzen, die beyde zu Fürstenthümern erhoben wurden, aber dennoch, so wie auch das Herzogthum Finnland, nicht aufhören sollten, Lehen der Krone Schweden zu seyn. Sodann hielt der König eine rührende Abschiedsrede an die Stände. Er dankte der Nation, daß sie ihn auf den Thron erhoben, und zum Stammvater einer neuen Dynastie gemacht hätte. „Ich habe, sprach er, unter meiner vierzigjährigen Regierung viele Gefahren bestanden, viele Widerwärtigkeiten erlebt, und mit offenbaren und heimlichen Feinden gekämpft; allein bei meinen grauen Haaren, bei den Runzeln meines Angesichts, bezeuge ich euch, daß die Wohlfarth des Reichs, das beständige Ziel aller meiner Thaten gewesen ist. Habe ich in meiner Regierungszeit etwas Gutes gewirkt, so gebt dafür Gott die Ehre; die aber dabei aus menschlicher Schwachheit begangenen Fehler gehören mir allein, und diese werdet ihr, meine lieben Unterthanen, mir vergeben. Ich weiß, daß mein Andenken in Schweden nicht so kurz als meine Lebens-

zeit

zeit seyn, und daß eine dankbare Nachwelt meine Handlungen nach Gerechtigkeit richten wird. Ich empfehle euch, meinem Nachfolger gehorsam zu seyn, und in Eintracht zu leben; denn sind die schwedischen Männer unter sich einig, so bedürfen sie keiner fremden Hülfe und kostbarer Verbindungen. — Mein sehr geschwächter Körper ist mir der sicherste Beweis, daß ich euch heute das letztemal sehe, und daß ich in Kurzem vor dem strengen Oberhaupte erscheinen werde, um Rechenschaft abzulegen. Folget mir dahin mit eurem Gebet; vergesset meiner nicht in euren Versammlungen, und wenn ich meine Augen geschlossen habe, so überlaßt meinen Staub ungetadelt seiner Ruhe."

Als Gustav diese Worte gesprochen hatte, streckte er seine Hände aus, und segnete die Versammlung. Alles zerfloß in Thränen. Hierauf entfernte er sich, gestützt auf seine zwei ältesten Söhne, indem er öfters rückwärts sah, und immer noch durch freundliches Kopfnicken gegen die Stände seinen Abschiedsgruß erneuerte. Man drängte sich nun um ihn herum, küßte seine Fußstapfen, und alle Zungen riefen Segen über ihn aus. Dieß war die letzte öffentliche Handlung des Königs, der zwar der Krone nicht förmlich entsagte, allein von diesem Tage an alle Regierungsgeschäfte seinem Sohne Erich abtrat. Als er sein Ende herannahen fühlte, ermahnte er seine Söhne, sich zu begnügen, sich fremder Dinge zu enthalten, nach Selbstkenntniß zu streben und sich nicht durch den Schein verführen zu lassen. Seine letzten Kräfte widmete er seiner Gemahlinn und seinen jüngern Kindern, dann warf er keinen Blick mehr auf das Irdische, und gab sich ganz den Hoffnungen hin, die er aus der Religion schöpfte. Am neun und zwanzigsten September des Jahres ein tau-

send

send fünf hundert und sechzig wallte Gustav Wasa hinunter zu den Vollbringern großer Thaten, denen er mit kräftigem Muth und glücklichem Erfolge nachgeeifert hatte. Sein Leichnam wurde unter den zahllos fließenden Thränen seiner Unterthanen nach Upsala geführt, und in der dortigen Domkirche beigesetzt.

3.

König Erichs mancherlei verunglückte Heurathsversuche.

Erich war sieben und zwanzig Jahre alt, als er die Regierung von Schweden antrat. Das Reich befand sich nicht nur in einem blühenden Zustande, sondern Gustav hatte auch den Grund zum weitern Fortbauen gelegt. Allgemeiner Wohlstand war die Frucht des Friedens mit den Nachbarn, und der Anfang von Erichs Regierung weckte fröhliche Hoffnungen. Allein die kurze Zeit, die es ihm vergönnt war, das schwedische Reich zu beherrschen, verstattete ihm nicht, seinem Volke alle die Wohlthaten zu erzeigen, die es von einem guten und weisen Könige erwarten darf; auch die Kriege, die Schweden beunruhigten, widersetzten sich dem Gedeihen des allgemeinen Wohlstandes und der bürgerlichen Glückseligkeit. Man würde dem König Erich aber doch Unrecht thun, wenn man ihm alle Verdienste um die innere Organisation des Landes absprechen, und ihn als einen Sohn verschreyen wollte, der von seinem glorreichen Vater gänzlich entartet war. Seit seiner Zeit kam Schweden in immer häufigere Berührungen mit dem Auslande; am Hofe und in den Städten wurden fremder Luxus und fremde Sitten immer einheimischer; nach und nach verbreiteten sie

sich

sich unter das eigentliche Volk, um ihm, mit den Gewohnheiten seiner edelmüthigen Altvordern, auch das Leben und die Tugenden derselben zu rauben. Erich ließ aus Deutschland, England und den Niederlanden allerlei Künstler, Mahler, Juwelirer, Tapetenweber, ja selbst geschickte Schmidte beschreiben. Er lockte reiche Kaufleute ins Land, ertheilte den Städten Privilegien, beförderte Handel und Gewerbfleiß, und sorgte für kräftige Verwaltung der Gerechtigkeit.

Schweden wäre glücklich gewesen, wenn Erich diese rühmlich betretene Bahn mit Beharrlichkeit verfolgt hätte: allein sein böser Genius ließ ihm keine Ruhe, und führte ihn auf Irrwege, die dem Reiche schadeten, und ihn selbst ins Unglück stürzten. Vielleicht würde mancher traurige Einfluß seiner Laune verhütet worden seyn, wenn er das Glück gehabt hätte, eine kluge Gemahlin zu bekommen; aber seine Heurathsentwürfe waren nicht vom Glücke begünstiget. Schon als Prinz war er einer der feurigsten und thätigsten, die um die Hand der Königinn Elisabeth von England warben. Die Gesandschaften, die er abgehen ließ, theils um der stolzen Gebieterinn Englands Anträge zu machen, theils um ihre Gesinnungen zu erforschen, kosteten unermeßliche Summen; seine Botschafter schmeichelten seiner Hoffnung mit günstigen Nachrichten; die Koketterie, womit die eitle Elisabeth jeder bestimmten Erklärung auswich, mußte die Wünsche des Prinzen natürlich immer mehr entflammen; so wenig sie auch geneigt seyn mochte, ihre Verhältnisse zu verändern, so waren ihr doch die Huldigungen angenehm, die ihr von allen Seiten entgegen kamen.

Gustav sah die Bewerbungen seines Sohnes nicht gerne. Das höchst verwickelte englische Interesse,

esse zeigte für Schweden keine politischen Vortheile bei dieser Verbindung; auch die merkantilischen Vortheile waren, wegen der großen Ungleichheit beider Staaten, noch sehr zweifelhaft. Der König rieth daher seinem Sohne, diesen Gedanken aufzugeben, und eine andere Wahl zu treffen. Aber Erich war hier so wenig, als in andern Dingen lenksam; er fuhr nicht nur in seinen Bewerbungen fort, sondern lag seinem Bruder Johann so lange an, bis dieser sich entschloß, selbst nach London zu reisen, um die Heurath zu betreiben. Es wurden kostbare Zurüstungen zur Reise gemacht, und der Prinz segelte mit einer Flotte von zwanzig bewafneten Schiffen ab. Als er in London angekommen war, verschwendete er Geld und Bemühungen, sich die Gunst der von Anbetern aller Art umlagerten Elisabeth zu erwerben, womit es ihm auch durch seine Belesenheit glückte, die von der kenntnißreichen Königinn sehr geschätzt wurde; allein in der Hauptsache war der Fortgang unmerklich. Erich hatte von seinem Vater den Titel Erbkönig erhalten, um hiedurch die Bewerbung zu erleichtern; er drang nun in seinen Bruder, die Sache in London zu beschleunigen, und erbot sich, die ganzen Einkünfte von Smaland zum Dienst der Königinn zu wiedmen; auch wollte er, wenn sie es verlangte, selbst nach London kommen, und sich dort krönen lassen. Hiezu kamen noch andere Anerbietungen, um seinen Eifer für das Bündniß auffallend zu zeigen. Elisabeth wich, wo sie nur konnte, den Gesprächen über diese Materie aus; endlich aber mußte sie sich doch gegen den Prinzen Johann erklären. Sie sprach mit ihrer gewöhnlichen Verstellungskunst von ihrer großen Hochachtung gegen den Erbkönig Erich, und daß er vor allen verdiente, ihr Herz zu besitzen, wenn sie sich je zu einer Vermählung entschlösse,

schlösse, woran sie jedoch bis jetzt noch nicht gedacht habe.

Prinz Erich ließ sich durch solche Aeußerungen den Muth nicht nehmen, vielmehr glaubte er, durch seine Beharrlichkeit müßte es ihm am Ende doch noch bei der Königinn von England gelingen. Nachdem er den väterlichen Thron bestiegen hatte, hoffte er seines Sieges über das Herz der spröden Elisabeth um so sicherer zu seyn. Er schickte abermals eine ansehnliche Gesandtschaft nach England, welche der Königinn ein sehr zärtliches Schreiben überreichte. Seine Lage, sagte er unter andern, wäre durch den Tod seines Vaters zwar geändert worden, aber nicht das Gefühl seines Herzens; er zehre sich von einem Tage zum andern ab, und er bäte sie daher recht dringend, seine Leiden durch einen günstigen Entschluß zu endigen; er würde, so lange sie unverheurathet wäre, und so lange sie sich nicht bestimmt erklärt hätte, sich nicht vermählen; hätte sie in Ansehung seines Betragens einige Bedenklichkeiten, so dürfe sie ja nur einige Männer, auf die sie sich verlassen könne, an seinen Hof senden u. s. w. Da die Königinn sich einmal äußerte, daß sie sich mit Keinem vermählen würde, den sie nicht gesehen hätte; so beschloß Erich selbst nach England zu reisen, voll der Eitelkeit, sie durch den Anblick seiner Person zu bestimmen. Von einer zahlreichen Flotte begleitet, gieng er nach der Küste Britanniens unter Segel, allein ein Sturm, von dem er überfallen ward, raubte ihm die Lust, sich dem betrügerischen Elemente zu vertrauen; er faßte daher den Entschluß, einen Theil seiner Reise zu Lande, durch Dänemark, Deutschland und die Niederlande zu machen. Aber während er noch im Begriff war, die Vorkehrungen zu derselben zu treffen, stiegen Zweifel wider Elisabeths

Gesin-

Gesinnungen in ihm auf, und seine Hoffnung, der Begünstigte bey ihr zu seyn, ward allmählich geringer. Im Grunde seines Herzens blieb freilich immer noch der Wunsch lebendig, Herr über England zu werden; es bedurfte nur der leichtesten Ermunterung, der leisesten Versicherung irgend eines Schmeichlers, um seine Leidenschaften anzufachen. Der heftigste Zorn durchglühte ihn wider alle, von denen er glaubte, daß sie ihm die Gegenliebe der Königinn streitig machten; vor allen traf sein Haß Elisabeths erklärten Günstling, den Grafen Robert von Leicester; er trug seinen Gesandten in London sogar auf, diesen verhaßten Nebenbuhler durch Meuchelmörder aus dem Wege räumen zu lassen.

Als Elisabeth vier Jahre lang ihr Spiel mit Erich getrieben hatte, wandte er sich, vielleicht nur um ihre Eifersucht zu wecken, an die Königinn Marie Stuart von Schottland. Nachdem ein vorläufiger Abgeordneter, den er deswegen nach Schottland reißen ließ, einen günstigen Bericht überschickt hatte, ließ er eine ordentliche Gesandtschaft nach Edinburg abgehen. Diese überreichte Marien zwey besondere Schreiben. In dem einen trug Erich auf einen Handelsvertrag an; auch bat er die Königinn um die Erlaubniß, auf seiner Reise nach England bei ihr einkehren zu dürfen. Das andere Schreiben, das die Gesandtschaft aber nicht eher übergeben sollte, als bis der schwedische Gesandte in London Erkundigungen eingezogen hätte, enthielt eine förmliche Anwerbung um die Hand der schönen Königinn. Aber Marie verwies den König an ihre Verwandte, auch erinnerte sie an die volle Trauer wegen ihres Gemahls. Erich nahm ihre Erklärung ziemlich gut auf, besonders weil seine Hoffnung, die Elisabeth zu bekommen, noch nicht ganz verschwunden war.

Er fertigte daher den Kanzler Gyllenstierna, nebst einem neuen Gesandten, nach England ab, um den letzten Versuch zu machen. Aber kaum waren sie bis nach Elfsberg gekommen, als sie den Befehl erhielten, wieder umzukehren. Der launige Erich hatte wieder einen neuen Heurathsplan entworfen. Dieser betraf die Prinzessinn Christiane von Hessen, die Tochter des Landgrafen Philipps. Die Verbindung war schon eingeleitet, und eine stattliche Gesandtschaft ward abgeordnet, um sie völlig zu Stande zu bringen. Indessen beschäftigte sich Erich doch noch immer mit dem Gedanken, die Elisabeth zu heurathen, und er schrieb noch einmal einen zärtlichen Brief an dieselbe. So wenig aber sein Plan auf die Königinn von England ihm gelang, so wenig wurde die Prinzessinn Christiane seine Braut. Der König von Dänemark, sein Feind, fieng durch seinen Kommandanten zu Wisby einen von Erichs Briefen an Elisabeth, der in einen Stock eingerollt war, glücklich auf, und schickte ihn an den Landgrafen Philipp. Dieser fand sich durch den Gedanken, daß Erich mit seiner Tochter einen Spaß treiben wolle, äußerst beleidiget. Vorzüglich kränkte es ihn, daß Erich, wie er es aus einigen Ausdrücken merkte, die Prinzessinn, wenn sie ihm nicht gefallen würde, wieder zurückschicken wollte. Erichs Gesandter mußte daher auf der Stelle des Landgrafen Stadt und Gebiet verlassen. Der König that zwar alles, um den Landgrafen zu günstigeren Gesinnungen umzustimmen; er schickte einen Gesandten nach dem andern; er ließ sogar schon den Ehevertrag aufsetzen; aber Philipp blieb unbeweglich.

Der launige Erich betrieb seine Heurathsanträge überhaupt auf eine so wunderliche Art, daß sie unmöglich einen glücklichen Erfolg haben konnten. Er

maß

maß die Schönheit der Prinzessinnen, denen er seine Hand bestimmte, nach dem hohen Ideale, das er sich von der Königinn Elisabeth gemacht hatte. Als daher auch die lothringische Prinzessinn Renate ein Gegenstand seiner Heurathsplane wurde, befahl er den Gesandten, denen er die Bewerbung um dieselbe auftrug, hauptsächlich darauf zu sehen, ob sie gesund, wohl gewachsen, schön gebildet, von angenehmen Sitten und Geberden, nicht zu hager und schwach von Gliedern, nicht spöttisch, sondern von munterm Umgange sey; das Haar möchte ebenfalls schwärzlich seyn, wenn nur die Gesichtsfarbe schön blond und ungeschminkt wäre. — Aber auch aus diesem Heurathshandel wurde nichts.

Da Erich alle seine Bewerbungen um ausländische Prinzessinnen vereitelt sah, so beschloß er, der weiblichen Eitelkeit nicht länger zum Triumphe zu dienen. Auf einem Reichstage zu Stockholm im Jahr ein tausend fünfhundert und fünf und sechszig mußten ihm die Stände die Versicherung ausstellen, daß sie jede Person, die er seines Thrones würdig finden würde, und wenn sie auch aus den untersten Klassen der Einwohner gewählt seyn sollte, als ihre Königinn ehren, und seine mit ihr erzeugten Kinder für die wahren Erben des Reichs halten wollten. Ein armes Mädchen, Katharina, eine Soldatentochter, hatte schon lange sein Herz gefesselt; ihre Schönheit hatte ihn vermocht, sie unter den Damen seiner Schwester Elisabeth erziehen zu lassen. Nachdem sie ihm als Beyschläferinn eintge Söhne gebohren hatte, und er die Hoffnung, seine übrigen Heurathsplane ausgeführt zu sehen, immer mehr verschwinden sah, ließ er sich dieselbe nicht nur als seine ordentliche Gemahlinn antrauen, sondern ihr auch die Krone aufsetzen.

4.

Streitigkeiten Erichs mit seinen Brüdern. Gefangennehmung des Herzogs Johann.

Zu eben der Zeit, da König Erich seine Heurathsangelegenheiten mit leidenschaftlicher Hitze verfolgte, verwickelte er sich in weitaussehende Streitigkeiten mit seinen Brüdern. Der Gedanke war sehr natürlich, daß sie unter den schwedischen Großen, aus deren Mitte ihre Mutter genommen war, mehr Anhänger und aufrichtigere Freunde hätten, als er, der von einer Fremden gebohren war. Nach seinem argwöhnischen Gemüth entfernte er daher die Ersten des Landes von seiner Person, und schenkte sein Vertrauen Männern, die ihm allein ihre Erhebung dankten, und oft dieses Vorzugs unwürdig waren. Vornemlich war die von seinem Vater getroffene Länderabtheilung ein Gegenstand seines lebhaftesten Unwillens, weil seine Brüder in Ansehung ihrer großen Fürstenthümer mehr Freiheit und Unabhängigkeit verlangten, als ihnen nach der Verfassung des Staats und ihrem Verhältnisse gegen die Krone zukam. Er ließ sich in dieser Absicht mit ihnen in Unterhandlungen ein, die in einer zu Arboga gehaltenen Reichsversammlung in einen Schluß verwandelt wurden. Diesem zufolge sollten die jüngern Brüder gleichsam unter der Herrschaft des ältern stehen; sie sollten die Verordnungen des Königes befolgen, und mit keiner auswärtigen Macht, ohne Genehmigung desselben, sich in eine Verbindung einlassen.

Die Brüder mußten nachgeben, weil Erich den Adel durch die Erlaubniß, die vielen durch Gustav Wasa eingezogenen Güter wieder einzulösen, auf seine Seite gezogen hatte. Allein Johann war über

die

die Verletzung der väterlichen Erbgutstheilung sehr ungehalten. Um sich durch eine mächtige Verwandtschaft gegen die Uebergewalt des königlichen Bruders zu schützen, beeilte er sich, seine Vermählung mit der Schwester des polnischen Königes Siegmund zu vollziehen, wozu schon bei Gustavs Lebzeiten Vorbereitungen gemacht waren. Erich war damit sehr unzufrieden; er wünschte seinen Bruder, dessen Gesinnungen ihm verdächtig waren, aus seiner Nähe zu entfernen, und schlug ihm vor, sich um die Hand der Königinn Maria von Schottland zu bewerben; er hoffte seine Thätigkeit dadurch in Verhältnisse zu verwickeln, die sie für ihn unschädlich machten. Johann verwarf diesen Vorschlag, reiste nach Polen, und vollzog daselbst am vierten October des Jahres eintausend fünfhundert und zwei und sechzig seine Heurath mit der Prinzessinn Katharine. Erich ward durch diese Nachricht sehr unangenehm überrascht; sein Unwille gegen seinen Bruder stieg immer höher, und sein argwöhnisches Gemüth konnte sich des Verdachtes nicht länger erwehren, daß er die geheime Absicht habe, ihn vom Thron zu verdrängen.

Der Herzog Johann reiste bald nach seiner Vermählung nach Schweden zurück, und kam im December in Finnland an. Durch allerlei Gerüchte, die entweder der Leichtsinn oder die Bosheit verbreiteten, ward Erichs Zorn immer mehr angefacht, und selbst Johanns eigene Anhänger fanden sein Betragen wenigstens zweideutig. Der König sandte daher zwey Bevollmächtigte an seinen Hof, die eine Erklärung von ihm über seine wahre Gesinnungen gegen den König und das Reich verlangen sollten. Seine Antwort war nicht befriedigend, und er ward deswegen vor die Reichsstände nach Stockholm zur Verantwortung gefodert. Der Herzog weigerte sich nicht,

erscheinen, aber da man ihm ein sicheres Geleit versagte, wagte er es nicht, sich den Händen des Königes anzuvertrauen, sondern fieng an sich zu rüsten. Die Finnen wurden zusammenberufen, mit eindringlicher Beredsamkeit schilderte ihnen der Herzog die Gewaltthätigkeiten seines Bruders, und foderte sie zur Hülfe auf; mit heiligen Schwüren versicherten sie ihn ihres Beistandes. Er stellte auch seinem Schwager seine mißliche Lage vor, und bat ihn um seine Unterstützung, aber Siegmund mußte es vor der Hand bei Versprechungen und unkräftigen Versuchen bewenden lassen.

Unterdessen wurden alle Diener des Herzogs, die man bekommen konnte, ergriffen und auf die Folter geworfen, bis man irgend ein Geständniß, das zum Nachtheil ihres Herrn gereichen konnte, aus ihnen erpreßt hatte. Die schwedischen Reichsstände verurtheilten den Herzog als einen Hochverräther, weil er das väterliche Testament und die dem Könige versprochene Treue gebrochen, sich mit den erklärten Feinden des Reichs in nachtheilige Verbindungen eingelassen, und den Vorladungen seines Bruders nicht gehorcht habe. Den Landesgesetzen gemäß ward er des Todes für schuldig erkannt, aber die Milderung des Urtheils blieb der Gnade des Königes anheimgestellt. Zwei Abgeordnete brachten diesen Ausspruch nach Finnland, und eine Kriegsmacht folgte unverzüglich, den Ernst des Königes zu zeigen.

Der Herzog Johann hatte sich in seinem Schlosse zu Abo verschanzt, und vertheidigte sich in der Hoffnung auf fremden Entsatz; aber die erwartete Hülfe kam nicht, und nach einer standhaften Vertheidigung mußte die Burg den Kriegsvölkern des Königs geöffnet werden. Der unglückliche Fürst wurde mit seiner jungen Gemahlinn unter strenger Bewachung

ge=

gefangen zu Schiffe weggeführt. Als sie nicht weit von Stockholm gelandet waren, erschien des Königs Fiskal, sein Günstling Georg Pehrson, redete den Herzog mit harten Worten an, und erzählte dem versammelten Volke, was den König bewogen habe, gegen seinen Bruder, einen Feind des Staates, einen treulosen Unterthan, solche Strenge zu üben. Der Herzog achtete es unter seiner Würde, diese Beschuldigungen zu widerlegen, und sprach mit freier unerschrockener Miene nur die wenigen Worte: „Das Urtheil zwischen mir und meinem Bruder steht bedeutendern Männern zu, als einem entarteten Pfaffensohne" — denn Pehrsons Vater war ein Mönch gewesen. Mehr als der eigene Schmerz bekümmerte ihn der Zustand der geliebten Gattinn, die ihm mit edler Hingebung Muth einsprach. Sie sollte sich von ihrem Gemahle trennen, und fürstliche Ehre und Bedienung erhalten, oder nur von zwei Aufwärterinnen begleitet ihm ins Gefängniß folgen. Ohnmächtig schwankte die Unglückliche, als sie den Trauring vom Finger gezogen, den sie dem Diener der harten Gewalt, dem feindlich gesinnten Pehrson, schweigend vorhielt. Da standen die Worte eingegraben: Niemand als der Tod.

Die Gefangenen wurden auf das feste Schloß Gripsholm im Mälarsee gebracht. Auf beiden Ufern stand zahlreich das Volk versammelt, den Herzog zu sehen, der auf dem Verdeck sitzen mußte, um das Gerücht zu widerlegen, als sey er nach Polen entflohen, und viele Stimmen beklagten sein Schicksal. Katharina trennte sich während des langen Gefängnisses niemals von ihrem Gemahle; ihm ward aller Umgang versagt, sie durfte bisweilen, doch nicht ohne Begleitung, sich der freien Luft im Garten erfreuen. Uebrigens ward er mit Anstand behandelt,

ihm

ihm ward keine seiner gewohnten Bequemlichkeiten entzogen, und um ihm die Langeweile, die aus der Einsamkeit entspringen mußte, zu erleichtern, sandte ihm Erich mehrere Bücher in verschiedenen Sprachen. Die Fürbitten seiner Schwestern bewirkten wenigstens, daß die Vollziehung des über ihn gefällten Todesurtheils verschoben ward; gegen seine Anhänger, die das Schwerdt gegen den König gezückt hatten, ward aber auf eine strengere Art verfahren, und viele wurden mit dem Tode bestraft.

Nachdem Erich seinem gefährlichsten Nebenbuhler die Mittel, ihm zu schaden, genommen hatte, erhob er desto mehr seinen jüngern Bruder, den Herzog Magnus, der jetzt der nächste Thronerbe war, wenn Erich kinderlos sterben sollte. Die Gemüthsschwäche, die dieser Prinz schon seit seiner frühen Jugend bewiesen hatte, ließ von ihm keine kühne Unternehmungen besorgen; seine Krankheit artete in der Folge in völligen Wahnsinn aus, und er mußte eingesperrt werden.

5.

Grausame Ermordungen unschuldiger Edlen. Es äußern sich bei Erich Spuren des Wahnsinns.

Die Kriege, welche Erich während seiner achtjährigen Regierung mit Dänemark und Polen zu führen hatte, beförderten weder das Wohl des Vaterlandes, noch den Ruhm des Königes. War auch das Glück zuweilen, besonders seiner Seemacht, günstig, so konnte er dagegen dem tapfern Anführer des dänischen Landheers, dem Holsteiner Daniel Ranzow, welcher siegreich in das Land eindrang, keinen Mann von gleicher Kriegskunde entgegen stellen, und der

Tri-

Triumph, den er einst nach einem zweideutigen Waffenglücke in Stockholm veranstaltete, war eine lächerliche Parodie der alten Römersitte. Er selbst, ob er gleich ein Buch über die Taktik geschrieben hatte, verstand es nicht, Kriegsplane zu prüfen und kräftig auszuführen. Und wer hätte auch dem argwöhnischen Könige, der dem erprobten Verdienste oft mit unwürdiger Heftigkeit begegnete, oder es der schnöden Willkühr seines Günstlings preisgab, mit Lust dienen mögen, wo drohende Gefahr eine muthige Aufopferung forderte?

Es blieb dem Könige nicht verborgen, daß der schwedische Adel mit ihm unzufrieden war, der sich unter andern durch die Erhebung einer Soldatentochter auf den Thron beschimpft glaubte, die jetzt den Frauen und Töchtern der ersten und edelsten Familien vorangieng. Dieß verstimmte den Monarchen immer mehr, und trieb sein Mißtrauen zu einer fürchterlichen Höhe. Alle, die sich ihm näherten, wurden ihm verdächtig, und es war gefährlich, ihm auf irgend eine Art in den Weg zu kommen; er zitterte ängstlich für sein Leben, und war zu dem freudenlosen Daseyn eines Tyrannen verdammt, dem die Furcht keine Freude gönnt, und der, weil ihm der Tod nicht gleichgültig ist, ihn unter ewig veränderten Quaalen duldet.

Unter den Geschlechtern seines Reichs hielt Erichs schwarzer Argwohn keines für so gefährlich, als das gräfliche Geschlecht der Sturen, das sich längst durch Herrschertalente und Tugenden die Liebe des Volks erworben, und in zahlreichen Zweigen fortgepflanzt hatte. Der boshafte Pehrson, der auf des Königs Entschließungen den meisten Einfluß hatte, nährte seinen Haß gegen dieses berühmte Haus, das man eines geheimen Einverständnisses mit Dänemark fälsch-

lich

lich beschuldigte. Als daher Nils Sture während des dänischen Krieges die Vollziehung des strengen Befehls, einige deutsche Reiterhaufen niederzuhauen, welche in einer unglücklichen Schlacht nicht ausharrend gefochten hatten, und ein paar Höfe aufzubrennen, die der König für Dänisch gesinnt hielt, eines Kriegers unwürdig achtete, wurde er von Pehrson angeklagt und durch das Hofgericht zum Tode verurtheilt. Der König milderte den Ausspruch, und erkannte dem jungen Krieger eine beschimpfende Strafe zu. Man führte ihn auf einem mageren Klepper schimpflich durch die Strassen der Residenz. Voran zog ein Haufen alter Weiber mit Sackpfeifen und Kuhhörnern, und eine andere Mähre schleppte einen laubigen Fichtenzweig vor ihm her, die Gassen zu fegen. Vor Pehrsons Hause ward ihm ein Strohkranz aufs Haupt gesetzt. Der Graf wandte sich an die Soldaten, foderte sie zu Zeugen seines Verhaltens auf, und alle riefen einmüthig, er habe seinem Könige als ein wackerer Rittersmann gedient. Der übermüthige Günstling drohte dem Grafen und den Soldaten mit Flüchen und gezücktem Degen, und erst bei dem lauten Murren des Volks ward dem unwürdigen Schauspiele ein Ende gemacht.

Es währte nicht lange, so bereuete Erich diese unbesonnene Beschimpfung eines jungen Kriegers, der aus einem allgemein verehrten Geschlechte abstammte. Da ihm vor den Folgen bange war, so wünschte er den jungen Mann, dessen Rache er fürchtete, aus seiner Nähe zu entfernen, und schickte ihn deswegen zu der Gesandtschaft in Lothringen. Zugleich ließ er, um den Unmuth des beleidigten Geschlechts zu versöhnen, in allen Straßen die Unschuld des jungen Grafen bekannt machen, und verbot bei Lebensstrafe gegen die Ehre des Gekränkten zu reden.

Aber

Aber bald bemächtigte sich seines Gemüthes wieder der quälendste Argwohn, und verleitete ihn zu schreienden Ungerechtigkeiten. Im Auslande und unter seinem eigenen Volke ließ er Auflaurer umherschleichen, und zeichnete in seinem Tagebuche sorgfältig auf, daß er in Stockholm Hauskundschafter angeordnet habe. Bei diesem unseligen Hange konnte es nicht an dienstfertigen Zuträgern fehlen, die durch Belohnungen aufgemuntert wurden, und endlich stieg des Königs Mißtrauen so hoch, daß ihn jeder Schritt und jedes Wort mit Mißtrauen erfüllte, und manchem die unschuldigste Handlung verderblich ward. Niemand durfte es wagen, in seiner Gegenwart leise mit Andern zu reden; Erich glaubte, es geschähe ihm zum Hohne, und den zierlich gekleideten Höfling traf der Verdacht, er suche des Königes Buhlinn zu gefallen. Von seinem leidenschaftlichen Sinne ließ er sich sogar zu dem unklugen Schritte verleiten, einen armen Soldaten, den ersten Verlobten seiner geliebten Katharine, vor Gericht zu stellen, und ihm durch die Folter ein Bekenntniß abzuzwingen, weil der Unglückliche, um seine Ungetreue noch einmal zu sehen, sich in die Königsburg geschlichen hatte. In der folgenden Nacht fand man ihn gebunden im Norderstrome. Durch eine solche Unweisheit und Härte mußte der König die Achtung auch der Treuesten verlieren, und sein Verdacht vollends empören, wenn Schritte ruchbar wurden, wie man sich gegen einen Schützen des Grafen Swante Sture erlaubte, der verhaftet, gefoltert und in die Bergwerke gesandt wurde, weil er ein Gewehr zum Büchsenmacher trug, als der König zufällig des Weges kam.

Eine solche Grausamkeit, der schnelle Wechsel von Ungunst und Gnade, und die gesetzwidrige Willkühr, Zeichen eines launischen Gemüths und einer

schwa:

schwachen Regierung, entzogen dem Könige immer mehr die Achtung und das Ansehen bei den Großen, die ihm ohnehin nie aufrichtig ergeben waren. Er hatte sich zwar mit den Sturen scheinbar versöhnt, aber nicht selten verrieth sich die geheime Gesinnung auf beiden Seiten, und des Königs wunderlicher Sinn gab Veranlassung zu mancher Aeußerung eines gerechten Unmuthes, das seinen Argwohn nährte. So mahlte er einst auf die Wand einen schwer beladenen Esel, als Graf Swante Sture herein trat. „Seht hier, Graf, das Sinnbild des schwedischen Volks, sprach Erich; jemehr man es belastet, desto besser geht es einher.“ Wie hätte Sture bei dem unfürstlichen Scherze die Antwort unterdrücken mögen: „Wie aber, wenn es hinten ausschlüge, und die Last abwürfe?“

Als der König den Eingebungen seines Argwohns, und den Eröffnungen seiner bösen Rathgeber sich völlig hingab, verbreitete sich plötzlich das Gerücht von dem nahen Ausbruche einer Empörung gegen seine Regierung. Um den Verlust seiner Herrschaft zu verhüten, berief er die Reichsstände nach Upsala, fest entschlossen, über die verdächtigen Grossen ein schweres Gericht ergehen zu lassen. Noch ehe die Reichsstände versammelt waren, wurden alle Sturen gefangen nach Upsala gebracht, weil der Verdacht des Königes hauptsächlich auf diese mächtige Familie fiel. Gerade jetzt kam auch Nils Sture, mit diesen Ereignissen unbekannt, von seiner Gesandtschaftsreise nach Schweden zurück. Zur Begründung des Verdachts, den Erich nährte, trug der allgemeine Aberglaube dieser Zeit, dem auch er vertrauensvoll ergeben war, nicht wenig bei. Er wähnte in den Sternen sein Geschick zu lesen, und ihre wunderbare Stimme hatte ihn vor weissen Haaren gewarnt. Zum

Unglück

Unglück war Nils Sture's Haupthaar blond; der König, der nun an den Sagen von einer wider ihn angezettelten Verschwörung um so weniger zweifelte, ließ auch ihn gefangen nehmen. Von bösen Rathgebern angetrieben, von ewiger Furcht bestürmt, und von den Schreckbildern der schwärzesten Melancholie geängstiget, überschritt er alle Grenzen der Mässigung. Das falsche Gerücht, daß Herzog Johann aus dem Gefängniß entkommen sey und zur Rache wider ihn heranziehe, raubte ihm den letzten Rest der Besonnenheit. Wüthend rannte er aus der Burg, entschlossen die Verräther zu bestrafen, weil der Reichsadel sich nicht bewegen ließ, über so viele der ersten Männer des Landes das Verdammungsurtheil auszusprechen. Auf der Gasse begegneten ihm einige seiner Günstlinge, und als diese den schröcklichen Entschluß in ihm befestiget hatten, eilte er in das Gefängniß, wo Nils Sture in stiller Sammlung in einem Andachtsbuche las. „Verräther!" rief der König mit entstellter Geberde und gräßlicher Erbitterung. Der Unglückliche, der nichts weniger als eine solche Erscheinung vermuthet hatte, bat den König auf den Knieen, ihn für einen treuen Unterthanen zu halten; aber ohne auf dieses Flehen zu achten, stieß er ihm in der wildesten Leidenschaft den Dolch durch den Arm. Sture küßte den Dolch, den er selbst aus der Wunde gezogen hatte, trocknete ihn ab, und gab ihn dem Könige wieder. Die stille Ergebung entwaffnete den Zorn des wahnsinnigen Wütherichs nicht, vielmehr ward er darüber in eine solche Hitze versetzt, daß er ihm nicht nur selbst eine zweite Wunde beibrachte, sondern daß er auch die Ermordung desselben in seiner Gegenwart von seinem Kammerdiener vollenden ließ.

Angst-

Angstvoll und verwirrt verließ Erich den Ort, wo er die grausame Mordthat verübt hatte, und gieng sogleich in das Gemach, wo der Vater des Ermordeten gefangen saß. Er beklagte sein hartes Schicksal, nannte ihn seinen Vetter, und bat ihn fußfällig um Verzeihung, wegen aller Beleidigungen, die er ihm zugefügt hätte. Der alte, bis zu Thränen gerührte Graf, antwortete: „alles sey euch vergeben, aber wenn ihr euch an dem Leben meines Sohnes vergriffen habt, so sollt ihr mir deshalb vor dem höchsten Richter Rede stehen.“

Erich, von diesen Worten erschüttert, vermochte nicht länger, die Gegenwart des alten Grafen zu ertragen, eilte von hinnen, und rannte in wilder Raserey aus der Stadt, von wenigen Trabanten begleitet. Einer seiner alten Lehrer eilte ihm nach, um ihn von verzweifelten Unternehmungen abzuhalten, und als er ihn nicht ferne von einem Dorfe gefunden, fiel er auf die Kniee und suchte ihn zu besänftigen. Erich glaubte aber in ihm einen seiner Rächer zu sehen, und befahl ihn niederzustossen; mit grausamer Eile ward sein Befehl vollzogen. Eine doppelte Sorge wüthete in seinem gequälten Herzen; ihn beruhigte sein Gewissen über Sture's Ermordung, aber noch mehr ängstigte ihn die Furcht vor der Rache der Anverwandten. Um sich vor derselben zu sichern, befahl er, auch die übrigen Gefangenen hinzurichten. Der Befehl ward so heimlich vollzogen, daß die Gefangenen acht Tage in ihrem Blute, und noch eben so lange in einem Kerker verborgen lagen, ehe ihre in der Stadt befindlichen Verwandten davon Nachricht bekamen. Pehrson hielt diese Verschwiegenheit für nöthig, um Zeit zu gewinnen, damit er dem Morde ein rechtliches Ansehen geben könnte. Er berichtete der Reichsversammlung die schröcklich-

sten

sten Verbrechen, welche die Ermordeten begangen haben sollten, und die Reichsstände ließen sich, theils durch Drohungen, theils durch geheimes Zureden, bewegen, das von ihm aufgestellte Todesurtheil zu unterschreiben, und die unschuldig Ermordeten für Reichsverräther zu erklären.

Erich hatte die blutige That kaum vollbracht, als die rächerische Nemesis ihm ihr drohendes Angesicht zeigte. Von den Furien der Reue und der Verzweiflung auf das schröcklichste verfolgt, war er dem völligen Wahnsinn nahe. Trostlos irrte er umher, und fand nirgend einige Ruhe; er glaubte die Liebe seines Volkes verloren zu haben, und fürchtete in jedem einen Verfolger, dem er vorüber eilte. Auf allen Wegen suchte man den verlornen König, der endlich seinen Wächtern aus den Augen kam, und sich in einem Walde verlor. Erst nach vier Tagen fand man ihn wieder, verwildert in Bauerntracht. Rings um ihn her stand ein Haufen von Edelleuten, Priestern und Bauern, unter die er, mitleidig angestaunt, Geld auswarf; vermuthlich wollte er, in dem Wahne, es sey alles gegen ihn aufgebracht, die Gemüther besänftigen. Nur der Unterredung seiner geliebten Katharine, die auch herbeigeeilt war, gelang es, ihn wieder zurükzubringen, allein er floh den Umgang der Menschen, und mit der Rückkehr seiner Besinnung, kam die Reue über die blutige Schuld, die er auf sich geladen hatte. Der betagte Erzbischof Lorenz Olofssohn, über die Grausamkeit des Königs empört, sandte ihm ein kräftiges Ermahnungsschreiben, das, wenn auch die unerschrockene Freimüthigkeit desselben alles Lob verdiente, doch keine andere Folge haben konnte, als die Gewissensangst des unglücklichen Erichs zu vermehren; er selbst schrieb die Verwirrung seines Verstandes und seiner Begrif-

griffe dem Einflusse des höllischen Geistes zu, von welchem er sich immer umlagert glaubte. Der Gram verzehrte ihn, und kaum konnte man ihn überzeugen, daß er noch wirklich König sey. Als er aber sah, daß nicht sein ganzes Volk sich gegen ihn empörte, ward sein Gemüth ruhiger, und er suchte den Unwillen des Adels durch neue Privilegien zu besänftigen, die Angehörigen der getödeten Edeln zu versöhnen. Die entseelten Körper wurden feierlich beerdiget, und ein Herold mußte ihre Unschuld öffentlich verkündigen; dagegen begaben sich ihre Freunde und Angehörigen aller fernern Ansprüche an den König, sie erklärten auch, den Mord nicht rächen zu wollen.

Der Unwille des Adels traf vornemlich den boshaften Pehrson; ihm ward die Schuld des Upsalischen Blutbades beigelegt; man machte ihm, als dem Mörder von hundert zwanzig unschuldigen Personen, den Proceß, und nahm ihn mit seinem Bruder gefangen. Sie wurden zwar ihrer Ehre verlustig erklärt und zum Tode verurtheilt, aber die Vollziehung des Spruchs verzögerte Erich von einer Zeit zur andern. Getrennt von seinen Vertrauten, klagte er über sein hartes Schicksal. Er sah sich von Männern umgeben, in welchem sein Argwohn lauter Feinde erblickte, und oft jammerte er laut über den Verlust seines Ansehens.

6.

Herzog Johann erhält seine Freiheit wieder. Ausbruch einer Empörung. Erich wird gefangen genommen.

Es waren nun vier Jahre verflossen, seitdem der Herzog Johann, bald milder bald härter behandelt,

delt, an der Seite seiner treuen Unglücksgefährtinn, in dem Kerker zu Gripsholm saß. Der traurige Gemüthszustand des Königs gab den Freunden des Gefangenen Gelegenheit, für seine Befreiung thätig zu seyn; es gelang ihnen auch, Erichen zur Versöhnung geneigt zu machen. Er glaubte der Krone bereits beraubt zu seyn, und schickte daher seinem Bruder einen demüthigen Brief voll seltsamer Resignation, worinn sich deutliche Spuren fortdaurender Verrücktheit fanden. Noch immer quälte ihn der Gedanke, man arbeite, ihn heimlich aus dem Wege zu räumen, und in dieser unruhigen Stimmung, um sich einen mächtigen Beschützer zu sichern, faßte er den Entschluß, dem Großfürsten von Rußland seines Bruders Gemahlin auszuliefern, um welche dieser einst verstohlich geworben hatte. Aber Erich ergrief jetzt nur unmächtige Entschlüsse Es ward durch Gustavs Wittwe und andere Mächtige vermittelt, daß die entzweyten Brüder, gegen Geleitsbriefe von beiden Seiten, eine Zusammenkunft bewilligten. Als Herzog Johann zu Swartsjo ans Land stieg, kam ihm Erich entgegen, und begrüßte ihn, auf die Kniee niederfallend, als König; aber der Prinz, gleichfalls niederknieend, verbat sich jenen Titel, und als beide nach vielen seltsamen Höflichkeitsbeweisen sich umarmt hatten, entfernte sich Erich, und überließ es seinen Räthen, den Vergleich mit seinem Bruder abzuschließen.

Zu beiderseitiger Zufriedenheit vereinigte man sich über die vornehmsten Punkte. Johann erhielt seine Ehre und sein Fürstenthum zurück; seinen Nachkommen blieb das Recht der Succession, und für alle ihm geraubte Güter ward ihm Ersatz versprochen. Der Herzog gelobte dagegen aufs neue Unterthänigkeit und Treue, er bestättigte die Ordnung der Nachfolge, erkannte Katharinen als Königinn und ihre

Kinder als rechtmäßige Erben an, auch begab er sich aller Ansprüche an diejenigen, die er für seine Feinde hielt; endlich machte er sich zur Vermittlung eines Friedens zwischen Schweden und Polen und eines Bündnisses zwischen den beiden Mächten wider Rußland anheischig. Er bestättigte überdieß die zu Arboga geschlossene Übereinkunft, und war bereit, dem Könige in seinen Kriegen treu und redlich beizustehen.

Allmählich legte sich nun der Sturm, der in Erichs Innern getobt hatte; die Schreckbilder, die ihn verfolgten, entwichen, und er sah die Gefahr deutlich ein, in die er sich durch die Befreiung seines Bruders gestürzt hatte. Manche seiner bisherigen Schritte wünschte er ungeschehen zu machen, aber zu spät; durch die Versuche zur Versöhung und die eigene Misbilligung seiner Gewaltthätigkeiten verrieth er eine Schwäche, die ihn seinen Gegnern unterwarf. Während dieser Zeit mag bei den Brüdern des Königes der Gedanke, wo nicht zuerst erwacht, doch gereift seyn, insgeheim eine Thronveränderung vorzubereiten. Erichs unweises Betragen konnte solche Entwürfe nur begünstigen, denn kaum glaubte er wieder fester auf dem Throne zu sitzen, als er seine Reue mehr als seine Thaten zu bereuen schien. Seine Vertrauten wagten es, neuen Muth zu schöpfen, und der verurtheilte Pehrson, bisher noch immer ungekränkt unter des Königs Schutze, ward durch eine feierliche Verkündigung für einen redlichen Mann erklärt, und in alle seine Aemter eingesetzt. Ein offener Brief, den der neuerhobene Günstling in Erichs Namen aussandte, entehrte noch einmal das Andenken der Sturen, und gab die verzögerte Vollziehung des rechtlichen Urtheils über Nils Sture als Ursache von des Königes unglücklicher Geistesverwirrung an;

und

und während dieser Zeit sey freilich, gestand man, vieles geschehen, was nicht recht gewesen, denn man habe den König hülflos in den Wald gehen lassen, wie ein unvernünftiges Thier, den Anfechtungen des Teufels ausgestellt. Der Vergleich mit dem Herzoge von Finnland ward für ungültig erklärt, und Pehrson erhielt Befehl, die Geldsummen wieder zu fodern, welche der König in seiner Verrücktheit so freigebig gespendet hatte, um die Freunde der Ermordeten zu versöhnen.

Die unruhigen Verhältnisse im Innern des schwedischen Reichs hatten den Dänen den Krieg leicht gemacht. Sie drangen im Spatherbst des Jahres ein tausend fünf hundert und sieben und sechzig in Schweden ein, allein die Natur begünstigte die Unternehmung nicht, und die Schweden hatten überdieß den dänischen Einfall so viel als möglich zu erschweren gesucht. Dannoch drangen die Dänen durch, brannten Jönköping nieder, und breiteten sich in Ostgothland aus; Süderköping, Wadstena, Linköping und ein Theil von Norköping wurden eine Beute der Flamme. Den schwedischen Feldherrn Brahe, der sich ihnen entgegen setzte, trieben sie in die Flucht, erbeuteten außer der sämmtlichen Artillerie, und vielen andern Bedürfnissen die schwedische Kriegskasse, und machten eine große Menge Gefangener. Nun wollte Erich selbst das Kommando übernehmen und den Fortschritten seiner Gegner mit Nachdruck Einhalt thun; er traute seinen eigenen Feldherren nicht, und hatte daher ihren Operationen absichtlich Hindernisse in den Weg gelegt. Während er die Truppen sammelte, benutzten die Dänen den günstigen Augenblick zum Rückzuge, und verheerten das Land, weil sie nicht im Stande waren ihre Eroberungen zu behaupten. Vom Frost, der ihnen natürliche Brücken

 bau-

baute, begünstiget, entkamen sie glücklich aus der gefährlichen Lage, in der sie sich befanden, und bezogen in ihren eigenen Provinzen die Winterquartiere. Den glücklichen Erfolg dieser gewagten Unternehmung hatten sie indessen eben so sehr der Unentschlossenheit des Königes, seinem Mißtrauen und vielleicht auch dem bösen Willen seiner Befehlshaber zuzuschreiben, als ihrer Tapferkeit und der Geschicklichkeit ihres Anführers Rangau. Erich verfolgte freilich den Feind, aber er war ihm schon entgangen; die Schweden suchten darauf in Schonen und Halland die Verheerungen der Dänen zu rächen, aber der König zog sich, ohne etwas bedeutendes zu wagen, zurück, und der Krieg ward auf die alte verderbliche Weise, durch unerwartete und verheerende Ueberfälle, fortgesetzt.

Als Erich ruhmlos aus diesem Feldzuge zurück kam, nahte sich sein Schicksal der Entscheidung. Unmuthig über den mißlungenen Feldzug, und voll Argwohn gegen seine Brüder, sann er auf Plane zu ihrem Verderben. Er und seine Rathgeber rechneten auf Unterstützung von deutschen Soldaten, mit welchen sie in Unterhandlungen begriffen waren, so zuversichtlich, daß sie von dem Herzoge Johann den geschlossenen Vergleich zurückfoderten, und die Ermordung der Brüder verabredeten.

Die bequemste Gelegenheit zur Vollziehung dieses schwarzen Komplotts schien die königliche Vermählungsfeier zu geben. Erich hatte sich zwar mit seiner geliebten Katharine im Sommer des Jahres ein tausend siebenhundert und sieben und sechzig wirklich vermählt, allein der Drang der Umstände hatte damals die gewöhnlichen Ceremonien verhindert. Am acht und zwanzigsten Februar des folgenden Jahres erfreute sie ihn durch die Geburt eines Sohnes. Um diesem die Succession zu versichern, beschloß er, die

Ver-

Vermählungsfeierlichkeiten nicht länger zu verschieben. Die glänzendsten Vorbereitungen wurden getroffen, und durch freundliche Briefe lud man die Brüder zu der Hochzeitfeier. Allein, sey es, daß sie selbst Argwohn gefaßt oder eine Warnung erhalten hatten, sie waren nicht Zeugen eines Festes, welches nur Unwillen erwecken konnte, wenn sie auch keine Gefahr gefürchtet hätten. Während die Vermählung prachtvoll gefeiert ward, und Erichs Schwestern ihre ehemalige Dienerinn als gekrönte Königinn begrüßen mußten, beschlossen die Herzoge von Finnland und Südermannland, ihren Bruder vom Throne zu stossen.

Der Herzog Johann bemächtigte sich sogleich des Schlosses Wadstena, und ließ aus dem daselbst befindlichen Schatze seines Bruders Magnus vieles Geld schlagen. Darauf berief er das ganze Volk aus Ostgothland zu sich, und schilderte demselben Erichs Regierung mit den schwärzesten Farben. Es war nicht schwer, die Schattenseite mächtig hervorzuheben, da alles Gute verschwiegen, und auch auf die unschuldigsten Handlungen gelästert ward. Der große Haufe ließ sich leicht bereden, den Sternen eines neuen Gebieters zu folgen. Unter einer alten Eiche bei Wadstena schworen Johann und Karl, das, Reich gemeinschaftlich zu regieren, im Fall sich der Sieg auf ihre Seite neigen würde. Zum Andenken dieser Verabredung trugen sie und ihre Anhänger Eichenlaub auf den Hüten. Bald vereinigten sich mit ihnen alle die Großen, die sich von dem Könige beleidiget glaubten, nach allen Orten sandten sie Aufforderungen, um die Schweden zum Abfall von ihrem bisherigen Beherrscher zu bewegen.

Erich wurde durch die Nachricht von dieser Empörung sehr unsanft aus dem süßen Rausch der Liebe und des Genusses aufgeschreckt; sie war ihm nun

so

so unerwarteter, da ihn seine Brüder, um ihre wahre Absichten zu verheimlichen, so bündig ihrer Treue versichert hatten. Er versäumte nicht, aufs schleunigste alle Mittel zu gebrauchen, die seinen wankenden Thron zu sichern versprachen. Mit der größten Eile sandte er nach Ostgothland und den benachbarten Provinzen, um die dahin verlegten Knechte und Reuter in der Treue zu erhalten, aber er kam zu spät, denn sie waren bereits zu den Herzogen übergegangen. Immer mehrere von den ersten Edeln des Landes traten zu ihrer Partey über, und der sämmtliche Theil des Reichs stund im Aufruhr. Erich sandte an seine Brüder zwei Abgeordnete mit Vergleichsvorschlägen, aber man traute seinen Versicherungen nicht, und Johann war seiner Sache zu gewiß, um sich darauf einzulassen. In öffentlichen Proklamationen ermahnte der König seine Unterthanen zur Treue, und erließ eine Widerlegung der von seinen Brüdern gegen ihn verbreiteten Anklagen. Er warnte die Schweden vor den Schrecken und Gefahren eines Bürgerkrieges, und warf dem Herzog Johann in den bittersten Ausdrücken sein verrätherisches Verfahren vor. Mehrmals schrieb er an den Herzog Karl, dessen Jugend seinen Vorstellungen einen leichtern Eingang zu versprechen schien, und suchte ihn zum Gehorsam zurückzuführen. Da aber auch von diesem seine friedliche Anträge zurückgewiesen wurden, so entbrannte sein Zorn. Mit harten Worten foderte er seinen Bruder, nach altem ritterlichem Gebrauch, zum Zweykampfe auf, um das Blut schwedischer Männer zu schonen. Man lachte der Ausforderung, und nach einem unnützen Federkriege rückten die Verbündeten mit ihrer Kriegsmacht heran, um den alten Zwist im Felde auszukämpfen.

Der König kam immer mehr ins Gedränge, und seine Schritte verriethen Furcht und Schwäche. Eilig berief er die Stände nach Stockholm, aber er fand nur Klagen über den Aufruhr, und Rathschläge, die er für unwürdig achtete. Entschlossen, seine Krone zu vertheidigen, schalt er alle diejenigen Verräther, welche ihm riethen, landflüchtig zu werden und fremden Schutz zu suchen. Er zog mit den Kriegsvölkern, welche er aufbringen konnte, den Brüdern entgegen, welche sich mit einer zahlreichen Macht der Hauptstadt näherten. Gleich im Anfange ihrer Unternehmung hatten sie Gesandte nach Dänemark geschickt, die Friedensunterhandlungen anknüpfen und vorläufig einen dreimonatlichen Waffenstillstand bewirken sollten; es ward auch ein Kongreß zu Kopenhagen festgesetzt.

Die Feindseligkeiten begannen, und Bürger kämpften gegen Bürger. Die königlichen Truppen wurden in mehreren Gefechten geschlagen; seine meisten Anhänger verließen jetzt den König; sein Feldherr Stjernkors, der in Finnland ein neues Heer werben wollte, fiel von seinem unglücklichen Gebieter ab, und besetzte Abo im Namen der Herzoge. Westräs, Oerebro und Upsala waren bereits in ihren Händen, nur die Eroberung Stockholms fehlte noch an der Vollendung ihrer Unternehmung. Mit dem sinkenden Glück verließen die Freunde den König, die der Sonnenschein der Gnade um ihn versammelt hatte; seine Schwestern und mit ihnen Herzog Magnus begaben sich heimlich zu seinen Brüdern. Unterdessen bot er alle Kräfte auf, den drohenden Stürmen des Schicksals zu widerstehen; durch die glänzendsten Versprechungen suchte er seine Soldaten in der Treue zu erhalten und zur Tapferkeit anzuspornen. Er gedachte seiner alten Neigung für die Königinn

niginn Elisabeth und der süßen Versicherungen, wodurch sie ihn hintergangen hatte; auch sie bat er um Hülfe in seiner bedrängten Lage, erhielt aber blos eine entschuldigende Antwort. Vergebens suchte er die Bürger der Hauptstadt zum Widerstande zu reitzen, als er, seltsam in allen Maaßregeln, über den großen Markt ein Seil ausspannen ließ, an welchem alle schriftliche Versprechungen hiengen, wodurch die empörten Vasallen sich ihm zur Treue verpflichtet hatten.

Am siebenzehenten September erblickte man die Fahnen der Empörer vor Stockholms Mauren. Erich war gerade mit seinem Günstlinge auf dem hohen Thurme des Schlosses. Da sprach, erzählt man, Pehrson: „Hätte mein gnädiger Herr dem Herzoge den Kopf abschlagen lassen, wie das Urtheil verfügte, so wäre dieß nicht geschehen.“ — „Du sagst etwas!“ nur diese Worte erwiderte Erich. Aber den unglücklichen Vertrauten, der schon einmal dem Tode geweiht war, konnte jetzt keine Gewalt mehr schützen. Gegen den Willen des Königes ward er von den Bürgern, die nicht geneigt waren, die Beschwerden einer Belagerung zu ertragen, ergriffen und gebunden zu den Vorposten geführt, weil die Herzoge dieß zur ersten Bedingung aller Unterhandlungen gemacht hatten. Mit wilder Erbitterung ließen sie den unglücklichen Diener auf die Folter spannen, um ihn durch die empfindlichsten Martern zum Geständniß der Greuel zu bringen, die sie seinem Herrn Schuld gaben. Selbst die Gewalt der heftigsten Quaalen konnte ihn aber nicht bewegen, die ihm vorgelegten Fragen in ihrem ganzen Umfange zu bejahen. Bald ward eine grausame Todesstrafe an ihm vollzogen. Zuerst wurden ihm die Ohren abgeschnitten, und mit dem Adelsbriefe, den ihm Erich gegeben, an den

Galgen

Galgen genagelt. Dann ward er selbst aufgehängt, lebendig wieder abgenommen, langsam gerädert und endlich enthauptet.

Erich fuhr indessen fort, sich mit den Soldaten, die ihm anhiengen, bis auf den letzten Augenblick zu vertheidigen. Johann foderte ihn zur Uebergabe auf, und verlangte von ihm die Entsagung der Krone; dagegen ward ihm und seiner Familie Unverletzlichkeit, der sechste Theil alles vorräthigen baaren Geldes und verarbeiteten Goldes und Silbers, und die Insel Aland mit der Statthalterschaft Borgo versprochen. Allein diese Bedingungen waren seinem Stolze unerträglich, und er wollte lieber das Aeusserste wagen, als sich auf eine so schimpfliche Art der Gnade seiner Brüder unterwerfen. Aber mit jedem Augenblicke verringerte sich die Zahl seiner Anhänger, sie sahen seinen Fall voraus, und eilten für ihr Bestes zu sorgen. Wie hätte auch jetzt, wo fast das ganze Reich empört war, einzelner Widerstand retten können!

Als der König am Michaelistage früh in der Hauptkirche betete, wurde ihm plötzlich gemeldet, die Bürger hätten den feindlichen Truppen die Thore geöffnet. Erich floh, aber schon auf dem Wege nach dem Schlosse stieß er auf den feindlichen Anführer, der ihn drohend aufforderte, sich gefangen zu geben. Ein Soldat von der Leibwache versetzte dem feindlichen Anführer eine tödtliche Wunde, und Erich eilte ins offene Schloßthor. Plündernd zogen indeß die feindlichen Kriegsvölker durch die Stadt, bis der Herzog von Südermannland ankam, der kaum durch sein Ansehen der Unordnung zu steuren im Stande war. Nun entsank dem Könige der Muth, jede Hoffnung war ihm entflohen, und er mußte sich in sein hartes Verhängniß ergeben. Die Thore des Schlos-

ses

ses wurden geöffnet, und Erich vertraute sich seinen Brüdern, ohne nur durch irgend eine Bedingung sein Schicksal einigermaßen bestimmt zu haben.

7.

Erichs Entthronung, Gefangenschaft und Tod.

Als Herzog Johann, seither Reichsvorsteher genannt, in Stockholm einen feierlichen Einzug hielt, riefen ihn seine Anhänger sogleich zum Könige aus. Welche schmerzliche Empfindungen mußte ihr Jubel in Erichs Brust wecken, da er in einem vergitterten Gemache in engem Verhaft saß! Der Herzog von Südermannland hatte sich mit der Theilnahme an der Regierung geschmeichelt, allein bald sah er alle seine Hoffnungen vereitelt; die Bestätigung seines Herzogthums in der Art, wie es das väterliche Testament bestimmte, war der ganze Ersatz, womit er sich begnügen mußte. Erichs Freunde, besonders alle, die an der Hinrichtung der Sturen Theil genommen hatten, traf die Rache der Sieger; nur die vornehmsten unter ihnen, deren ausgebreitete Verbindungen furchtbar waren, suchte Johann durch Schonung mit sich auszusöhnen. Durch Popularität glaubte er den usurpirten Thron am besten sichern zu können, und er überhäufte daher nicht nur alle, die auf seiner Seite gewesen waren, mit Belohnungen, sondern er warb auch um die Neigung seiner Unterthanen, denen er manche Privilegien ertheilte, und die außerordentliche Steuren zum Theil erließ.

Der neue König, sonst so edelmüthig gegen den Bruder, begegnete dem Gedemüthigten mit unedler Rachsucht. Er versammelte im Anfange des Jahres

ein

ein tausend fünfhundert und neun und sechzig die Stände des Reichs, und ließ sich von ihnen auf dem Throne bestätigen. Dieß konnte um so weniger eine Schwierigkeit haben, da ein Theil durch Bestechung gewonnen, und der andere durch Furcht geschreckt war. Und damit der Entthronte auch von dem Volke der Herrschaft förmlich für unwürdig erklärt, und seine Entsetzung wenigstens mit scheinbaren Gründen gerechtfertiget würde, stellte man ihn in der Schloßkapelle vor Gericht. Er selbst führte seine Vertheidigung, und als ihm Johann im heftigen Wortwechsel vorwarf, er sey nicht bei Verstande, antwortete ihm Erich: „Nur einmal, da ich dich aus dem Kerker ließ, war ich nicht bei Verstande.“ Am Ende der Untersuchung, die sein erbitterter Feind leitete, die ohne Erwägung irgend eines mildernden Umstandes geführt ward, sprachen dieselben Stände, die so manche seiner unweisen Herrscherhandlungen bestätiget hatten, ein verdammendes Urtheil über ihn aus. Sie kündigten ihm Treue und Huldigung auf, erklärten ihn für ihren erbittertsten Feind, verdammten ihn zu einem ewigen Gefängniß, und schlossen seine Erben von der Nachfolge aus. Ueber die Ursachen, warum man sich genöthiget gesehen habe, ihn zu entsetzen, wurde eine weitläuftige Erklärung im Reiche verbreitet.

König Johann wollte sich nunmehr nach der südlichen Grenze zur Armee begeben, aber als er im Begriff war abzureisen, ward er durch die Entdeckung einer wider ihn gerichteten Verschwörung zurückgehalten. Erichs Freunde, empört über den Fall ihres Gebieters, suchten seine Fesseln zu lösen und ihm wieder auf den Thron zu helfen. Sogleich wurden mehrere Personen eingezogen und zum Geständniß gezwungen, Erich ward noch enger verwahrt,

und

und Johann, dadurch noch nicht von aller Furcht befreit, legte den Reichsräthen die Frage vor: ob er nicht im Fall eines Aufruhrs das Recht habe, seinem Bruder das Leben zu nehmen. Fast alle Mitglieder, selbst der ergraute Erzbischof und andere Prälaten, waren Schmeichler genug, sie zu bejahen. Vielleicht war die ganze Verschwörung nur eine Erfindung, um zu diesem Resultat zu kommen, und mit guter Manier diese oder jene Person aus dem Wege zu räumen.

Acht Jahre lang hatte Erich das schwedische Volk beherrscht, und nun war er eben so lange der unglückliche Bewohner schauerlicher Gefängnisse. Das Mitleiden war von seinem nun ebenfalls entarteten Bruder gewichen, und von brüderlicher Liebe war seitdem keine Spur mehr zu finden. Alle Bequemlichkeiten des Lebens mußte der unglückliche Erich in seinem festen, wohlvergitterten Gefängnisse entbehren, und oft mangelten ihm selbst die nothwendigsten Bedürfnisse; sein Lieblingszeitvertreib, seine Bücher, wurden ihm genommen, und Privatpersonen, die einen Groll wider ihn hatten, durften es ungestraft wagen, sich thätlich an ihm zu vergreifen. Vergebens flehte er aus der Tiefe seines Kerkers um milde Behandlung; Verspottung, Hunger und Durst mußte er dulden, und einer der Reichsedeln, der Wache bey ihm hatte, scheute sich nicht, ihn grausam zu mißhandeln, und den Verwundeten in seinem Blute liegen zu lassen. Selbst der Ort, wo er gefangen saß, das Zimmer, welches bei Gustavs Tode mit Silber angefüllt war, mußte schmerzliche Empfindungen wecken, oder sie wurden aufgeregt, wo sie nicht von selbst erwachten. So erinnerte ihn einst Gustav Baner an jene Schätze, welche Erich so unwürdig vergeudet hatte, daß nach sechs Jahren nicht

eines

eines Nagels werth von allem Silber übrig war. „Das hab ich solchen Schelmen als du bist zu danken, erwiderte Erich, sie halfen mir mein Geld erschöpfen.“ — „Das ist nicht wahr, sprach Baner, ich war damals nicht im Lande, aber Fürsten, wie Ihr, haben immer Diebe in ihrem Dienste.“

Um die gewaltthätigen Schritte, die König Johann sich erlaubte, einigermaßen zu rechtfertigen, wurden die offenbarsten Lügen zum Nachtheil Erichs ersonnen und überall verbreitet. Allein so viel Glauben sie hie und da fanden, da einzelne Handlungen sie zu bestätigen schienen; so hatte der unglückliche Gefangene doch auch noch viele heimliche Freunde im Lande. Die geringere Volksklasse insbesondere war ihm gewogen, und überall fanden sich Leute, die mit den öffentlichen Angelegenheiten genugsam bekannt waren, und eben deswegen Johanns öffentlichen Versicherungen keinen Glauben beimaßen, der alle Schuld der Verwirrung und des öffentlichen Unglücks auf den gefallenen König wälzte. Als nun der Mißmuth gegen den neuen Herrscher immer lauter ward, der den Krieg unglücklich fortsetzte, und seine ausländischen Soldaten die Bauern plündern ließ, da wurden weit verbreitete Verschwörungen entdeckt, die keinen andern Zweck hatten, als den Gefangenen wieder auf den Thron zu setzen. Solche Bewegungen gaben Anlaß zu den häufigen Veränderungen seines Gefängnisses und zu immer schärferer Bewachung. Zuerst ward er von Stockholm nach Abo geführt, dann nach Castelholm auf Aland, darauf nach Gripsholm in seines Bruders ehemaligen Kerker, zuletzt aber saß er zu Derbyhus in Upland, und hier sieht man in dem Gefängnisse, wo er die letzten Jahre seines Lebens zubrachte, noch die tiefe Spur, welche er auf und nieder wandelnd

in den Fußboden trat. Immer war seine geliebte Katharine, so lange man es ihr vergönnte, die theilnehmende Genossinn seines Unglücks, und als man sie von ihm trennte, unterhielt er sich mit dem Andenken an sie. Kein Stral der Hoffnung fiel in den dunkeln Kerker, in dem er Jahre lang schmachtete, und wo er mit Kälte und üblem Geruch, mit Hunger und Spott kämpfen mußte. Kein Wunder, daß in diesem jammervollen Zustande sein Wahnsinn wiederkehrte, und zuweilen in die heftigsten Aeußerungen ausbrach.

Je härter Erichs Schicksal war, um so mehr Theilnehmer erweckte es, und so lange der Unglückliche lebte, konnte sich Johann keines ruhigen Besitzes der usurpirten Herrschaft erfreuen. Immer quälte ihn die Furcht, daß sein unglücklicher Bruder, von seinen Anhängern unterstützt, sich aus dem Gefängniß befreien, und an ihm und seinem Geschlecht eine furchtbare Rache üben werde. Es blieb ihm nicht verborgen, daß er durch den schimpflichen Frieden mit Dänemark, durch den unglücklichen Anfang eines Krieges mit Rußland, und besonders durch mancherlei religiöse Neuerungen die Liebe seines Volks verloren habe, und er ward dadurch immer mehr veranlaßt, den oft ausgestreuten Gerüchten, von einer wider ihn angezettelten Verschwörung Glauben beizumessen. Die im schwedischen Dienste befindlichen Schottländer wurden beschuldiget, dem Könige nach dem Leben getrachtet zu haben, und mehrere der Angeklagten wurden hingerichtet.

Um der folternden Furcht vor einer Empörung los zu werden, gieng König Johann lange damit um, seinen Bruder ermorden zu lassen. Zur Vorbereitung auf diesen Schritt, auch wohl in der Absicht, das öffentliche Urtheil zu erfahren, ließ er bereits

reits im Jahre ein Tausend fünfhundert und zwei siebenzig das Gerücht verbreiten, daß Erich gestorben sey. Drei Jahre später stellte er einem geheimen Ausschuß des Reichsrathes und den vornehmsten Geistlichen vor, daß sich Erich in seinem Gefängniß ungebührlich betrage, noch immer die Hoffnung zu seiner Befreiung hege, und allen, die er für seine Feinde halte, die fürchterlichste Rache geschworen habe. Die anwesenden Räthe billigten nicht nur Erichs Ermordung, was die meisten schon früher gethan hatten, sondern machten sie gar zu einer Gewissenssache. Johann konnte sich aber immer nicht zur Vollziehung des Urtheils entschließen; erst nach zwey Jahren reifte der Gedanke zur That. Er ließ dem Aufseher des Gefangenen den Befehl zugehen, ihn auf irgend eine Art aus dem Wege zu räumen, sobald er einige verdächtige Bewegungen spüren würde. Einige Wochen nachher übersandte er dem Küchenmeister seines Bruders das Gift, welches auf seinen Befehl bereitet war, mit einem Briefe, worinn er vorschrieb, wie die grausame That vollbracht werden sollte. Unerschrocken hörte der Gefangene die Ankündigung seines Schicksals; ihn fesselte nichts mehr an ein Leben, das ihm zur Quaal wurde. Zwey Geistliche bereiteten ihn zum Tode, und nachdem er das heilige Abendmahl empfangen hatte, nahm er das Gift in einer Erbsensuppe, die ihn nach ein paar Stunden tödtete. Die Art seines Todes suchte man den Zeitgenossen sorgfältig zu verbergen; die beiden Geistlichen, welche zuletzt um ihn gewesen waren, mußten ein Zeugniß ausstellen, daß er unter allen Tröstungen der Religion gestorben sey. Johann selbst ließ Erichs Abscheiden im ganzen Reiche bekannt machen, aber die Art seines Todes blieb nicht lange ein Geheimniß, und erregte gerechten Abscheu.

Un-

Unverkennbar äußerte dieß der Herzog von Südermannland, indem er seinen Bruder bat, den Leichnam wenigstens auf eine würdige Art zu bestatten. „Neben dem Bösen, schrieb er, das Erich leider verübte, hat er doch auch viel Gutes und Männliches gethan, das Grab muß jeden alten Groll vertilgen, und die Rache an einem entseelten Körper giebt der Bosheit nur Stoff zur Verleumdung.

König Johann war nicht geneigt, der Bitte seines Bruders Gehör zu geben. Um nicht durch ein feierliches Leichenbegängniß die Theilnahme an dem Verblichenen auf's neue lebhaft zu wecken, ward die Leiche in der Stille und ohne alles Gepränge in der Kirche zu Westerås beigesetzt. Eine hölzerne Tafel an die Wand erhielt das Andenken des Ermordeten in den Worten: „Die Herrschaft ist übergegangen auf meinen Bruder; also hat es der Herr verordnet.“

V Empörung des Grafen Essex gegen die Königinn Elisabeth.

Im Jahr 1601.

I.

Charakter der Königinn Elisabeth. Zahlreiche Freier derselben.

Die Regierung der Königinn Elisabeth bildet eine der glänzendsten Perioden der englischen Geschichte. Reich an Vorzügen des Geistes, an Kenntnissen, an Muth und Staatsklugheit, führte sie fünf und vierzig Jahre lang das Scepter mit seltener Kraft, und war die Bewunderung ihres Jahrhunderts. Vom Anfange ihrer Regierung an bis ans Ende hatte sie im Innern ihres Reichs Stürme abzuwehren, oder zu bekämpfen, welche von den ränkevollsten, hinterlistigsten und mächtigsten Feinden erregt wurden Aber durch Klugheit, Wirthschaftlichkeit und Mäßigung besiegte sie jeden Widerstand. Eine lange Reihe von Jahren erhielt sie in ihren eigenen Staaten den Frieden, indem sie ihre Nachbarn wider ihre Feinde bewaffnete. Sie befreite die Niederlande von dem Joche der Tyranney, führte Krieg, ohne ihr Reich arm zu machen, und benutzte vielmehr diesen Umstand als ein Mittel, ihren Unterthanen eine Quelle uners-

meßlicher Reichthümer und Kenntnisse zu eröffnen. Durch ihre kriegerischen Unternehmungen machte sie die englische Flagge in unbekannten Meeren berühmt, vernichtete die spanische Macht in ihrem Ursprunge, und raubte ihrem Feinde in Amerika die Mittel, wodurch er in Europa siegen konnte. Ihr Einfluß auf fremde Staaten, ihre weitaussehenden Unternehmungen, ihre Arbeiten für die Größe und den Ruhm ihrer Nation, versicherten ihr eine unumschränkte Gewalt über die Herzen des Volks. Sie schützte den Ackerbau, die Künste und Manufakturen, beförderte den Flor der Handlung, erleichterte den Armen ihren Unterhalt, und ließ Hospitäler bauen. Sie legte öffentliche Schulhäuser an, und beschleunigte die Fortschritte der Aufklärung durch Belohnung geschickter Lehrer. Sie legte den Grund zu einer ansehnlichen Seemacht, und ließ ihre Häfen, ihre Grenz- und Seeplätze befestigen. Kurz, sie schuf gleichsam ihr Reich, welches bei ihrer Thronbesteigung an Geld und Menschen arm, von dem größten Theile seiner Bürger verlassen, von allem entblößt und ohne Handel, und durch die schröcklichste Sklaverey in tiefes Elend gerathen war, zu einem neuen Staate um.

Wenn das Genie einer Frau solche Wunder bewirkt, so ist es billig, daß man die Schwächen und Fehler ihres Geschlechts mit Schonung beurtheilt. Man verzeiht ihr einzelne Ungerechtigkeiten und Irrthümer in der Staatsverwaltung. Man erkennt gerne, daß ihr unter so vielen Gegenständen, auf die sie beständig ihre Aufmerksamkeit richtete, einige entgehen konnten, oder daß sie Gegenstände, die ins Einzelne giengen, übersah, um nicht an der Ausführung größerer Absichten gehindert zu werden; daß sie verschiedenes Gute, was sie nicht that, aus Mangel an Zeit nicht einsah. Man verzeiht ihr beinahe ih-

ren Despotismus, wenn man bemerkt, daß sie eine solche Art zu regieren für das wahre Beste ihrer Nation nothwendig glaubte. In dem, was sie Großes that, ist ihr Genie zu bewundern; an ihren Fehlern war mehr ihr Jahrhundert, als ihr Charakter schuld.

Elisabeth hatte ihre Bildung in der besten Schule, der Schule des Unglücks erhalten. Sie war eine Tochter König Heinrichs des Achten, von Anna Boley. Ihre Mutter mußte unter dem Beile des Henkers bluten, spätere Stiefmütter hielten sie unter dem Druck, und so lange ihre bigotte Stiefschwester Maria regierte, mußte sie mehrere Jahre im Gefängnisse zubringen, weil sie sich zur Lehre der Reformirten bekannte. Da ihr von außen der Genuß des Vergnügens versagt war, so bewarb sie sich in der Einsamkeit um Kenntnisse, bildete ihren Verstand aus und beschäftigte sich mit Wissenschaften, Musik und weiblichen Arbeiten. Sie verstund die griechische, lateinische, französische, italiänische und spanische Sprache, übersetzte mehrere griechische und römische Schriftsteller, fieng sogar Erklärungen über den Plato an, und ihre Werke sind in verschiedenen Sammlungen gedruckt. Unter allen Künsten aber, die sie sich erwarb, waren für sie die zuträglichsten, die Kunst ihre wahren Gesinnungen zu verbergen, ihre Neigungen zurückzuhalten, niemanden mißfällig zu werden, und regieren zu lernen.

Die glückliche Stunde der Erlösung schlug ihr, als die feindselige und verfolgungssüchtige Maria am siebenzehenten November des Jahres ein tausend fünf hundert und acht und fünfzig starb, und Parlament und Volk einstimmig die Prinzessinn Elisabeth auf den Thron beriefen. Sie war damals fünf und zwanzig Jahre alt, und genoß, trotz ihrer bisherigen sorgenvollen und beängstigenden Lage, einer

trefflichen Gesundheit. In ihren Zügen hatte sie etwas Edles und Freies, und den Mangel an Schönheit wußte sie durch eine angenehme Freundlichkeit zu ersetzen. Ihr Wuchs war schlank, nur ein wenig stark; zu Pferde hatte sie ein wahrhaft kriegerisches Ansehen.

Es läßt sich leicht denken, daß es der jungfräulichen Monarchinn, der Beherrscherinn eines so ansehnlichen Reichs, an Heurathsanträgen aller Art nicht fehlte. Kaum hatte sie den Thron bestiegen, so bewarb sich der König Philipp der Zweite von Spanien, der Gemahl ihrer Stiefschwester Maria, um ihre Hand. Es gefiel ihr aber weder die Person, noch die Religion ihres Bewunderers. Da sie indessen das Vergnügen der Unabhängigkeit, und zugleich den Stolz über häufige Freyerey genießen wollte, so antwortete sie zwar verbindlich, aber durch Ausflüchte. Philipp hatte indessen so gute Hoffnung, daß er bereits einen Gesandten nach Rom abgehen ließ, um wegen der nahen Verwandtschaft die päbstliche Dispensation zur Heurath einzuholen. Er betrog sich aber wie so viele andere, die ihre Augen auf diese reiche Braut richteten. Ein ganzer Schwarm von Ausländern kam in Person nach England, oder wendete sich durch glänzende Gesandtschaften an sie, und warb um ihre Hand, als: der Erzherzog Karl von Oesterreich, des Kaisers zweiter Sohn; Casimir, Churprinz von der Pfalz; Erich, König von Schweden; Adolph, Herzog von Holland und Graf Arran, vermuthlicher schottischer Thronerbe. Viele Männer aus den vornehmsten Häusern Englands schmeichelten sich mit dem gleichen Glücke. Der Graf Arundel, ein Mann von dem edelsten Geschlechte und von großem Reichthume; Wilhelm Pickering, den der Adel seines Geschlechts, und

große

große persönliche Verdienste auszeichneten, gaben sich viele vergebliche Mühe. Die gewissesten Aussichten schien Lord Robert Dudley zu haben, den Elisabeth zu ihrem Liebling und zum Grafen von Leicester erhob. Aber auch diesen täuschte seine Hoffnung. Die Königinn wies alle diese Freier auf das höflichste ab, ließ aber allen einige Hoffnung übrig.

Der Nation wollte diese Zögerung nicht gefallen, und das Parlament ließ ihr einst den Wunsch, daß sie sich bald verehelichen möchte, durch eine eigene Gesandtschaft kund thun. Sie nahm diese Eröffnung zwar nicht ungnädig auf, antwortete aber ausweichend: „England ist mein Gemahl; dieses ist mir durch dieses Verlöbniß angetraut; (sie wies dabei auf den goldenen Ring an ihrem Finger). Alle Engländer sind meine Kinder. So lange ich mich mit der Regierung einer solchen Familie beschäftige, so lange werde ich mich weder für kinderlos, noch mein Leben für unnütz halten. Sollte ich jemals Neigung bekommen, meinen Stand zu ändern, so wird immer die Sorge für das Wohl meiner Unterthanen meine erste seyn. Lebe und sterbe ich aber als Jungfrau, so zweifle ich nicht, die göttliche Vorsehung werde durch die Weisheit des Parlaments und durch meine Maasregeln allem Streite über die Erbfolge zuvorkommen und euch einen Monarchen schenken, der vielleicht besser, als ein Leibeserbe von mir das Beispiel der Zärtlichkeit und Liebe gegen mein Volk nachahmen wird. Ich wünsche mir kein schöneres Denkmal auf meinem Grabe, als die Aufschrift: Hier liegt Elisabeth, die als jungfräuliche Königinn lebte und starb.

Das Parlament begnügte sich mit dieser Erklärung, und die Freier verwendeten umsonst jedes Mittel, das Herz der Königinn zu rühren. Es verfloß

ein

ein Jahr um das andere, bis man sich endlich überzeugte, daß alle Bemühungen doch nur umsonst seyen, und von ferneren Bewerbungen abstund.

2.

Eitelkeit der Königinn; ihre Gefallsucht.

Elisabeth war keineswegs gleichgültig gegen die Reitze des männlichen Umgangs, vielmehr brannte sie von heftiger Begierde nach demselben, allein ihre Liebe zur Ungebundenheit siegte über die Geschlechtsliebe. Zeitlebens zeigte sie eine leidenschaftliche Gefallsucht gegen das männliche Geschlecht, und, in ihre eigene Schönheit verliebt, wünschte sie diese von allen Mannspersonen anerkannt. Nie konnte sie ohne Liebling seyn, und an dem Erkohrnen hieng sie mit ganzer Seele, und verstattete ihm großen Einfluß auf sie und ihre Staatsverwaltung. Da sie indessen die äußere Decenz mit größter Strenge behauptete, und das Volk in solcher Furcht erhielt, daß unanständige Aeußerungen über ihre Person schon wie Majestätsverbrechen bestraft wurden, und da sie endlich im Uebrigen eine so thätige Regentinn war, so gieng ihr jener Fehler leichter hin, der jedes andere Weib verächtlich gemacht haben würde.

Alle, welche die Königinn umgaben, huldigten gerne der weiblichen Schwäche. Ihr ganzer Hof mußte, mehr oder weniger, den Ton der zärtlichen Sehnsucht in den der Ehrfurcht mischen, und selbst in ihrem sechzigsten Jahre wurde sie gar nicht böse darüber, wenn man sie einen Engel an Schönheit, eine Göttinn, oder geradezu eine Venus nannte. Wer ihrer Eitelkeit zu huldigen verstand, hatte alles bei ihr gewonnen, wer diese beleidigte, alles bei ihr ver-

verloren. Zum Beweise hievon einige, durch vollgültige Zeugen bestätigte Anekdoten.

Die Staaten der vereinigten Niederlande sandten einst eine prächtige Gesandtschaft von den Großen des Landes, unter Begleitung vieler jungen Gesandtschaftskavaliere, an die Königinn. Einer aus diesem Gefolge, der sich in Elisabeth bei der ersten Audienz verliebte, sagte zu einem ihm nahe stehenden Engländer: „Mein Herr, ich begreife nicht, warum man so wenig von der Schönheit Ihrer Königinn spricht. Ich finde, daß man sich eines großen Unrechts gegen sie schuldig macht. Mir gefällt sie bis zum Entzücken; wahrlich, wenn es möglich wäre, ich wollte ihr wohl zeigen, daß sie einen ehrlichen Kerl in Flammen zu setzen im Stande ist.“ Er setzte noch andere Leichtfertigkeiten hinzu, und blickte unter dem Gespräche bald auf die Königinn, bald wandte er sich wieder an den Engländer. Der Königinn entgieng dieß nicht. Sogleich nach der Entlassung der Gesandten ließ sie den Engländer holen, und befahl ihm, bei Vermeidung ihrer Ungnade, ihr zu sagen, was er mit dem Holländer über sie gesprochen habe. Der Engländer erschrack und sagte, sie hätten nur von unbedeutenden Dingen geredet, die nicht werth wären, vor die Ohren der Königinn gebracht zu werden. Elisabeth drang desto mehr in ihn, ihr alles offenherzig zu sagen. Er gestand ihr endlich, was geredet worden wäre. Elisabeth lächelte, und entließ ihn. Als die Gesandtschaft Abschied nahm, um in ihr Vaterland zurück zu kehren, beschenkte die Königinn jeden der Abgesandten mit einer goldenen Kette, die den Werth von achthundert Thalern hatte, jeden von ihrem Gefolge mit einer Kette von hundert Thalern, den Verliebten aber mit einer Kette von sechszehen hundert Thalern.

Der

Der Herzog von Alençon, jüngster Bruder des französischen Königs Karls des Neunten, hatte sich schon einmal, aber ohne Erfolg, um Elisabeths Hand beworben. Als sein Bruder Heinrich der Dritte den französischen Thron bestieg und er Herzog von Anjou wurde, begann er seine Bewerbungen von neuem. Er schickte einen sehr schlauen Abgeordneten, Simier, an sie. Dieser, der ihre Schwächen wohl ausstudiert hatte, stellte sich beim Anblicke der Königinn in der ersten Audienz von ihrer Schönheit ganz bezaubert, und nicht sogleich Worte finden zu können, um seinen Auftrag und seine Empfindungen darzulegen. Anstatt ihr mit Unterhandlungen lästig zu werden, unterhielt er sie diesmal und bei jedem neuen Zutritte von der Ergebenheit und Leidenschaft des Herzogs, und schmeichelte ihrer Eitelkeit auf jede ersinnliche Weise so sehr, daß sie ihn nicht nur ihres Vertrauens würdigte, sondern auch seinen Herrn, als er sich persönlich bei ihr einfand und die Rolle der Leidenschaft meisterhaft spielte, mit der größten Zärtlichkeit aufnahm, und, ungeachtet seine Person wenig empfehlendes hatte, in Versuchung gerieth, ihm ihr Herz und ihre Hand zu geben.

Lord Melvil, der Gesandte der Königinn Maria von Schottland, behandelte sie nach dem Auftrage seiner Königinn fast auf dieselbe Weise, wie Simier. Er mischte, wie er selbst erzählt, unter die trockenen Gespräche von Geschäften allerlei unterhaltende Dinge von Moden und Gebräuchen fremder Länder, und wies ihr bei einem Gespräche Abbildungen von Frauenzimmern aus diesen Ländern. Bei dieser Gelegenheit sagte ihm Elisabeth, daß sie die Kleidung jedes Landes und von allen Arten habe, und daß er sich selbst davon überzeugen solle. Von diesem Tage an erschien sie täglich in dem Kleide ei-

ner andern Nation, und fuhr damit fort, so lange sich der Lord an ihrem Hofe aufhielt. Dieß konnte sie bei einem Vorrathe von drei tausend Anzügen, aus denen ihre Garderobe bestund, leicht thun. Einsmals, nachdem er sie schon in den verschiedensten Trachten gesehen hatte, fragte sie ihn: welche Tracht ihr am besten kleide. „Die italienische," erwiderte der galante Hofmann, und diese Antwort gefiel ihr um so mehr, weil das kleine italiänische Hütchen ihre schöne goldgelben, von Natur gelockten Haare, auf welche sie sich viel zu gute that, recht sichtbar werden ließ. Sie fragte ihn darauf, welche Farbe des Haars er für die schönste halte, ob seine Königinn wohl eben so schönes Haar habe, ja zuletzt rückte sie mit der Hauptsache heraus: welche von beiden er überhaupt für die schönere erkenne? Da er in der Verlegenheit die Antwort gab: Elisabeth sey die schönste Königinn in England, Maria die schönste Königinn in Schottland, so drang sie auf eine bestimmtere Erklärung. Er suchte sich hierauf mit der Antwort durchzuhelfen: die beiden Königinnen seyen die schönsten Frauenzimmer in ihren Ländern; Elisabeth sey viel weisser als Maria, aber die letztere doch auch recht schön. Dann wollte sie noch wissen, welche von ihnen beiden die größte sey. „Meine Königinn," versetzte Melvil. „Nun da muß sie sehr groß seyn, sprach Elisabeth, denn ich bin weder zu groß noch zu klein." Als sie ferner von ihm hörte, daß Maria auch mit Fertigkeit die Harfe spiele, ein Talent, auf welches sie selbst sich etwas einbildete, befahl sie heimlich einem ihrer Vertrauten, den Lord an einem Morgen, wie durch Zufall, vor der Thür ihres Kabinets vorbei zu führen. Es geschah, und Melvil hörte, wie emsig sie sich auf ihrer Harfe zerarbeitete. Er war Schalk genug,

um

um ihre Thür zu erbrechen, und sich, wie von Entzücken berauscht, zu ihren Füßen zu stürzen. Elisabeth spielte einige Augenblicke die Bestürzte und Zornige, ließ sich aber doch durch seine Schmeicheleien so schnell besänftigen, daß sie bald darauf die Frage wagte, ob seine Königinn auch so spielen könne? welches natürlich verneint ward.

Der Admiral Raleigh, den Elisabeth wohl leiden mochte, fiel wegen eines Liebesverständnisses mit einem Hoffräulein in Ungnade, und mußte ins Gefängniß wandern. Hier schrieb er an seinen Freund, den Minister Cecil, einen sklavischen Brief. Er beklagte sich darinn, daß seine Königinn, ihn dem Elende in einem finstern Kerker überlassen hätte." Sonst schrieb er, sah ich sie ein muthiges Roß lenken wie Alexander, jagen wie Diana, und lustwandeln wie Venus: dann schien sie eine Nymphe, um deren schöne Wangen ihr schönes Haar im Winde flatterte. Bald saß sie im Schatten eines Baumes einer Göttinn gleich, bald sang sie mit der Stimme eines Engels, bald rührte sie, wie ein anderer Orpheus, die Saiten." Diese Göttinn, diese Venus, diese Nymphe war damals über sechzig Jahre alt. Der Brief, worinn Raleigh sich so ausdrückte, worinn er sagte, das Leben wäre ihm unerträglich, da er fern von derjenigen wäre, die das Licht und das Glück desselben machte, wurde der Königinn gewiesen: aber anstatt darüber zu lachen, und ihren Günstling als einen Schmeichler oder Fantasten zu behandeln, fühlte sie sich durch den Ausdruck seines Schmerzes gerührt, und begnadigte ihn in Betracht seiner Liebe.

Die eitle Königinn hörte nichts lieber, als wenn die Gesandten fremder Höfe ihre Reitze und verführerische Schönheit priesen. Sir Heinrich Hatton, ihr

ihr Gesandter in Frankreich, meldete ihr seine Aufnahme bei König Heinrich dem Vierten, und bemerkte nebenbei, der König habe ihn seiner schönen Geliebten, Gabriele von Etrees, vorgestellt, und ihn gefragt, wie diese ihm gefiele? „Ich sagte, fährt Hatton fort, etwas weniges zu ihrem Lobe, versicherte aber, daß ich das Gemälde einer weit schönern Dame besäße, die aber dieß Gemählde noch weit an Schönheit überträfe. Er verlangte es zu sehen, und als ich es nach einigem Zaudern hervorzog, stand er wie in Bewunderung verloren, rief: „ich ergebe mich," küßte es wiederholentlich mit Ehrerbietung und Entzücken, und versicherte, daß er nie etwas ähnlicheres gesehen habe. Auch ließ er nicht eher mit Bitten nach, als bis ich es ihm überlassen hatte." Elisabeth zweifelte keineswegs an der Wahrheit dieser Erzählung.

Ein Frauenzimmer, das in diesem Grade eitel war, und sich so gerne viel Schönes von Männern sagen ließ, mußte freilich jede Beleidigung ihrer Eitelkeit desto tiefer fühlen, und, wie sichs von der Schwäche eines solchen Herzens erwarten läßt, sich für die Beleidigung desto nachdrücklicher rächen. Ein gewisser Descombes, ein Franzos, hinterbrachte der Elisabeth, daß der Herr von Buzenval an der Tafel des Herrn Duplessis Mornay von ihrer schlechten Aussprache des Französischen gesprochen, darüber gespottet und gesagt habe, sie spreche paar Dieu, paar ma foi. Dies schrieb sich Elisabeth tief in das Gedächtniß. Kurz darauf wurde Duplessis Mornay als ausserordentlicher Gesandter nach London geschickt, um die Königinn zur Unterstützung der Protestanten gegen die Ligue zu bewegen. Elisabeth empfieng ihn sehr übel, und erwiederte seinen Antrag mit einer abschlägigen Antwort. Nun wurde jemand an den

Lieb-

Liebling der Königinn, den Grafen Leicester, abgeschickt, um sich bei ihm zu erkundigen, ob nichts zu hoffen sey. „Es herrscht ein unbekanntes Unglück bei diesem Geschäfte, sprach dieser; ich habe noch nie die Königinn gegen die Angelegenheiten Frankreichs so abgeneigt gesehen.“ Der König Heinrich der Vierte von Frankreich schickte gleich darauf den Vicomte von Turenne in Begleitung des Herrn von Buzenval an sie. Der letztere sollte als ordentlicher Gesandter am Londner Hofe bleiben. Den Vicomte nahm sie gütig auf, den Buzenval wollte sie nie sehen. Als ihr der erstere den Auftrag seines Monarchen, den Herrn von Buzenval als Gesandten an ihrem Hofe zu lassen, eröffnete: so erklärte sie ihm geradezu, daß sie ihn nicht leiden könne, und sich seine Anwesenheit verbitte.

So verleitete Eitelkeit und Gefallsucht die sonst so verständige Königinn zu mancher Ungerechtigkeit, und schwächte die Achtung, die man ihren Verdiensten um das Reich schuldig war. Die Schmeicheley machte, daß sie ihren Mangel an Schönheit und die Zerstörungen des Alters so wenig inne ward, daß sie sich in ihrem sechszigsten Jahre noch für eben so mächtig durch persönliche Reitze als durch ihre Herrschaft hielt. Die Welt sagte ihr vor, sie wäre jung, und sie selbst war geneigt, es zu glauben.

3.

Der Graf von Essex, Elisabeths erklärter Günstling.

Von allen, welchen Elisabeth ihre zärtlichen Neigungen schenkte, war wohl ihrem Herzen keiner theurer, als der Graf von Essex. Viele glänzende Eigen-

genschaften machten ihn dieser Auszeichnung vor andern werth. Eine angenehme Person, ein durch Kenntnisse gebildeter Geist, ein feuriger Kopf, den die Ruhmbegierde in die größten Gefahren hinrieß, ein Stolz des Charakters, der ihn zu allen Hofkränkenkünsten unfähig machte: dieß waren Essex hervorstechende Züge.

Der Mittag des Lebens der Elisabeth verlor sich bereits in den Abend, als der junge Graf durch eine fein angebrachte Galanterie ihre Gunst gewann. Die Königinn gieng an einem regnigten Tage spatzieren. Unvermuthet kam sie an eine Pfitze; diese war zu tief, als daß sie hätte durchwaden können. Sie wollte daher einen Umweg nehmen, als der herbeigeeilte Essex seinen kostbaren mit Gold gestickten Mantel zu den Füßen der Königinn in die Pfütze legte. Elisabeth, die über diesen Teppich durch den Schlamm gieng, fand den Urheber dieser Galanterie so liebenswürdig, daß sie ihm bald ihr ganzes Vertrauen schenkte, und ihn zu ihrem Liebling erkohr. Unfähig, in ihrem Alter noch durch Persönlichkeit einen jungen Mann zu fesseln, bediente sie sich anderer Zaubermittel, wodurch sie sein Herz unauflöslich an das ihrige zu befestigen hoffte. Der Schatzmeister hat ihr über dreimal hundert tausend Pfund Sterling nachgerechnet, die Essex binnen wenig Jahren zum Geschenk erhalten hat. Außerdem zog sie ihn bei Hofe auf alle Weise vor, ernannte ihn zum Oberstallmeister, und in der Folge in einem Zeitraume von zehen Jahren nach und nach zum General der Kavallerie, zum Ritter des Ordens vom Hosenbande, zum Mitgliede ihres geheimen Raths, zum Admiral und zum Marschall von England. Außerdem empfieng er während dieser Zeit noch verschiedene andere Gnadenbezeugungen von ihr, und er hatte

von seinen Aemtern und Gnadengehalten so viele Einkünfte, wie sie viele Fürsten nicht haben.

Die Zärtlichkeit der alten Königinn gegen den jungen Liebling war ohne Grenzen. So sehr sie seinen Durst nach ausgezeichneten Thaten schätzte, und so gerne sie ihm die Gelegenheiten dazu selbst an die Hand gab, so ängstlich war sie doch immer für sein Leben besorgt, so sehr kämpfte ihr Herz mit Unruhe, bis sie ihn wieder bei sich sah. Sie empfahl ihm aufs angelegentlichste, sich keiner Gefahr auszusetzen, seine Hitze zu mäßigen, nur den Zuschauer zu machen u. dgl. m.

So wenig Essex, im Besitz einer jungen, reitzenden und geistvollen Gemahlinn, an der Zärtlichkeit der alten Königinn Wohlgefallen finden konnte, so sehr schmeichelte seinem Ehrgeitze die Auszeichnung, die ihm zu Theil wurde. Mit dem Wachsthum seines Einflusses wuchsen auch seine Ansprüche, und das Glück verdarb seinen sonst edlen Charackter. Auch da er auf einer glänzenden Höhe stand, glaubte er immer noch nicht hoch genug gestiegen zu seyn, und sehnte sich immer noch nach mehrerem Einflusse auf die Angelegenheiten des Staats. Aus Ehrsucht und Neid wollte er nicht gerne zugeben, daß irgend ein Anderer die Gunst der Königinn mit ihm theilen sollte. Er geitzte zu sehr nach unumschränkter Gewalt, und wenn er besorgte, daß jemand ihm in Weg trete, bewies er sich launig und verdrießlich, und verletzte auch wohl die Ehrerbietung, die er der Monarchinn schuldig war. Sein rasches Emporsteigen hatte ihm eine allzuhohe Meinung von sich beigebracht, und er wurde dabei nicht nur übermüthig, sondern auch immer anmaßender, und wollte die Königinn gänzlich, und durch sie das ganze Reich regieren. Wenn er dann seine Wünsche nicht in dem

Grade

Grade, wie er es wollte, erfüllt sah, so regte sich in ihm stürmisch der Trieb, die völlige Erfüllung derselben, es koste was es wolle, auf jede mögliche Art zu befördern. So gieng Essex, von Ehrgeitz geblendet, auf der gefahrvollen Bahn des Günstlings, dem Verderben entgegen. Daß er sich durch ein solches Verhalten die ersten Männer des Staats zu Feinden machte, und daß sie den anmaßenden Günstling zu stürzen wünschten, darf kaum bemerkt werden.

Elisabeth übersah, von Zärtlichkeit bethört, ihrem Lieblinge manche Aeußerung seines ungestümmen Gemüths. Unvermuthet aber brach einst ihr Unwille gegen ihn mit Heftigkeit los, und legte den ersten Grund zu der Ungunst, in die er allmählig fiel.

In einer Sitzung des geheimen Raths, welcher die Königinn beiwohnte, war von der Wahl eines neuen Vicekönigs in Irland die Rede. Der Staatssecretair Cecil und Essex, die immer verschiedener Meinung waren, stritten auch jetzt mit Hitze und Hartnäckigkeit. Essex hätte leicht merken können, daß er dadurch der Königinn mißfiel, allein er hatte nicht Gefälligkeit genug, um den Neigungen dieser Fürstinn zu schmeicheln, und wußte sich so wenig zu verstellen, daß er nicht einmal dem Anscheine nach ihre Gesinnungen gegen ihn erwiederte, wodurch er sie gänzlich hätte fesseln können. Er hatte nicht die Geschicklichkeit, seine Gewalt zu nützen, und war bisweilen so unvorsichtig sie zu mißbrauchen. Um jetzt dem heftigen Streite ein Ende zu machen, trat Elisabeth der Meinung des Staatssecretairs bei, und gab dem Grafen ihre Unzufriedenheit zu erkennen. Dieser aber setzte Wohlstand und Ehrfurcht so weit aus den Augen, daß er seiner Monarchinn verächtlich den Rücken zukehrte. Sie, ohnehin zum Jähzorn

zorn geneigt, vergaß die Würde ihres Geschlechts und ihres Ranges so sehr, daß sie voll Ingrimm aufsprang, und ihm — eine Ohrfeige gab, die sie noch mit einem beschimpfenden Ausdrucke begleitete.

Essex, anstatt die Hitze eines Weibes kaltblütig aufzunehmen, legte die Hand an seinen Degen, und schwur, er würde eine solche Beschimpfung selbst von ihrem Vater nicht ertragen haben. Die Räthe stürzten sich zwischen ihn und die Königinn, und der Graf endigte diese sonderbare Scene durch seine Entfernung vom Hofe. Er ließ sich weder durch die Bitten seiner Freunde, noch durch Betrachtung seines eigenen Vortheils, noch durch die seiner Monarchinn schuldige Ehrfurcht bewegen, ihr Abbitte zu thun. „Hab' ich die niedrigste Begegnung erfahren müssen, sagte er zu seinem Freunde, dem Kanzler Egerton, so kann die Religion mich unmöglich zwingen, um Verzeihung zu bitten. Fodert Gott dieß? Ist es Gottlosigkeit, dieß nicht zu thun? Sind Unterthanen blos da, um Beleidigungen zu dulden? Giebt es denn eine unendliche Gewalt auf der Erde? Verzeihen Sie, Mylord, wenn ich diese Grundsätze nicht annehmen kann. Salomons Narr mag lachen, wenn er mit Füßen getreten wird. Mögen diejenigen, welche von Fürsten Vortheile erwarten, über die Beleidigungen, die sie von denselben empfangen, keine Empfindlichkeit zeigen; mögen sie eine unumschränkte Gewalt auf Erden zugeben, indeß sie vielleicht keine im Himmel erkennen: für meine Person, ich bin beleidiget, und ich fühle diese Beleidigung. Ich habe eine gute Sache, ich kenne sie, und was auch immer die Folge davon seyn mag, so können alle Mächte der Erde nicht mehr Kraft und Standhaftigkeit zeigen, mich zu unterdrücken, als ich beweisen werde, alles was über mich verhängt werden kann, zu dulden.

Die

Die unerschütterliche Standhaftigkeit, die Essex bei dieser Gelegenheit bewies, zwang die Königinn zum Schweigen, und sie sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, von selbst eine Verzeihung anzubieten, die sie zu schenken wünschte. Der Graf erschien wieder bei Hofe, und auf diese Periode der Entzweiung folgte wieder eine zärtliche Annäherung. Indessen entgieng es den Augen der schärferen Beobachter keineswegs, daß die Aussöhnung nicht recht herzlich war, und daß seit dieser Zeit ein gewisses gespanntes Wesen statt fand. Zwar befreite der Tod den Grafen von einem seiner gefährlichsten Widersacher, dem Staatssecretair Cecil, und er schien sich dadurch den beständigen Besitz des Zutrauens der Monarchinn zu versichern. Es erfolgte aber das Gegentheil, und der Graf zog sich bald wieder das Mißfallen der Königinn zu, gerade da sie ihm Gelegenheit zu geben glaubte, neue Lorbeeren zu sammeln.

4.

Essex wird Vicekönig in Irland. Zustand dieses Reichs. Empörung daselbst.

Irland schlummerte noch in der Nacht der Barbarey, als die Morgenröthe der Aufklärung, durch die Wiederbelebung der griechischen und römischen Literatur, und durch die von dem großen Reformator Deutschlands zurückgeforderte Denk- und Redefreiheit, den übrigen Theilen von Europa längst zu scheinen, und einen schönen Tag anzukündigen angefangen hatte. Mit der Geistesroheit paarte sich bei den vornehmen Irländern eine große Neigung zur Unabhängigkeit und eine Feindschaft gegen jede gesetzmässige Ordnung; dagegen wußten sie sich kein höhe-

res Glück, als ihre Willkühr gegen alle Gesetze, und zum Nachtheile der Freiheit und der Rechte Anderer, geltend zu machen. Hauptsächlich war dieses der Fall bei denen, welche ihren Stammbaum auf jene Königlein zurückführen konnten, die vor der Eroberung Irlands durch die Engländer sich, zehen an der Zahl, in die Herrschaft der Insel getheilt hatten. Diese Stimmung erregte von Zeit zu Zeit Empörungen, die indessen immer bald wieder gedämpft waren. Die Fürsten und der Adel erwiesen einer Macht, der sie nicht widerstehen konnten, die äußern Zeichen des Gehorsams. Da aber England niemals eine hinlängliche Macht auf den Beinen hielt, um die Unterwürfigkeit der Irländer zu befestigen, so fielen sie immer wieder in ihren ehemaligen Zustand einer barbarischen Unabhängigkeit zurück. Es kamen noch andere Ursachen hinzu, die eine aufrichtige Vereinigung verhinderten. Die kleine Armee, die man in Irland hielt, ward niemals richtig bezahlt; die Offiziere sahen sich also genöthiget, ihren Soldaten einen freien Unterhalt bei den Eingebohrnen anzuweisen. Raub und Uebermuth entflammten folglich den Haß zwischen den Ueberwundenen und den Ueberwindern noch mehr, und dieser ward nicht nur durch die alte Verschiedenheit in den Sitten, Gesetzen und dem Interesse, sondern auch durch Religionserbitterung verstärkt: denn die Irländer waren noch Katholisch und in hohem Grade wild.

Elisabeth sah zeitig die Erheblichkeit dieser Insel, und ergrief verschiedene Maaßregeln, eine größere Ordnung und Unterwürfigkeit dort einzuführen. Außerdem, daß sie ihre Abgeordneten oder Statthalter von Irland, mit einer größeren Macht versah, stiftete sie eine Universität zu Dublin, in der Absicht, Künste und Wissenschaften in dieser Haupt-

stadt zu beleben, und die barbarischen Sitten der Einwohner zu bilden. Unglücklicher Weise aber versah Lord Johann Perrot, der im Jahr ein tausend fünf hundert und fünf und achtzig dortiger Statthalter war, die Einwohner von Ulsten mit Waffen, damit sie sich den Einfällen der schottischen Insulaner widersetzen könnten; und da der König von Spanien um eben diese Zeit eine Menge irländischer Edelleute bei seiner Armee in den Niederlanden in den Dienst genommen hatte, so war Irland nun mit Officieren und Soldaten, mit Mannszucht und Waffen versehen, und konnte seitdem einen regelmäßigen Krieg unternehmen, und ward desto furchtbarer für England.

Hugh O'Reale, das Haupt eines mächtigen Geschlechts, war von der Königinn zur Würde eines Grafen von Tyrone erhoben worden; da er aber den Stolz einer barbarischen Ungebundenheit und Herrschaft dem Vergnügen des Ueberflusses und der Ruhe vorzog, so fachte er heimlich das Mißvergnügen seiner Landsleute an, und entwarf den Plan, sich unabhängig zu machen. Weil er noch nicht alles genugsam vorbereitet hatte, so verließ er sich auf die Wirkung seiner hinterlistigen Eide und Versicherungen, und überlieferte sich selbst in die Hände des von der Königinn bestellten Statthalters von Irland, Sir Wilhelm Russel. Nachdem er, den feierlichen Versicherungen von seinen friedlichen Gesinnungen zu folge, entlassen ward und in sein Vaterland zurück kam, faßte er den verwegenen Entschluß, einen öffentlichen Aufruhr anzufangen, und sich nicht länger auf die Gelindigkeit und Unbedachtsamkeit seiner Feinde zu verlassen. Der Erfolg übertraf seine heißesten Wünsche. Er hielt den General Norris, der ihn zum Gehorsam bringen sollte, durch hinterlistige Ver-

 spre-

sprechungen und Vergleichsvorschläge so hin, daß der Krieg verschiedene Jahre verzögert ward, und schlug darauf die englische Armee unter dem General Bagnal, der dem tapfern Norris in der Oberbefehlshaberstelle gefolgt war, und nebst fünfzehn hundert Mann im Treffen blieb.

Dieser Sieg, der den Muth der Irländer außerordentlich belebte, und dem Grafen von Tyrone, der sich nun den Befreier seines Vaterlandes nennen ließ, einen ungemeinen Ruf erwarb, überzeugte die Königinn Elisabeth von der Nothwendigkeit, zur Fortsetzung des Krieges nachdrücklichere Maaßregeln zu ergreifen. Essex, nach Kriegsruhm dürstend, wünschte selbst das Kommando in Irland zu übernehmen, und seine Feinde am Hofe trugen bereitwillig dazu bei, ihn auf einen Posten zu erheben, auf dem sein Charakter sein Unglück machen mußte. Sie kannten sein Genie, seine glücklichen Eigenschaften, seine sanften und populairen Sitten, seinen Muth und seine edlen Gesinnungen. Sie zweifelten nicht, daß er den Frieden in Irland wieder herstellen würde. Allein sie sahen auch voraus, daß sein Betragen der ehrgeitzigen und eifersüchtigen Monarchinn mißfallen würde, und hofften in seiner Abwesenheit den Zauber zu vernichten, der sie an ihn fesselte. Seine Freunde, denen nichts Gutes ahnete, geriethen in Schrecken. Die Königinn war noch unruhig über die Beleidigung, die sie ihm in der letzten Aufwallung ihres Zorns zugefügt hatte. Kaum hatte sie sein Verlangen bemerkt, nach Irland zu gehen, als sie die Gelegenheit ergrief, ihn für seinen Verdruß zu entschädigen, und ihn zum Statthalter in Irland und zum General ihrer Armee ernannte, und zwar mit einer fast unumschränkten Gewalt. Sie erlaubte ihm, nach Belieben den Krieg anzufangen oder zu beendigen,

die

die Empörer zu begnadigen, die ansehnlichsten Bedienungen des Königreichs zu besetzen, und aus dem öffentlichen Schatze so viel Geld zu nehmen, als er nöthig hätte. Um seinen Operationen allen erforderlichen Nachdruck zu geben, errichtete sie eine Armee von sechszehen tausend Fußvölkern und dreizehn hundert Pferden, die sie bald noch sehr ansehnlich vermehrte, und die vollkommen hinreichend schien, Irland in einem Feldzuge völlig zu erobern.

Essex verließ London im März des Jahres ein tausend fünf hundert und neun und neunzig unter dem Zurufe des Volks, und begleitet von Vielen aus dem hohen und niedern Adel, die unter einem so berühmten Anführer Ruhm und Kriegserfahrung zu erwerben hofften. Sobald er in Irland angekommen war, ernannte er seinen Freund, den Grafen von Southampton, der schon lange der Königinn verhaßt war, zum Feldherrn über seine Reuterey. Erst durch wiederholte Befehle der Monarchinn war er dahin zu bringen, ihn wieder abzusetzen. Auf diese Unbesonnenheit folgte eine andere. Anstatt die Feinde in ihrem großen Schlupfwinkel in Ulster anzugreifen, führte er seine Truppen in die Provinz Munster, wo er blos seine Stärke erschöpfte, und die gute Gelegenheit wider ein Volk verlor, das sich bei seiner Annäherung unterwarf, nach seinem Rückzuge aber wieder die Waffen ergrief. In Kurzem wurde die englische Armee durch die Abmattungen auf langen und verdrießlichen Märschen, und durch die ungesunde Himmelsgegend sehr geschwächt; es brachen ansteckende Krankheiten aus, die Muthlosigkeit wurde allgemein, und die Soldaten mußten durch Strafen zu ihrer Pflicht gezwungen werden.

Die Fehler, welche Essex begangen haben mochte, wurden von seinen Feinden in England sorgfältig

tig benutzt, um ihm die Gunst der Königinn zu entziehen. Sie hatten ihr den Sieg über den Grafen von Tyrone nnd seine Alliirten als äußerst leicht vorgestellt. Elisabeth glaubte also, Essex hätte falsche Maaßregeln genommen, und übereilt oder nachläßig gehandelt. Man sagte ihr ferner, er handle in allen Dingen als höchster und unumschränkter Herr. Mehr bedurfte es nicht, um der auf ihre Gewalt so eifersüchtigen Monarchinn eine Abneigung gegen ihren Günstling einzuflößen. Sie schrieb ihm in sehr ernsten Ausdrücken, und in einer grausamen Beängstigung bat er um frische Truppen. Da seine Feinde sahen, daß er sich immer tiefer verwickeln würde, riethen sie selbst, ihm die verlangte Verstärkung zu senden. Kaum hatte er diese erhalten, als er sich rüstete, die Provinz Ulster anzugreifen. Allein Essex fand bei den Truppen nichts als Furcht und Widerstreben, wovon vielleicht der Grund in den Intriken seiner Feinde lag, welche durch die Officiere die Soldaten aufreitzten. Einige der letztern gaben ihre Abneigung ohne Rückhalt zu erkennen, andere schützten Krankheiten vor, und noch andere desertirten. Der Graf konnte kaum viertausend Mann gegen die Rebellen zusammen bringen. Es war schon spät im Jahre, der Feind war den Engländern an Anzahl überlegen, und hatte einen von Natur schon festen Posten mitten in Wäldern und Bergen. Essex verlor bei den Hindernissen, die er allenthalben antraf, den Muth, und schloß mit Tyrone einen nachtheiligen Waffenstillstand.

Ein so unerwarteter Ausgang eines Unternehmens, das von allen, die Elisabeth gewagt hatte, das größte und kostbarste war, erfüllte sie mit dem lebhaftesten Unwillen gegen ihren Liebling. Noch mehr reitzten ihren Zorn die mürrischen ungeduldigen

Briefe

Briefe, die er täglich an sie und an den Staatsrath schrieb. Die Elisabeth gab ihm ihr großes Mißvergnügen auf die Nachricht von dem geschlossenen Waffenstillstande zu erkennen, und befahl ihm zugleich, den Winter hindurch in Irland zu bleiben. Er wurde darüber so aufgebracht, daß er mit dem Kern seiner Armee nach London gehen, und die Königinn mit Gewalt zwingen wollte, seine Feinde vom Hofe zu entfernen, wobei er sich viel von der Gewogenheit des Volkes versprach. Dieses Vorhaben wurde ihm aber von seinen Freunden sehr widerrathen, und deswegen beschloß er, keine Truppen nach England überzusetzen, aber doch in eigener Person dorthin zu gehen, um durch mündliche Vorstellungen die Gunst der Königinn wieder zu gewinnen.

Ohne Anfrage und Erlaubniß verließ Essex Dublin und langte in schnellen Tagreisen in London an, ehe jrgend jemand etwas von seinen Absichten erfuhr. So wie er ankam, in beschmutzten Reisekleidern und ohne noch die Seinigen gesehen zu haben, eilte er nach dem Schlosse, drang durch die Audienzzimmer in das geheime Gemach, und stand nicht eher still, bis er in der Königinn Schlafzimmer kam, die eben aufgestanden war, und mit den Haaren über das Gesichte da saß. Er warf sich ihr zu Füßen, küßte ihre Hand, und bat sie flehentlich, seine Rechtfertigung anzuhören, und vielmehr ihren gütigen Gesinnungen für ihn, als dem Hasse seiner Feinde gemäß, über ihn zu urtheilen. Er habe, setzte er hinzu in keinem Stücke seine Vollmacht überschritten, sondern, in Gemäßheit derselben, von den Rebellen die Beweise ihrer Unterwerfung angenommen, die Waffen gebraucht, wo er es für nöthig gehalten hätte, und einen Waffenstillstand bewilliget; und ob er gleich auch bevollmächtiget gewesen wäre, Bedingungen an-

zu-

zunehmen, so habe er doch Tyrone's Anträge nicht bewilligen wollen, ohne ihr selbst dieselben erst zur Untersuchung vorzulegen.

Die Ueberraschung bei einem so unerwarteten Anblick, die Freude ihren Günstling wieder zu sehen, das Feuer in den Ausdrücken eines Mannes, den sie liebte: alles dieses machte auf Elisabeths Sinne einen so lebhaften Eindruck, daß sie nicht das Herz hatte, ihm Strenge zu zeigen. Sie empfieng ihn huldreich, unterredete sich lange mit ihm, und entließ ihn mit Beweisen ihres Wohlwollens.

5.

Essex verliert die Gunst der Königinn und wird verbannt.

Froher konnte niemand seyn, als Essex, da der Sturm so unschädlich vorübergegangen, und der Plan seiner Feinde vereitelt zu seyn schien. Er konnte seine Freude nicht zurückhalten, und man hörte ihn im Weggehen Gott danken, daß er, ungeachtet so vieler draußen erlittenen Unruhen und Stürme, doch zu Hause eine freundliche Stille gefunden hätte. Aber bald sollte er erfahren, daß seine Freude sich in bitteres Leid verwandeln würde. Die Versöhnlichkeit der Königinn war eine bloße Folge ihrer Verwunderung und des flüchtigen Vergnügens, das sie bei der plötzlichen und unerwarteten Erscheinung ihres Lieblings empfand. Kaum hatte sie nach seiner Entfernung Zeit zum Nachdenken gewonnen, so kamen ihr alle seine Vergehungen wieder ins Gedächtniß, und sie fieng an, ihre Güte zu bereuen. Diese Stimmung benutzten die Feinde des Grafen, um den Unwillen der Monarchinn von neuem zu reitzen. Sie

stell:

stellten ihr vor, ihr Ansehen würde verachtet, ein hochmüthiger Mann hätte die Absicht, aus ihrer Nachsicht Nutzen zu ziehen, um ihr alleiniger Rathgeber, um das Oberhaupt des Staats, Herr ihrer Entschließungen, und vielleicht Monarch von Irland zu werden. Sie deuteten sein Betragen aufs schlimmste, nannten sein Mitleid einen Kunstgriff, um das Volk an sich zu ziehen; seine Klugheit hieß ihnen Feigheit, oder unerlaubte Nachsicht mit den Feinden des Staats. Kurz, sie wußten die Königinn so geschickt aufs neue gegen ihren Günstling aufzubringen, daß sie ihm noch denselbigen Nachmittag befehlen ließ, in dem Hause des Kanzlers Egerton unter dessen Aufsicht zu bleiben, ohne seine Gemahlinn zu sprechen, ja ohne ihr nur zu schreiben, bis er von dem Staatsrathe verhört worden wäre.

Essex antwortete mit Mäßigung und Unterwerfung; er bezeugte den stärksten Gram über die Ungnade der Königinn, und den bereitwilligsten Gehorsam gegen ihre Befehle. Aber die Ehrsucht und der Grimm über diesen Sieg seiner Feinde nagten an seinem Innern, und untergruben bald die Stüzen seiner Gesundheit. Eine sehr schwere Krankheit, in die er fiel, ließ für sein Leben fürchten. Dieß war eine Schreckensnachricht für Elisabeth. Acht der geschicktesten Aerzte mußten unverzüglich auf ihren Befehl ihn besuchen, und seinen Zustand untersuchen. Sie gerieth in noch größern Schrecken, und die ängstlichsten Besorgnisse bemächtigten sich ihres Herzens, als ihr die Aerzte bei der Berichterstattung über die Resultate ihrer Untersuchung äußerten, daß allerdings ein schlimmer Ausgang zu befürchten sey. Sie, die dem Kranken schon mehrmals hatte zu wissen thun lassen, daß der Zweck ihrer Strenge nur seine Besserung, nicht sein Untergang

gang sey, eilte jetzt, durch eine Seelenarzney ihm zu Hülfe zu kommen, indem sie ihrem Leibarzte auftrug, dem Kranken in ihrem Namen zu sagen, sie würde ihn selbst besuchen, wenn nur dieser Schritt mit ihrer Ehre bestehen könnte. Indem sie dieß sagte, stunden ihr die Thränen in den Augen. Diese Arzney und der Umgang mit seiner Gemahlinn, welche ihn besuchen durfte, wirkten so schnell auf seine Wiedergenesung, daß seine Feinde daher Veranlassung nahmen, seine Krankheit der bloßen Verstellung zuzuschreiben, und die Königinn aufs neue gegen ihn zu erbittern. Doch erlaubte sie ihm, seine Gefangenschaft in seinem eigenen Palaste auszuhalten.

Zur Rechtfertigung ihres Betragens gegen Essex bei dem Volke, das ihm sehr ergeben war, benutzte Elisabeth die Gelegenheit, welche ihr das Glück ihrer Waffen in Irland unter einem neuen Befehlshaber darbot, indem es einen starken Schatten auf Essex Verrichtungen und Diensteifer warf, um ihn vor ihrem geheimen Rathe verhören zu lassen. Nachdem drei Ankläger alle Beschuldigungen auf ihn gewälzt hatten, zu welchen sein öffentliches Leben die Veranlassung darbot, so wurde er zu seiner Vertheidigung aufgefordert. Er machte aber von dieser Erlaubniß keinen Gebrauch, sondern bekannte sich mehrerer Vergehungen gegen die Königinn schuldig, welche Wirkungen seiner Jugend und Uebereilung wären. Mit rührender Beredsamkeit schilderte er seinen tiefen Gram über diese Beleidigungen Ihrer Majestät, daß selbst seinen Feinden die Thränen in die Augen traten, und bat endlich den geheimen Rath dringend, sich versichert zu halten, daß sein Herz an allen seinen Vergehungen keinen Antheil, daß vielmehr die ungeheucheltste Anhänglichkeit an Ihre Majestät und der feurigste Diensteifer, ihn jederzeit belebt habe.

So

So sehr die Feinde des Grafen gewünscht hätten, ihn gänzlich zu verderben, so gelang es ihnen dießmal doch nicht. Das Urtheil, welches über den Angeklagten ausgesprochen wurde, gieng dahin, daß er seiner großen Aemter, außer dem Oberstallmeisteramte, verlustig seyn, und daß er, so lange es der Königinn gefallen würde, Hausarrest haben sollte. Diese Verfügung in Ansehung des Hausarrrestes wurde indessen nach einiger Zeit aufgehoben, so daß er seine Freiheit wieder bekam, nur daß ihm der Zutritt zur Königinn verboten blieb.

Essex fühlte sich zwar durch diesen Urtheilsspruch sehr gedemüthiget, aber im Vertrauen auf die wiederkehrende Zärtlichkeit der Königinn versuchte er jetzt die lange nicht geübten Kunstgriffe der Einschmeichlung, die ihn zuerst in Gunst gebracht hatten. Er schrieb ihr: er küsse Ihrer Majestät die Hand, sammt der Ruthe, womit sie ihn gezüchtiget habe, er könne aber nie seine ehemalige Heiterkeit wieder erlangen, als bis sie ihn würdige, wieder vor ihr Angesicht zu kommen, wo er immer die erste Quelle seiner Glückseligkeit und seiner Freude gefunden habe. Da jedoch die Königinn sich unerbitterlich stellte, so beschloß er, auf jede Aussicht des Ehrgeitzes Verzicht zu thun, und sich in die ländliche Einsamkeit zu begeben. Bevor er diese Entschließung ausführte, versicherte er der Königinn nochmals, er könne nicht eher froh seyn, bis er wieder die Augen sehe, die sonst mit so viel Milde auf ihn geblickt hätten. In Erwartung dieses glücklichen Augenblicks würde er, wie ein Nebukadnezar, bei den Thieren des Feldes wohnen, und sich vom Thaue des Himmels befeuchten lassen, bis es ihr gefallen würde, sich seines Elends zu erbarmen. Diese romanhafte Botschaft, die völlig nach der Artigkeit der Zeiten war,

war, schien der Königinn besonders zu gefallen; sie hielt den Grafen für aufrichtig, weil sie sich selbst der Aufrichtigkeit bewußt war. Daher gab sie zur Antwort: nach einiger Zeit, wenn sie von seiner Aufrichtigkeit überzeugt seyn würde, könnte etwas von ihrer Gelindigkeit erwartet werden. Essex spielte die angenommene Rolle der Bescheidenheit und Unterwerfung unter den Willen der Königinn fort, als unglücklicher Weise ein Umstand gegen seinen hochfahrenden Charakter anstieß, den er bisher mit Mühe bezähmt hatte. Er trat wieder in dem ganzen Gefühle seines Stolzes hervor, und bereitete sich unwiderbringlich sein Verderben.

6.

Geheime Verbindung gegen die Königinn. Die Empörung bricht aus. Ihre Folgen.

Einer der größten Fehler in Elisabeths Regierung war der Geist der Monopolien, welcher in derselben herrschte. Weder einer ihrer Minister, noch sie selbst scheint sich jemals die Mühe genommen zu haben, die Schädlichkeit dieser Pest zu untersuchen, die Einen bereichert, indem sie Tausende arm macht, die des Einzigen geringe Thätigkeit reichlich belohnet, indem sie den Gewerbsfleiß und Spekulationsgeist einer großen Menge untergräbt. Einen solchen Alleinhandel mit süssen Weinen besaß, durch der Königinn Gunst, der Graf Essex. Da sein Privilegium, während seiner Verbannung vom Hofe, bald zu Ende gieng, so bat er die Königinn um dessen Erneurung, weil es einen beträchtlichen Theil seiner Einkünfte ausmachte. Vielleicht würde Elisabeth diese Bitte bewilliget haben, allein die Feinde des Gra-

fen

fen überredeten sie, daß es wohlgethan wäre, wenn sie seine Treue noch durch diese letzte Kränkung auf die Probe stellte. Der Graf von seiner Seite erwartete die Entschließung der Königinn, in Absicht auf die Erneurung des Freiheitsbriefes, als einen untrüglichen Beweis von ihrem Hasse oder von ihrer Gunst. Elisabeth hegte wirklich noch einigen Groll gegen ihn. Sie schlug ihm die gehoffte Gnade mit scheinbarer Verachtung ab, und begleitete die Weigerung sogar mit einer Kränkung, indem sie hinzusetzte: „ein unbändiges Thier müßte weniger Futter bekommen."

Essex, der sich schon die äußerste Gewalt hatte anthun müssen, um seinem stolzen Herzen so lange zu gebieten, und dessen Geduld erschöpft war, hielt diesen neuen Beweis der Strenge für ein Zeichen, daß die Königinn unerbittlich geworden sey. Er ließ seiner heftigen Gemüthsart vollen Lauf, warf allen Schein des Gehorsams und der Ehrfurcht ab, und brach in die beleidigendsten Reden über das Alter, die Anmaßungen und die Häßlichkeit seiner Monarchinn aus.

Viele Frauenzimmer wünschen, wenn auch gleich ihr Spiegel sie von der Verwischung aller Spuren der Schönheit durch die Furchen des Alters überzeugt, doch gewöhnlich sich bei hohen Jahren für hübsch gehalten zu wissen, und sehen jede Bemerkung, die diesem Wunsche widerspricht, für eine Herabsetzung ihrer Ehre an. Man denke sich daher, in wie hohem Grade Elisabeth, die zu allen Zeiten auf ihre Schönheit stolz war, die in einem Alter von mehr als sechszig Jahren sich noch gerne Göttinn, Venus und Engel nennen ließ, gegen Essex aufgebracht werden mußte, als sie vernahm, wie tief derselbe nicht nur ihre Schönheit, sondern auch ihren Geist herab-

würdigte. „Sie ist ein altes Weib, sprach der Unvorsichtige einst, deren Seele eben so krumm geworden ist, als ihr Körper.“ Die Ausspäher, welche ihn überall umgaben, hinterbrachten diese Reden einigen Hofdamen, die durch die Mittheilung derselben an die Behörde sich für seine ehemalige Vernachlässigung ihrer Personen rächten. Der Unwille Elisabeths gegen den Unbesonnenen war desto größer, da sie, bei aller Strenge gegen ihn, nie aufgehört hatte, ihn zu lieben. Jede Beleidigung von einem Gegenstande unsrer Liebe dünkt uns eine dreifache.

Essex blieb aber nicht bei Beleidigungen stehen. Da er sich lange mit vieler Leichtglaubigkeit auf seine große Gunst beim Volke verlassen hatte: so machte er sich Hoffnung, durch des unbesonnenen Pöbels Beistand diejenige Rache wider seine Feinde im Staatsrathe zu erhalten, die ihm, seiner Meinung nach, vom Throne versagt ward. In dieser Absicht suchte er das allgemeine Wohlwollen, durch eine gastfreie Lebensart zu vergrößern, die seinen jetzigen Umständen wenig angemessen war. Er bewirthete Leute von allerlei Stand und Beruf, von denen er sich zur Ausführung seiner Absichten Nutzen versprach. Seine vorigen Bedienungen hatten ihn in große Verbindungen mit Edelleuten vom Kriegsstande gesetzt, und jetzt unterhielt er, durch vermehrte Liebkosungen und Höflichkeiten, eine Freundschaft mit allen tollkühnen Abentheurern, deren Ergebenheit ihm nützlich zu werden schien. Er achtete nicht auf den Rath seiner Freunde, sondern überließ sich ganz den Eingebungen einiger Verwegenen, welche sich einbildeten, sie würden Männner, welche die Königinn zur Verwaltung der Staatsangelegenheiten nothwendig glaubte, mit Gewalt vom Hofe entfernen können. Heimlich erschmeichelte er sich das Zutrauen der Katholiken;

ken; hauptsächlich aber setzte er seine Zuversicht auf die Puritaner *), denen er öffentlich schmeichelte, und deren Sitten er völlig angenommen zu haben schien. Er nöthigte die berühmtesten Prediger dieser Sekte, sich in seinem Palaste zu versammeln; er ließ tägliche Gebete und Predigten in seiner Familie anstellen und lud alle Eiferer in London ein, diesen frommen Uebungen beizuwohnen. Feste und Schauspiele waren es nicht, die damals das Vergnügen des Volks machten. Menschen, die über Glaubensmeinungen verschieden dachten, und von der herrschenden Religion tyrannisirt wurden, fanden mehr Befriedigung in der Uebung einer Religion, die sie sich gemacht hatten, als in Vergnügungen, die sie im heiligen Eifer für verdammlich ansahen. Die vornehmsten Glieder der Sekte, welche Essex bei sich aufnahm, predigten vor einer ansehnlichen Versammlung; und da der Widerstand gegen die Befehle der Obrigkeit einen Hauptartikel ihrer Lehre ausmachte, so hielten sie diese Versammlung für ein Mittel, das Volk vorzubereiten, daß es zur Ausführung des Plans, den Essex vorhatte, mitwirken möchte.

Den

*) Die Puritaner sind eine Religionspartey in Großbritannien, die sich zur protestantischen Lehre bekennt, aber alle Ceremonien verwirft, welche die katholische Kirche annimmt, oder die mit derselben eine Aehnlichkeit haben. Sie erhielten ihren Namen, weil sie die Reinigkeit (Purität) der Kirche vor allen päbstlich scheinenden Gebräuchen für nothwendig hielten. In England fanden sie wenig, in Schottland desto mehr Eingang; der König Karl der Erste, machte sie im siebenzehenten Jahrhundert zu seinen heftigsten Feinden, und sie trugen das meiste zu seiner Entthronung und Hinrichtung bei. Heut zu Tage sind sie mehr unter dem Namen der Presbyterianer bekannt.

Den Anfang machte der Graf damit, daß er den König Jakob von Schottland auszuforschen suchte. Er war Elisabeths muthmaßlicher Erbe, allein nicht ohne gerechte Besorgnisse wegen der Thronfolge. Essex erbot sich, eine Erklärung zu seinem Vortheile zu erzwingen. So gerne indessen Jakob sich die Thronfolge in England versichern wollte, und so ernstlich er deshalb mit allen europäischen Höfen unterhandelt hatte, um sich von ihnen die Unterstützung seines Erbrechts zu verschaffen, so billigte er doch die gewaltsamen Maaßregeln nicht, die Essex zu diesem Ende vorschlug. Die natürliche Furchtsamkeit seines Charakters machte ihn gegen jeden kühnen Schritt abgeneigt, und er besorgte, daß Elisabeth, wenn der Versuch mißlänge, dadurch vermocht werden möchte, außerordentliche Maaßregeln zu seinem Nachtheil zu ergreifen. Essex trat hierauf mit mehreren europäischen Höfen nach einander in Unterhandlungen; und ohne bestimmt zu versprechen, schmeichelte er den Katholiken auf eine geschickte Weise mit der Hoffnung, daß sie unter einer andern Regierung mehr Freiheiten erhalten dürften. Ob er gleich von mütterlicher Seite mit dem königlichen Hause verwandt war, so mißbilligte er es doch, wenn seine Anhänger wünschten, seine Ansprüche auf den Thron zu behaupten. Dagegen suchte er den Statthalter von Irland zu bewegen, von der Königinn abzufallen und mit seiner ganzen Macht nach Irland überzusetzen; eine Zumuthung, die natürlich abgelehnt wurde.

Als Essex die Köpfe des Volks genug erhitzt zu haben glaubte, eilte er zur Ausführung seiner kühnen Entwürfe. Die Verbündeten beschlossen, Elisabeth mit gewaffneter Hand zu zwingen, alle diejenigen, die sie als offenbare oder geheime Feinde des Grafen Essex ansahen, vom Hofe, aus dem Rathe, und

selbst

selbst aus dem Reiche zu verjagen. Einige thaten auch den Vorschlag, sich sogleich des Palastes der Königinn, und andere, sich des Towers zu bemächtigen. Die erstere Meinung behielt die Oberhand. Es wurden dem zufolge ein Plan zum Angriffe verabredet. Einer der Verschwornen sollte mit einem Haufen der bravsten Bürger, welche Essex in seine Parthey gezogen hatte, die Thüren besetzen; ein Anderer sollte den Audienzsaal, und ein Dritter das Wachtzimmer einnehmen. Essex selbst wollte mit bewaffneter Mannschaft durch den Marstall in den Palast selbst eindringen, sich der Königinn zu Füßen werfen, und sie bitten, daß sie seine Feinde entfernen, und ein Parlament zusammen berufen möchte. Dann, glaubten sie, würde es ihnen leicht seyn, eine neue Regierungsform einzuführen. Allein dergleichen Plane lassen sich nicht ohne Mitwirkung einer großen Menge Personen anlegen, und selten sind diese alle verschwiegen. Ja, dürfte man auch auf ihre Klugheit rechnen, so geben doch dergleichen tägliche zahlreiche Zusammenkünfte bei einem schon verdächtigen Manne, nothwendig zu neuem Verdachte Anlaß.

Die Königinn hatte bereits einige Nachrichten von dem verzweifelten Vorhaben des Grafen erhalten. Er wurde am siebenten Februar des Jahres eintausend sechshundert und eins vor den geheimen Rath gefodert, allein da er Verdacht schöpfte, ließ er sich entschuldigen, daß er, wegen seiner Gesundheitsumstände, nicht kommen könnte. In derselben Stunde versammelte er seine Freunde, um mit ihnen zu berathschlagen, ob sie augenblicklich den Palast angreifen, oder erst die Gesinnungen der Einwohner von London prüfen, oder ob sie die Flucht als das einzige Mittel wählen wollten, dem Gefängnisse zu

entgehen. Sie waren unschlüssig. Die meisten hielten die Ausführung des Plans, sich des Palastes zu bemächtigen, da sie weder Waffen noch Truppen hatten, für unmöglich. Sie bedachten, daß ein fruchtloses Unternehmen auf einen durch die Gegenwart der Königinn geheiligten Ort, als Hochverrath würde angesehen werden. Indeß sie noch so überlegten, zeigte sich jemand, der vermuthlich von einem der mächtigsten Feinde des Grafen abgeschickt war, versicherte ihn der eifrigsten Zuneigung der Stadt London, und versprach ihm im Namen derselben wider alle seine Feinde Beistand.

Essex gieng in die Schlinge. So wild auch der Anschlag war, die Bürger aufzubieten, so ward er doch in den gegenwärtigen schröcklichen Umständen beschlossen. Wie in einem Anfalle von Wahnsinn glaubte der Graf, die Stadt London zu einem Aufstande bewegen zu können, und bestimmte den folgenden Tag zur Ausführung seines Vorhabens. Schon mit Tagesanbruch versammelten sich einige Grafen und ohngefähr drei hundert Edelleute aus den besten englischen Familien bei ihm. Er benachrichtigt sie von der Gefahr, worinn er schwebte. Den einen sagte er, er wäre seines Lebens nicht sicher, er wollte sich der Königinn zu Füßen werfen, und sie um Beistand anflehen; den andern versicherte er, die Stadt London würde sich gewiß für ihn erklären. Sein Palast war verschlossen, und außer sehr bekannten Personen wurde niemand hinein gelassen.

Als die Königinn von der geheimen Zusammenkunft Nachricht erhielt, schickte sie in größter Eile den Großsiegelbewahrer und einige andere vornehme Staatsbeamte an den Grafen ab, um ihn zu befragen, was er und die bei ihm versammelten Personen für Absichten hätten, und was die Ursache eines

so

so außerordentlichen Zusammenlaufs wäre. Der Graf empfieng sie in seinem Hofe, und erwiederte auf ihre Frage in stolzem Tone: „Es ist eine Verschwörung wider mein Leben angezettelt, und ich habe erfahren, daß man mich in meinem Bette ermorden will. Man hat Briefe und Papiere verbreitet, worinn meine Hand und Unterschrift nachgemacht worden sind, und da meine Feinde nach meinem Blute dürstet, so habe ich mich in Vertheidigungsstand gesetzt.“

Die Abgeordneten antworteten ihm mit Ruhe: wenn er ihnen seine Beschwerden genau entwickeln wollte, so dürfte er versichert seyn, daß sie ihm von der Königinn Gehör, und schleunige Gerechtigkeit verschaffen würden. Allein das Volk um sie her unterbrach mit drohendem Geschrei die weitere Unterredung, Essex ließ die Abgeordneten gefangen nehmen, und schritt augenblicklich zur Ausführung seines kühnen Entwurfs. Mit ungefähr zwei hundert seiner Anhänger, die blos mit Degen bewafnet waren, verließ er seinen Palast, und indem er durch die Straßen zog, rief er, um das Volk zum Aufstande zu bewegen: „Zur Königinn! zur Königinn! es ist ein Anschlag auf mein Leben gemacht!“ Die Leute hatten aber von dem Bürgermeister Befehl bekommen, ihre Wohnungen nicht zu verlassen, so daß sich kein einziger zu ihm schlug. Er zog zu dem Hause eines seiner Anhänger, auf den er vorzüglich gerechnet hatte. Die Bürger sammelten sich um das Haus her; Essex redete sie an und sagte, er habe zu den Waffen gegriffen, um sie von einem verhaßten Joche zu befreien. Alles blieb stumm und unthätig, und mit Schrecken sah Essex, in welche Gefahr er sich gestürzt hatte. In demselben Augenblicke hörte er sich, seine Mithelfer, Mitschuldigen und An-

 hänger

hänger öffentlich für Staatsverbrecher erklären. An seinem Plane verzweifelnd suchte er sich, nicht ohne viele Schwierigkeit, in seinen Palast zurück zu ziehen. Die Straßen waren zum Theil mit Truppen besetzt, die Thore versperrt, und mit jedem Augenblicke wuchs seine Gefahr. Mehrere seiner Begleiter verloren das Leben, und nachdem er seine Wohnung erreicht hatte, verbrannte er einige Papiere und machte Anstalten zu seiner Vertheidigung. Seine Umstände waren jedoch zu verzweifelt, als daß ihm Tapferkeit hätte helfen können. Sein Palast ward mit einigen Regimentern umringt; und Kanonen wurden gegen denselben gerichtet. Er sah wohl ein, daß hier aller Widerstand vergeblich sey, daher ergab er sich um zehen Uhr des Abends, und nachdem er die Nacht über in dem erzbischöfflichen Palaste bewacht worden war, wurde er am folgenden Morgen in den Tower gebracht.

7.

Verurtheilung und Hinrichtung des Grafen Essex.

Elisabeth zeigte bei dem Zustande, in dem sich jetzt ihr ehemaliger Liebling befand, daß ihr Herz, wenn es einmal einen Freund gewählt hatte, auch dann noch alle Regungen der Freundschaft für ihn fühle, wenn sie von ihm aufs gröblichste beleidiget worden sey. Hätten die Gefühle der Freundschaft über die Gefühle der Monarchinn den Sieg erhalten, so würde ihr Beispiel mit Recht zur Widerlegung derjenigen aufgestellt werden, welche behaupten, der Thron und innige, standhafte Freundschaft, seyen unvereinbare Dinge. Sie fühlte in ihrem Innern

den

heftigsten Kampf; Zuneigung und Haß, Stolz und Mitleid, Sorge für ihre Sicherheit und Bekümmerniß um ihren Liebling, der Schrecken vor dem Gedanken seines Todes und die Vermuthung der Gleichgültigkeit gegen ihre Gnade, die Eingebungen seiner Feinde und die Zärtlichkeit ihres Herzens stritten lange und heftig mit einander, und setzten sie in einen Zustand der Unruhe und Unentschlossenheit, der nicht weniger des Bedaurens werth war, als der Zustand des Grafen.

Der Proceß des Unglücklichen nahm am neunzehnten Februar seinen Anfang. Seine Freunde sollten keine Zeit behalten, Elisabeths Seele für ihn zum Mitleid zu stimmen. Er erschien vor dem Tribunal der Geschwornen, welches aus fünf und zwanzig Pairs bestund. Die Verbrechen der übrigen Angeklagten waren schon durch ihr eigenes Bekenntniß ausgemacht. Ihre Aussagen wurden dem Grafen vorgelesen; er hörte sie kaltblütig an, und betheuerte seine Unschuld und die Reinheit seiner Absichten. Vielleicht hatte er wirklich keinen Anschlag auf das Leben und die Gewalt der Königinn gemacht, wenigstens rechtfertigen seine übrigen Handlungen und sein Charakter die Meinung derer, die in seinem unbesonnenen Betragen nur die blinde Begierde erblicken, sich an seinen Feinden zu rächen, welche ihn bei der Königinn und bei der Nation um seinen Kredit und seinen guten Namen gebracht hatten.

Das Tribunal der Geschwornen fällt das Urtheil, daß Essex als Hochverräther hingerichtet werden müsse. Als dieser Ausspruch der Königinn zur Bestätigung vorgelegt wurde, gerieth sie in die quaalvolleste Unruhe. Sie unterzeichnete das Urtheil, und befahl die Vollstreckung desselben noch aufzuschieben; sie gab Befehl zur Hinrichtung, und widerrief ihn;

sie schwankte immer zwischen Zorn und Mitleid. Ihre Günstlinge widersetzten sich dieser letztern Regung, suchten sie immer mehr wider den Gefangenen aufzubringen, und versicherten ihr, er wollte sterben, ja er hätte geäußert, so lange er lebte, wäre für die Königinn keine Sicherheit. Diese Aeußerungen schienen eine ganz andere als die erwartete Wirknng auf sie hervorzubringen; nur das konnte sie dem Grafen nicht vergeben, daß er seine Zuflucht nicht zu ihrer Gnade nahm, niemanden deswegen an sie schickte, sich zu keinen Bitten herabließ. Die unglückliche Fürstinn wußte nicht, daß diejenigen, die sich ihm nähern konnten, sich seinen Feinden verkauft hatten, daß ihm jeder Zugang zu ihr verschlossen war. In der Voraussetzung, daß die undankbare Sorglosigkeit des Grafen eine Folge seines Stolzes sey, und daß bloßer Uebermuth ihn verleitete, sie nicht einmal einer Bitte um Gnade zu würdigen, befahl sie in einem Ausbruche von Zorn die Vollziehung des Urtheils.

Am Morgen des Tages, der zur Hinrichtung des Grafen bestimmt war, wurden ihm einige Geistliche zugeschickt. Er bezeugte ihnen seine Reue über sein unwürdiges Betragen gegen die Königinn und über seine aufrührerischen Unternehmungen, und erkannte das über ihn ausgesprochene Urtheil für gerecht. Dann wurde er zum Blutgerüste geführt, welches im Hofe des Towers errichtet war; zween Geistliche waren seine Begleiter auf dem Weg zum Tode. Als er das Blutgerüste bestiegen hatte, hielt er eine Anrede an die Versammelten, worinn er mit Aeußerungen tiefer Reue von dem Unrecht sprach, dessen er sich schuldig gemacht hätte. Am Schlusse seiner Rede sagte er, daß er Vergebung von Gott, von der Königinn, von ihren Ministern und von

allen

allen denen, welchen sein Betragen mißfällig gewesen sey, angelegentlich wünsche. Dann betete er, und legte seinen Hals auf den Block; erst durch den dritten Hieb wurde sein Kopf vom Rumpfe getrennt.

So unglücklich endete Robert von Evreux, Graf von Essex, am fünf und zwanzigsten Februar des Jahres ein tausend sechs hundert und eins, nicht mehr als vier und dreissig Jahre alt. Der Ruf der Großmuth, Offenheit, Freundschaft, Tapferkeit, Beredsamkeit, Arbeitsamkeit und einer zu großen Leidenschaftlichkeit begleitete ihn zum frühen Grabe. Er hatte das seltene Glück genossen, der Günstling seiner Regentinn, und zugleich der Liebling seines Volks zu seyn: aber gerade dieses Glück war die Quelle seines Verderbens. In der Zuversicht sowohl auf die Parteilichkeit der Königinn für ihn, als auf sein eigenes Verdienst, begegnete er ihr mit einem Uebermuthe, den weder ihre Liebe noch ihre Würde ertragen konnte; und als seine Unüberlegtheit, Uebereilung und Heftigkeit ihm ihren Unwillen zugezogen hatten, so hoffte er, durch die Gunst des Volks sie zur Unterwerfung unter seinen herrschsüchtigen Willen zu zwingen. Allein die Anhänglichkeit des Volks an seine Person war nicht stark genug, um das Gefühl der Pflicht gegen den Thron zu unterdrücken. Er sah seinen Irrthum zu spät ein, und sein Tod war von vielen Umständen begleitet, die eine tiefe Demüthigung und Reue bezeugten. Aber unglücklicher Weise nahmen die Vorwürfe seines Gewissens eine üble Richtung, denn er nannte auf eine unedle Art die Namen aller derer, welchen er seine verrätherischen Anschläge mitgetheilt hatte. Er erniedrigte seinen Charakter, indem er sich mit dem Himmel auszusöhnen suchte, und es bleibt zweifelhaft, ob er mit den Thränen über sein Verbrechen nicht insge-

heim seine fehlgeschlagene Ehrsucht beweinte, und durch die Nennung seiner Mitverschwornen nicht seine Beherrscherinn zu besänftigen hoffte.

Fast alle Mitschuldige des Grafen mußten ihr Leben auf dem Blutgerüste oder am Stricke endigen; einige wurden begnadiget. Die Leute vom Volke, die er in seinem Hause versammelt hatte, entgiengen sogar aller gerichtlichen Untersuchung, weil die Königinn überzeugt war, sie hätten, ohne von seinem Vorhaben unterrichtet zu seyn, blos aus Ergebenheit für ihn gehandelt.

8.

Trauriger Gemüthszustand der Königinn Elisabeth. Ihr Tod.

Seit dem Tode des Grafen Essex bemerkte man an der Königinn Elisabeth eine auffallende Veränderung; daß ihr Liebling auf dem Blutgerüste geendet hatte, war für sie eine nie versiegende Quelle geheimer Leiden. Bisher hatte sie, ungeachtet sie schon im siebenzigsten Jahre war, beständig einer guten Gesundheit genossen. Sie ritt noch, war noch geschickt und behende auf der Jagd, tanzte und sang noch mit derselben Munterkeit, wie in den ersten Jahren ihrer Regierung; der Glanz ihres Hofes nahm immer zu, ihr gebiethender Blick demüthigte alles, was sich ihr nahte, und ihre Großen bedienten sie knieend. Allein seit dem Tode ihres Lieblings überfielen sie die Schwachheiten des Alters, und mit ihnen die natürliche Begleiterinn desselben, Niedergeschlagenheit des Geistes. Sie hatte keine Nachkommen, die ihre ausgebreitete Herrschaft erbten, keinen Sohn, keine Tochter, denen sie ihren Scepter und

den Glanz ihrer ruhmvollen Regierung zurück lassen konnte, keinen geliebten Gegenstand, der ihren Kummer mit ihr theilte, oder vor dem sie ihre zunehmenden Sorgen ausschütten durfte. Dieß war die Quelle ihrer gefährlichen Krankheit. Eine tiefe Melancholie, die durch nichts zerstreut werden konnte, und die ihren Tod wünschenswerth machte, hatte sich ihres Gemüths durchaus bemächtiget, und alle Versuche, sie zu erheitern, versagten die Wirkung.

Der Tod ihres Lieblings sollte ihre eigenen Tage mit Gram erfüllen. Er war blos darum hingerichtet worden, weil sie argwohnte, daß seine Hartnäckigkeit und sein Uebermuth, der sich noch nicht zur Unterwerfung bequemen wollte, ihn abhielte, ihre Gnade anzuflehen. Seine strafbaren Anschläge würden ihm als Ausschweifungen einer großen Seele vergeben worden seyn; aber der Mangel seines Zutrauens zu der Huld einer nachsichtsvollen Gebieterinn, oder seine thörichte Verachtung ihrer Gnade, waren unverzeihlich. Seine Feinde wußten dieß; sie benutzten es, um seinen Untergang zu beschleunigen, und seine Freunde fürchteten sich, seine Fürsprecher zu werden, damit man sie nicht für Theilnehmer an seinem Hochverrathe hielte. Aber kaum war der unglückliche Streich vollführt, als Furcht und Neid entschliefen, und sein Verdienst überall anerkannt ward. Selbst sein Gefühl für Pflicht und Recht ward erhoben. Elisabeth sah ein, daß sie hintergangen worden war, und bedauerte ihre Uebereilung, in der sie einen Mann aufgeopfert hatte, an dessen Leben ihre Glückseligkeit hieng. Sein Andenken ward ihr mit jedem Tage theurer, und sie erwähnte selten seines Namens ohne Thränen.

Die Hofleute wandten verschiedene Mittel an, um die Königinn ihrem Schwermuthe zu entreissen.

Sie

Sie beredeten einen jungen schönen Irländer, den Grafen von Clanricard, ihr die Aufwartung zu machen, aber sie bemerkte seine Bemühungen, ihr zu gefallen, mit Kaltsinn. Sie sagte zu denen, die um sie waren, seine Aehnlichkeit mit dem Grafen von Essex, welche sie vielleicht als einen günstigen Umstand für ihn angesehen hätten, wäre vielmehr eine Ursache, weswegen sie ihn von sich entfernt wünschte, indem seine Gegenwart nur ihren Schmerz über den erlittenen Verlust erneuerte. Noch kamen andere Umstände zusammen, um ihren Kummer zu erhöhen. Seitdem die Höflinge nicht mehr die überlegene Gunst des Grafen Essex zu fürchten hatten, wurden sie weniger ehrerbietig und eifrig in ihren Aufwartungen, und jedermann, der nach Beförderung dürstete, schien sein Auge vorwärts auf ihren Nachfolger zu richten. Das Volk ward von der Denkungsart des Hofes angesteckt; die Königinn zeigte sich öffentlich, ohne daß der gewöhnliche freudige Zuruf erscholl. Ueberdieß lag ein Grund des Mißmuths in der Fortsetzung des Krieges gegen die Rebellen in Irland, seitdem Essex aus diesem Reich zurückgekommen war. Wenn sie auf die Art sah, wie dieser Krieg geführt, auf die Summe, die er gekostet, und endlich auf den Ausgang, den er genommen hatte, so konnte sie sich leicht überzeugen, daß die Anklagen gegen den Grafen ungegründet gewesen waren. Zu allen diesen Ursachen kam zuletzt noch eine unerwartete Entdeckung, die das Maaß ihres Grames voll, und ihre Schwermuth tödtlich machte.

Zu der Zeit, da Essex bei Elisabeth alles galt, entgieng es seiner Aufmerksamkeit nicht, daß der Neid ihm ihre Gunst zu entziehen trachtete. In einer Stunde der Vertraulichkeit gab er der Königinn seine Besorgnisse deshalb zu erkennen, und machte

sie

sie auf die Gefahren aufmerksam, welche ihm die Kabalen arglistiger Gegner bereiteten. Da er sie oft verlassen mußte, um dem Staate zu dienen, so ließ er sie, mitten unter seinen Neidern, welche ihres eignen Nutzens wegen alles thun würden, ihn um ihre Gunst zu bringen. Elisabeth glaubte in diesen Reden eine Regung von Eifersucht zu entdecken, welche ihrer Leidenschaft schmeichelte. Sie suchte ihn zu beruhigen, zog einen Ring vom Finger, und gab ihm denselben als ein Zeichen ihrer Zuneigung, mit der Versicherung, wenn er je, durch die Kabalen seiner Feinde, oder durch seine eigene Schuld ihre Gunst verlieren, ja, wenn er noch so tief in Ungnade bei ihr fallen sollte, so dürfe er ihr nur diesen Ring zuschicken; bei dem Anblicke eines so werthen Unterpfandes sollte sogleich alles vergeben und vergessen seyn.

Essex hatte dieß kostbare Geschenk bis auf den äußersten Nothfall aufgehoben. Alle seine Unglücksfälle hatten ihm den Ring nicht entreissen können, aber nach seiner Verurtheilung beschloß er, die Wirksamkeit desselben auf die Probe zu stellen. In der Zeit, da Elisabeth sich nicht entschließen konnte, den Befehl zur Vollziehung des Urtheils zu unterzeichnen, und immer wartete, daß er ihr dieses Unterpfand der versprochenen Gnade senden sollte, ließ er es insgeheim der Gräfinn von Nottingham einhändigen, mit der Bitte, es der Königinn zu überreichen. Die Gräfinn entdeckte die Sache ihrem Gemahl, einem unversöhnlichen Feinde von Essex, der sie beredete, eine höchst schwarze Rolle zu spielen, und den Ring weder der Königinn zu überreichen, noch ihn an den Grafen zurück zu geben. Elisabeth, die mit Aengstlichkeit auf diese letzte Bestürmung ihrer Zärtlichkeit gewartet hatte, schrieb diese

Unterlassung, die von der Verrätherey der Gräfinn herrührte, dem wegwerfenden Stolze ihres Lieblings zu; und die aus diesem Gedanken entstehende Erbitterung bewog sie hauptsächlich, den Befehl zu seiner Hinrichtung zu unterschreiben. Der Unglückliche starb mit dem Gedanken, die Königinn hätte selbst das Andenken an ihre vorige Gesinnungen gegen ihn aus ihrem Herzen verbannt.

Das Gewissen entdeckte, was es nicht hatte verhüten können. Die Gräfinn von Nottingham empfand seit der Hinrichtung des Grafen die bitterste Reue, und quälte sich selbst mit innerlichen Vorwürfen. Ihre Gesundheit schwand unter beständigen Kämpfen, und sie erkrankte im Anfange des Jahres ein tausend sechs hundert und drei, zu eben der Zeit, da die Ueberzeugung von der Unschuld des Grafen der Königinn den grausamsten Kummer verursachte. Sie ließ Elisabeth bitten, sie auf ihrem Sterbebette zu besuchen, weil sie ihr ein Geheimniß zu offenbaren hätte, das sie nicht ruhig mit ins Grab nehmen könnte. Als die Königinn zu ihr ins Zimmer trat, zeigte sie ihr den unglücklichen Ring, erzählte die Absicht, in welcher sie ihn empfangen hatte, und bat ihr zu verzeihen.

Ein Entsetzen, wie es den Menschen bei dem Anblicke der fürchterlichsten Greuelthat faßt, ergrief die Königinn bei Erblickung des Ringes und bei Anhörung des Geständnisses. Ihre ganze Zärtlichkeit erwachte auf einmal, und mit derselben ihr ganzer Zorn. Voll Unwillen stieß sie die Hand der Sterbenden, die um Verzeihung flehte, zurück, warf ihr wüthende Blicke zu, überhäufte sie mit harten Vorwürfen und rief, indem sie verzweifelnd aus dem Zimmer stürzte: Verzeih's Ihnen Gott; ich kann es nicht."

Wenig und elend waren, nach dieser Entdeckung, Elisabeths Tage. Ihr Geist verließ sie, und das Daseyn selbst schien ihr eine Last. Sie wies allen Trost und Beistand von sich, wollte weder Nahrung noch Arzneimittel zu sich nehmen, und erklärte, das Leben wäre ihr eine unerträgliche Last geworden. Man konnte sie sogar nicht dahin bringen, daß sie zu Bette gieng, sondern sie warf sich auf den Teppich, und blieb da tiefsinnig und stumm zehen Tage und zehen Nächte hindurch auf Kissen angelehnt, saß fast beständig, die Finger im Munde, mit offenen auf den Boden gehefteten Augen, und ihr Aechzen und ihre Seufzer drückten ein inneres Leiden aus, worüber sie sich nicht äußern wollte, und welches ihr das Leben raubte. Sie hatte kein Fieber, konnte nichts essen, fühlte eine außerordentliche Hitze im Magen, und hatte einen brennenden Durst, welcher sie beständig zu trinken zwang. Auf den Knieen baten sie einige ihrer Diener, sie möchte einige Arzney nehmen und sich zum Besten des Staats erhalten, aber umsonst; sie verlangte, man sollte sie in Ruhe sterben lassen, denn sie wäre dazu entschlossen. Als ihr Tod sichtbar herannahte, versammelte sich der geheime Rath an ihrem Sterbebette, um ihren letzten Willen, wegen ihres Nachfolgers, zu vernehmen. Sie antwortete mit schwacher Stimme, da sie einen königlichen Scepter geführt habe, so wolle sie keinen andern als einen königlichen Nachfolger haben, und auf die Bitte des Staatssecretairs, sich zu erklären, sagte sie: „wer sollte dieß anders seyn, als mein Verwandter, der König von Schottland?“ Nachdem die Mitglieder des geheimen Raths sich entfernt hatten, ließen ihre Kammerfrauen den Erzbischof von Canterbury rufen. Sie schien ihn zu verschiedenen malen zu erkennen, sein Gebet zu verstehen, und selbst

mit=

mitzubeten. Ein einzigesmal gab sie ihm durch ein Zeichen zu verstehen, daß sie auf die Barmherzigkeit Gottes ihr Vertrauen setze, und war gleich darauf wieder ohne Besinnung. Gegen Abend fiel sie in einen Todtenschlaf, worinn sie um zehn Uhr Morgens, am dritten April, des Jahres ein tausend sechs hundert und drei, im siebenzigsten Jahre ihres Alters, ohne Schmerz und ohne Zuckungen, den Geist aufgab. Ihr Körper war durch innerliche Leiden und durch Enthaltung von Speisen gänzlich aufgezehrt.

Die Geschichte stellt keine nachdrücklichere Belehrung über die Eitelkeit der menschlichen Größe auf, als das Ende dieser berühmten Regierung. Wenige Regenten haben je den Scepter mit mehr Würde geführt, als Elisabeth; wenige haben mehr ununterbrochenes Glück gehabt, und keiner konnte mehr Liebe des Volks genießen, als sie; und doch erlebte es diese große Fürstinn, daß sie in Geringschätzung fiel, und sank unter dem Druck eines Privatgrams, und unter Umständen in's Grab, gegen die der Elende auf der Folter Mitleid fühlen würde, und die der Sklave, der seinen Geist am Ruder aufgiebt, nicht empfindet.

VI. Empörung der Ungarn gegen den Kaiser.

In den Jahren 1701 bis 1710.

1.

Unzufriedenheit der Ungarn mit der Regierung Kaiser Leopolds des Ersten. Sie rebelliren unter dem Grafen Tökely.

Oesterreich war im Laufe des siebenzehenten Jahrhunderts, vermöge des Reichthums und der Größe seiner Länder, eine der ersten Mächte in Europa. Aber seine Regenten waren Prinzen von geringem Werthe, die ihren eben so untauglichen Ministern die Geschäfte überließen, und ihnen eine weitgehende Veruntreuung und Verschwendung ihrer reichen Einkünfte erlaubten. Dieß erhielt den Staat in steter Armuth, und oft fehlte es zu den nothwendigsten Ausgaben an Geld. Die Intoleranz und Herrschaft, welche die Geistlichen über die Regenten ausübten, waren die Quelle vieler Unruhen und innerlichen Kriege, vornemlich in Ungarn, dem schönsten Theile der kaiserlichen Besitzungen.

Dieses Reich, von einer Nation bewohnt, die Liebe zur Freyheit mit kriegerischen Eigenschaften verband, hatte unter dem österreichischen Scepter viele und große Beeinträchtigungen erfahren, und mehrmals gegen seine Unterdrücker die Waffen ergriffen.

Nie

Nie aber war die Behandlung härter, der Druck gewaltiger und eben deswegen die Erbitterung der Ungarn größer, als während der Regierung Leopolds des Ersten, der im Jahr ein tausend sechs hundert und acht und fünfzig den deutschen Kaiserthron bestieg.

Dieser Monarch, dem man einst den Namen des Großen gab, war nichts weniger als einer von den vorzüglichen Geistern, die ihrem Hause einen neuen Glanz, und ihrem Zeitalter ein außerordentliches Licht ertheilen. Er besaß verschiedene Tugenden, die den Sterblichen liebenswürdig machen; aber Tugenden allein machen nie den Regenten groß. Er war sanft, obgleich ernsthaft in seinem ganzen Thun, leicht zu sprechen von einem jeden, der ihm nahete, ausnehmend mild gegen Hülfsbedürftige. Zweimal in der Woche stund sein Zimmer für diejenigen offen, welche ihn um Unterstützung anzusprechen kamen, und keiner gieng mit leeren Händen wieder von ihm. Niemals fuhr er aus, ohne zu seinen Füssen einen Sack mit Siebenzehnern zu haben, woraus seine Hand allen, die ihn baten, eine Gabe reichte. Seine Kinder liebte er zärtlich, seine Gemahlinnen, als wäre außer ihnen keine Dame auf Erden. Mit der äußersten Pünktlichkeit, und nach unabänderlich abgemessenen Zeiten, beobachtete er die festgesetzten Pflichten, Geschäfte und selbst willkührliche Verrichtungen. Seine Gewissenhaftigkeit in allem, was er für seine Pflicht hielt, seine Wohlthätigkeit und sein Eifer, erkannte Fehler zu verbessern, erwarben ihm Hochschätzung und Liebe. Aber zu einem Fürsten gehörte noch weit mehr: und dieses Viele fehlte ihm. Er sah nicht schnell, fern und tief genug für einen Beherrscher so vieler Länder, und für Zeiten, in welchen ihm solche Blicke unentbehrlich waren. Da es

ihm also schwer wurde, weise und treffende Entschlie-ßungen selbst zu fassen, so mußte er stets nach frem-den Einsichten handeln. Minister und Günstlinge Päbste und Hofgeistliche, auswärtige Höfe sogar, wechselten in dem Einflusse mit einander ab, den sie über ihn behaupteten: er wurde mißgeleitet und gemiß-braucht, nicht allein wider die wahren Vortheile sei-ner Staaten und Unterthanen, sondern auch wohl zum Unglück derselben. Auf diese Abwege konnte er um so leichter geführt werden, da das Gute, das er an sich hatte, nicht auf Grundsätzen, sondern auf einer Religion voll Aberglaubens beruhte. Leopold, ein Zögling der Gesellschaft Jesu, war von Herzen fromm, aber nicht aufgeklärt; voll Vertrauens auf Gott, aber auf Kosten der Vernunft. Heilige Fa-beln galten ihm für Offenbarung, etwas mehr als alltägliche Erfolge für göttliche Wunder zu Oester-reichs Bestem. Daher seine Zuversicht bei vernach-läßigten Mitteln, seine Standhaftigkeit im Unglück, seine Unentschlossenheit in wichtigen Fällen, wo sich sein Glaube so gern auf Wirksamkeit der Vorsehung verließ. Ein treuer Nachfolger der Väter hatte er die allerheiligste Jungfrau im Kriege zu seiner Ge-neralissima, in Unterhandlungen zur Plenepotentiaria gemacht.

Bei solchen Ueberzeugungen konnte Leopold sich weder der protestantischen Religionsweise günstig er-zeigen, noch auch den Eingebungen der Geistlichkeit widerstehen, die ihm zur Erlangung der göttlichen Gunst die Bedrückung der Ketzer als das beste Mit-tel empfahl. So wurde der Kaiser besonders ein grausamer Verfolger seiner protestantischen Unterthа-nen in Ungarn. Der instinktartige Religionshaß der kaiserlichen Minister, die partheyische Begünstigung der Katholiken auf Kosten der Protestanten, denen

ihre Kirchen weggenommen wurden, und deren Religionsfreyheit man überall einschränkte, so wie die Geringschätzung alter Gebräuche, erfüllte die Ungarn mit Haß gegen die österreichische Regierung. Wie gegen eine eroberte Provinz benahmen sich die österreichischen Minister gegen das unglückliche Land; sie beschränkten die Vorzüge des Adels, beraubten die Städte und Gemeinheiten der ältesten Gerechtsame, besetzten hohe und niedere Staatsämter mit ihren Günstlingen, legten deutsche Soldaten ins Land, die sich die schreyendste Ungerechtigkeiten erlaubten, und foderten unerhörte Abgaben. Vergebens, daß die Ungarn ihren Tyrannen die mit Königseid bestätigten Freibriefe vorhielten; vergebens, daß sie am Kaiserthron um Gerechtigkeit und Schonung flehten: mit Spott erwiederte man ihre Klagen, mit der Strafe des Hochverraths ihr Seufzen über Tyranney; stolz auf den Besitz der Macht, verachtete man eine ohnmächtig geglaubte Nation.

Die Noth führte also die Ungarn zur Selbsthülfe, und die so ungerechte als weisheitslose Unterdrückung zur Rache. Mehrmals schon hatten die Misvergnügten unter Leopolds Regierung Empörungen angefangen, aber keine so gefährliche, als die, welche im Jahr ein tausend sechs hundert und acht und siebenzig unter Anführung eines entschlossenen Grafen Emmerich von Tökely ausgebrochen war. Diese nemlich griff so allgemein um sich, daß fast das ganze Land unter die Waffen trat, die östreichische Miliz und Regierung verjagte, und mehrere gegen die Rebellen ausgesandte Korps in die Flucht geschlagen wurden. Je länger die Unruhen dauerten, ein desto gefährlicheres Ansehen gewann die Unternehmung, besonders da die Türken die Mißvergnügten offenbar begünstigten, und sich nun mit der größ-

ten

ten Thätigkeit rüsteten, um dem Kaiser den Widerstand gegen dieselben durch einen Einfall in seine Länder zu erschweren.

In Wien sah man allmählich ein, daß man nicht weislich gehandelt habe, und befand sich wegen der Folgen in Verlegenheit. Zuerst hatte man geglaubt, die Unruhen durch ein starkes Kriegsheer und durch eine noch größere Strenge dämpfen zu können. Da das Uebel dadurch aber immer weiter um sich grief, so wurde im Jahr ein tausend sechs hundert und ein und achtzig ein Reichstag ausgeschrieben, und der Kaiser machte nun Anstalt, die nur allzu gegründeten Beschwerden der Ungarn abzustellen. Er bewilligte die Wiederherstellung der gesetzmäßigen ungarischen Verfassung, und einer ziemlich ungehinderten Religionsübung der Protestanten. Allein das Nachgeben kam jetzt etwas zu spat. Jemehr sich ein Theil der Nation dem Hofe näherte, desto weiter entfernte sich Tökely von demselben, und desto enger suchte er sich mit den Türken zu verbinden. Vergeblich waren die Schlüsse des Landtages, wodurch man alle Irrungen gänzlich zu heben gehofft hatte, vergeblich alle Anerbietungen, welche der Kaiser ihm und seiner Partey gemacht hatte. So lange ihnen die Kirchen und übrigen Freiheiten nicht wirklich zurückgestellt seyn würden, wollten sie nichts von einem Vergleiche hören. Sie fuhren vielmehr fort, sich mit den Türken in Unterhandlungen einzulassen, Tökely ließ sich von dem Sultan zum Fürsten von Ungarn erklären, und der Divan kündigte dem Kaiser im Jahr ein tausend sechs hundert und drei und achtzig förmlich den Krieg an.

Es gewann jetzt das Ansehen, daß Ungarn auf immer unter die Hoheit der Türken kommen müßte, wovon sie schon einen ansehnlichen Theil besaßen.

 Mit

Mit einem Heere von mehr als zweimal hundert tausend Mann drang der beutegierige Großwessir Kara Mustapha in Ungarn ein, wo ihn die Mißvergnügten als ihren Retter empfiengen, und nahm seinen Weg gerade nach Wien. Mit Mühe und Gefahr rettete sich der Kaiser nach Linz. Kurz darauf kam der Großwessir vor Wien an, und unternahm die Belagerung dieser Hauptstadt. Wien wäre unfehlbar verloren gewesen, wenn der Großwessir einige Tage früher angekommen, und die Unternehmung gehörig geführt worden wäre. Die Türken verloren zu viel Zeit und Mannschaft, um sich einiger Aussenwerke zu bemächtigen. Auf der andern Seite vertheidigte sich die Besatzung unter Stahrenberg so standhaft und unverdrossen, daß der Herzog Karl von Lothringen, einer der größten Feldherrn seines Jahrhunderts, Zeit gewann, sich mit zehen tausend churbaterischen, eben so viel churſächsischen und neun tausend fränkischen und schwäbischen Kriegstruppen zu verstärken. Auch der damals in Polen regierende tapfere König Johann Sobiesky war aus nachbarlicher Freundschaft bereit, gegen eine Entschädigung für die Kriegskosten mit einem Heere nach Ungarn zu ziehen. Dadurch kamen die Türken so ins Gedränge, daß sie nach einem heftigen Widerstande die Flucht ergreifen mußten.

Wohl hatten die Oesterreicher Ursache, über ihre Befreiung zu jubiliren, denn dieser barbarische Feind begnügte sich nicht damit, das Land zu verheeren und die Menschen zu tödten, sondern er schleppte die Einwohner ohne Unterschied des Standes und Geschlechts als Sklaven mit sich fort. Sieben und achtzig tausend Menschen verlor Oesterreich auf diese Weise; unter ihnen waren über fünfzig tausend Kinder, sechs tausend Männer, über eilf tausend Weiber und fünf-

zehen

zehen tausend Mädchen, und unter den beiden letztern rechnete man zwei hundert und vier Gräfinnen, Baroneſſinnen und Fräulein.

Gern hätten die Sieger, um ihren Vortheil recht zu nutzen, den muthloſen und flüchtigen Feind ſogleich bis auf's äußerſte verfolgt, allein der Churfürſt von Sachſen, den man durch zu geringe Dankbarkeit gegen ſeinen unſtreitig wichtigen Antheil an dem Siege beleidigt hatte, trennte ſich jetzt von den Verbündeten, und zog mit ſeinem ganzen Heere nach Hauſe. Die Türken hielten ſich darauf noch ſechs ganzer Jahre in Ungarn, wo der Krieg gegen ſie bald lauer bald eifriger fortgeſetzt ward, immer jedoch zum Vortheil der Kaiſerlichen, die den Türken einen feſten Platz nach dem andern entriſſen. Selbſt die alte Hauptſtadt von Ungarn, Ofen, wurde erobert, nachdem ſie ein hundert und fünf und vierzig Jahre in türkiſchen Händen geweſen war. Vorzüglich wichtig war der Sieg des Herzogs von Lothringen bei Mohacz im Auguſt des Jahres ein tauſend ſechs hundert und ſieben und achtzig, der die Eroberung von ganz Slavonien und die Unterwerfung von Siebenbürgen zur Folge hatte.

Mit dem Unglück der Türken ſank auch der Muth der rebelliſchen Ungarn. Das lange Kriegselend entkräftete ſie ſo ſehr, daß ſie ſich bequemen mußten, unter das öſterreichiſche Joch zurückzukehren. Ihr Anführer Tökely fand ſeine letzte Zuflucht im türkiſchen Gebiete, wo er bald nach dem Anfange des achtzehenten Jahrhunderts ſtarb. Mehrere kaiſerliche Räthe riethen nun dem Monarchen, das rebelliſche Ungarn, als ein erobertes Land, mit aller Härte zu behandeln. Allein Leopold, der, wenn er Zeit zu eigenen Entſchließungen gewann, oder den wahren Zuſtand ſeiner Angelegenheiten kennen lern-

te, weder zu einer übertriebenen Strenge, noch weniger zur Ungerechtigkeit geneigt war, verwarf die harten Anträge seiner Minister. Er konnte auch durch die Erfahrung überzeugt worden seyn, daß gerade die schlechte Achtung gegen die Vorrechte der Ungarn, und die eben so unbillige Verfolgung der Protestanten daselbst, wozu ihn seine geistlichen und weltlichen Räthe verleitet hatten, der erste Zunder zu der Flamme gewesen sey, deren Verwüstungen er jetzt blos an andern strafen sollte. Deswegen beschloß er, das Reich in seiner Verfassung zu lassen, und nur das Wahlrecht der ungarischen Stände aufzuheben.

Diese gemäßigte Gesinnung hatte nicht den Beifall der kaiserlichen Minister und Räthe. Sie stellten Leopolden vor, er besitze Ungarn jetzt nicht mehr durch das Recht der Wahl, sondern durch das Recht der Waffen, es sey ein errungenes Reich, und diejenigen, denen er sich durch die Kapitulation verbindlich gemacht habe, hätten durch die Empörung ihre Pflicht gebrochen, und dadurch seine Verbindlichkeit aufgehoben. Auch in Rücksicht der Treue sey Ungarn für eine erkaufte Krone zu halten. Die Kosten, die Leopold auf den Krieg mit den Türken habe verwenden müssen, überstiegen den Werth des Reiches, und könnten von den Unterthanen nie zurückbezahlt werden. Alle diese Gründe hatten aber nicht die Macht, den Entschluß des Kaisers zu erschüttern, er blieb dießmal bei seinem Willen, den Ungarn ihre Freiheiten zu lassen, und nahm nur diejenigen aus, die das Unglück des Reichs beförderten. Desto leichter brachte er es nun dahin, daß Ungarn auf einem Reichstage zu Preßburg im Oktober des Jahres ein tausend sechs hundert und sieben und achtzig für ein Erbreich des Hauses Oesterreich erklärt wurde, nach

dessen

dessen Aussterben jedoch, in seiner männlichen Nachkommenschaft, das Wahlrecht wieder darinn gelten sollte. Feierlich wurden der Nation ihre alten Vorrechte, den Protestanten aber die freie Religionsübung zugesichert, jedoch nicht sowohl nach alten Verträgen, sondern vielmehr aus kaiserlicher Gnade.

2.

Mancherlei Ursachen der allgemeinen Unzufriedenheit. Verfolgung der Protestanten.

Der Kaiser Leopold meinte es gewiß redlich, als er den Ungarn auf dem Reichstage zu Preßburg die Erhaltung ihrer Verfassung, und den Protestanten die freie Uebung ihres Glaubens zusicherte. Es war aber ein Unglück, daß dieser kurzsichtige Monarch sich von seinen Angelegenheiten gewöhnlich nur solche Begriffe machte, als ihm seine Beichtväter, die Jesuiten beibrachten. Den schlauen Gewissensräthen wurde es nicht schwer, den Kaiser zu überreden, daß der Umsturz der ungarischen Verfassung für das Ansehen und die Ruhe seiner Regierung, die Verfolgung der Protestanten aber zum Besten der wahren Religion nothwendig sey. Von diesen verfolgungssüchtigen Rathgebern irre geführt, that er das widersinnige Gelübde, daß er ganz Ungarn zur römischkatholischen Religion und zum Dienste der heiligen Jungfrau Maria zurückführen wolle.

So nahmen also die Bedrückungen der Ungarn von neuem ihren Anfang, besonders seitdem die Türken gedemüthiget, und zu einem nachtheiligen Frieden gezwungen worden waren. Von der gebeugten Pforte konnten sie jetzt ferner keinen Beistand hoffen, und Siebenbürgen, in welchem sich sonst die

Un=

Ungewitter zusammengezogen, die mit vereinter Macht auf Oesterreich losbrachen, war jetzt eine unterjochte Provinz. Diese Ueberlegenheit mißbrauchten die kaiserlichen Minister, um die armen Ungarn immer mehr zu drücken. Nicht nur Tökelys Anhänger wurden mit dem Schwerdte verfolgt, sondern auch mancher Unschuldige fiel in die Hände rachsüchtiger Richter. Mit gebieterischer Härte wurden alte beschworne Vorrechte vernichtet, neue Abgaben erpreßt und ungescheut Gewaltthätigkeiten verübt. An und für sich war schon der unauslöschliche Nationalhaß der Ungarn gegen die Deutschen, und ihr unüberwindlicher Abscheu vor deutscher Herrschaft ein Grund zum Mißvergnügen, das durch täglich erneuerte Ungerechtigkeiten immer höher gesteigert wurde. Dieser Haß gegen die unbarmherzigen Unterdrücker bekam durch die Furcht, sie ewig auf dem Nacken haben zu müssen, noch einen neuen Zuwachs. Das Volk, welches in der Leibeigenschaft des Adels schmachtete, verlor durch die kaiserliche Hebungsbediente und Soldaten seine ganze Habe, die es mit vieler Arbeit errungen hatte. Auch die Freistädte entgiengen nicht den schweren Händen der ungarischen Kammerkommissarien, sie wurden in eine große Schuldenlast gestürzt. Jede Stadt, jeder Flecken ertönte von den Klagen der Schreyenden.

Wenn die Seufzer der Bedrückten und Mißhandelten zu den Ohren des Kaisers gedrungen wären, so hätten sie Erlösung von seinem menschenfreundlichen Herzen hoffen können. Seine Minister, und die Urheber dieser sklavischen Behandlung belagerten ihn aber so sehr, daß er die Wahrheit entweder gar nicht, oder mit schwarzer Schminke verunstaltet erfuhr. Sie schafften die Reichsgesetze eigenmächtig ab, sie trieben die evangelischen Rathsglieder aus

den Rathsstühlen, sie stiessen die protestantischen Lehrer aus den Kirchen und Schulen. Einige den Protestanten bestätigte Kirchen rissen sie an sich, sie straften die Bürger, die ihr Heil, ihre Sicherheit vor Erpressungen in Vertheidigungsschriften und aufgesetzten Beschwerden suchen wollten, als Empörer und Hochverräther. Der Kardinal Kollonitz, ein geborner Ungar, aber dieses Namens nicht werth, erklärte als oberster ungarischer Kanzler, die protestantische Religionsfreiheit sey geendigt, eine katholische Person, die evangelisch werde, müsse mit den Strafen des Meineides belegt werden. Dieser Mann erröthete nicht, den Schluß zu machen, daß das freie Religionsbekenntniß den Evangelischen nun verboten werden müsse, weil diese den Kirchen nur wegen der Nähe der Grenzen verstattet worden sey; die Grenzen wären aber jetzt durch die Siege des Kaisers weiter hinausgeschoben worden, folglich falle die Ursache des Privilegiums weg. Von den alten und neuen Bischöfen, welche in dem eroberten Ungarn die von den Türken vertilgten Kirchen wieder bekamen, ward behauptet, kein Ketzer könnte in ihrem Kirchsprengel geduldet werden. Kollonitz fachte ihren Religionshaß noch überdieß durch einen Hirtenbrief an. Er befahl als Erzbischof zu Gran seinen Untergeordneten, und selbst den weltlichen Obrigkeiten, auf Mittel zu sinnen, die Ketzereyen geschwind zu unterdrücken und auszurotten. In der Hitze seines Eifers erklärte er öffentlich, er wolle Ungarn in Fesseln legen, dasselbe in Armuth stürzen, und dann — katholisch machen.

Der Kardinal fand viele Nachahmer, die mit ihm in blinder Religionswuth wetteiferten. So schrieb der Bischoff von Fünfkirchen allen getreuen Kindern der katholischen Kirche, bei der Strafe des Bannes, die Verjagung der reformirten Prediger vor. Sie

würden aber ein noch besseres Werk verrichten, wenn sie dieselben in Ketten schlügen, die Güter der reformirten Laien, die ihren Glauben nicht abschwören wollten, einzögen, und dem Reichspalatin übergäben. Kollonitz verjagte die reichen protestantischen Bürger der Städte Bath, Maros und Borsen, er nahm das Vermögen derselben zu sich und zwang die ärmeren, zur katholischen Religion überzugehen. Der Erzbischof von Koloksa warf den reformirten Superintendenten zu Vesyprim, als einen Rebellen gegen die Hoheit seiner Diöcese, in ein scheusliches Gefängniß. Auch der Fürst Esterhasi zwang alle seine Unterthanen mit Gewalt zu seinem Glauben. Er warf die hartnäckigen Dorfschaften aus ihren Marken, und verjagte sie aus dem Reiche.

Da den kaiserlichen Ministern die Schranken der ungarischen Freiheit immer noch zu weitläuftig schienen, machten sie ernstliche Anstalten, dieselbe einzuengen. Um jedoch den Ungarn keinen Grund zur Klage zu geben, so wollte man sie selbst zu Werkzeugen ihres Falles machen, und der Ausführung den Anstrich einer gesetzlichen Handlung geben. Es mußten auf Befehl des Kaisers verschiedene Deputirte nach Wien kommen, um über die künftige Regierung zu berathschlagen. Der Kardinal Kollonitz, Primas des Reichs, der Palatin Esterhasi, der Erzbischof von Koloksa, Sczeseni, waren die vornehmsten. Kollonitz ward vom Hofe in dieser Versammlung zum Sprecher gewählt. Seine Würde, seine dem Hause Oesterreich ganz ergebene Gesinnung, sein Religionseifer erheischten diesen Auftrag; seine Geschicklichkeit hatte aber andere Männer nicht davon ausgeschlossen. Sogleich in der ersten Zusammenkunft eröffnete er den Deputirten, der Kaiser hätte sich entschlossen, das Königreich Ungarn nach der

Ein:

Einrichtung seiner übrigen Erbstaaten umzumodeln. Die Gesetze sollten untersucht, die veralteten ausgemerzt, ein neues Gesetzbuch gesammelt werden. Zur Sicherheit des Reichs werde überdieß eine beständige Schatzung erfodert, welche die Stände mit Freude und Dank auf den dritten Theil der Einkünfte aus allen österreichischen Staaten erheben würden.

Keiner von allen Anwesenden hatte den Muth, diesem ungerechten Ansinnen zu widersprechen, als der Erzbischof von Koloksa. Privatkränkungen des Hofes, die Ohnmacht des letztern, seinem geistlichen Charakter gefährlich zu werden, seine Vaterlandsliebe empörte sich gegen die Foderung. Die Freimüthigkeit, mit der er sprach, zwang dem Kaiser in einer geheimen Unterredung das Geständniß ab, daß er die Art, das Projekt durchzusetzen, für unthunlich halte. Seine Minister hatten ihm freilich die Sache als leicht, angemessen und billig vorgestellt. Indessen bewirkte Koloksa bei der nächsten Sitzung die Trennung der Versammlung, ohne daß man zu einem Schlusse gekommen wäre. Das Verfahren des patriotischen Erzbischofs erregte um so größeres Erstaunen, da die meisten Prälaten den Grundsatz angenommen hatten, die römische Religion könne ohne den Schutz Oesterreichs nicht bestehen, und jeder, der sich den österreichischen Verordnungen widersetze, sey ein Feind der Kirche. Indessen dienten die Eingriffe der kaiserlichen Minister und die Freiheit des Landes nur dazu, die Unzufriedenheit jedes Patrioten höher zu spannen, und die Zahl der Mißvergnügten zu vermehren.

3.

Der Fürst Rakoczy stellt sich an die Spitze der Mißvergnügten. Sein Manifest. Ausbruch der Empörung.

Zu eben der Zeit, da die Ungarn immer mehr gedrückt und zur Unzufriedenheit gereitzt wurden, sah man am kaiserlichen Hofe einem neuen Kriege mit dem stolzen und mächtigen Könige Ludwig dem Vierzehenten von Frankreich entgegen. Die Thronfolge Karls des Zweiten, Königs von Spanien, eines am Leibe und am Geiste gleich schwachen Regenten, der am ersten November des Jahres ein tausend siebenhundert starb, war lange zuvor schon eine reichhaltige Quelle von Unruhen und Staatsentwürfen. Nach dem Rechte der Verwandtschaft konnte sie nur an das kaiserliche oder an das französische Haus fallen; doch machte auch der Churfürst von Baiern und der Herzog von Savoyen Ansprüche auf die spanische Verlassenschaft. Es war vorauszusehen, daß diese verschiedenen Ansprüche nicht durch gütlichen Vergleich ausgemacht werden würden; blos das Schwerdt konnte den Knoten zerhauen, welchen die Civilisten nicht lösen konnten. Leopold und Ludwig ergriefen im Anfange des neuen Jahrhunderts zuerst die Waffen, in Kurzem entbrannte der ganze West von Europa, und dreizehn Jahre lang verbreitete der Kampf um die spanische Erbfolge namenloses Elend. Frankreichs Kriegsmacht zu Wasser und zu Land war beim Ausbruch dieses Kampfes in der vortrefflichsten Verfassung; Oesterreich hingegen war schwach gerüstet, und seine Finanzen befanden sich in nicht geringer Unordnung.

Hät-

Hätten die geistlichen und weltlichen Räthe des Kaisers ausdrücklich die Absicht gehabt, ihn außer Stand zu setzen, die Rechte seines Hauses nachdrücklich zu behaupten, und des Beistandes einer tapfern Nation zu berauben, so würden sie kein schicklicheres Mittel haben wählen können, als die Bedrückung und Verfolgung der Ungarn. Aber blinder Religionseifer und unbezähmte Herrschsucht lagen immer mit der wahren Staatsklugheit im Streit. Man hätte den gerechten Klagen der Ungarn abhelfen, die Noth des gemeinen Mannes tilgen und die Protestanten schonen sollen; dieses duldende System stund aber niemand weniger an, als den jesuitischen Gewissensräthen des Kaisers. Es ward beschlossen, die Ungarn durch Furcht und Schrecken im Zaume zu halten, und man setzte am kaiserlichen Hofe sein Vertrauen auf die deutschen Regimenter, die sich im Lande befanden. Als aber der größte Theil derselben, des spanischen Erbfolgekrieges wegen, wegmarschirt war, faßten die mißvergnügten Ungarn den Gedanken, sich der österreichischen Regierung durch eine Empörung zu entziehen.

Fürst Franz Leopold Rakoczy, ein Stiefsohn des Grafen Tökely, dessen Aeltervater Fürst von Siebenbürgen gewesen war, ein Mann, dessen Geburt, Besitzungen und Gemüthsgaben ihn vollkommen zur Führung des großen Wortes berechtigten, vereinigte sich mit andern ungarischen und siebenbürgischen Edeln, des Vaterlandes Rächer zu werden. Umgürtet mit dem Schwerdte der Verwüstung, stellte er sich an die Spitze der Mißvergnügten. Mit einem Korps von zehen tausend Mann, das die Verschworenen unter dem Scheine, dem Kaiser beizustehen, zu werben beschlossen, gedachten sie den ganzen kaiserlichen Hof zu Laxemburg zu überfallen, und durch die

Nie-

Niedermachung desselben sich ihrer Tyrannen zu entledigen. Ludwig der Vierzehente, um die Verschwörung wissend, versprach die Mißvergnüten mit Geld und Volk zu unterstützen. Nicht ohne Grund betrachtete er eine solche Diversion, wodurch er den Kaiser in seinen eigenen Erblanden zu beschäftigen gedachte, als ein vorzüglich wirksames Mittel, die Absendung kaiserlicher Truppen gegen ihn selbst zu verhindern. Es kamen französische Emissairs nach Ungarn, um die Mißvergnügten zur Ausführung ihres Vorhabens anzufeuern, und ihnen den nachdrücklichsten Beistand des allerchristlichsten Königes zuzusichern.

Rakoczy sandte einen gewissen Hauptmann Longueval, einen Lothringer von Geburt, dem er sein Vertrauen schenkte, mit geheimen Aufträgen an den französischen Hof, um noch vor dem Ausbruche der Empörung die versprochene Unterstützung in Richtigkeit zu bringen. Als aber Longueval auf seiner Reise nach Wien kam, entdeckte er dem Kaiser das schröckliche Geheimniß. Leopold machte zur Zeit noch keinen Gebrauch von dieser Eröffnung, er ließ vielmehr den Longueval seine Reise fortsetzen, damit man den ganzen Plan mit allen Umständen erfahren, und die wirksamsten Maaßregeln dagegen ergreifen könnte. So kam dieser mit der geheimen Instruction der kaiserlichen Minister nach Paris, wo er am Hofe außerordentlich liebreich aufgenommen, und mit großen Versprechungen wieder zu Rakoczy zurückgeschickt wurde. Weil aber diese Versprechungen nur in allgemeinen Ausdrücken bestanden, und weder über die Summe Geldes, noch über die Zahl der Truppen etwas Bestimmtes enthielten, so mußte Longueval noch einmal mit neuen Aufträgen nach Paris gehen. Als er aber von da wieder zurückkam,

und

und die letzte französische Resolution mitbrachte, schien es dem kaiserlichen Hofe Zeit zu seyn, sich der Häupter der Verschwörung zu bemächtigen. Longueval wurde, um seine Entdeckung geheim zu halten, zu Linz gleichfalls in Verhaft genommen, weil man vorher seinen Vater, der sich noch in Lothringen befand, retten mußte.

Rakoczy ahndete nichts von der Verrätherey, als er plötzlich zur Nachtzeit in seinem Schlosse bei Tokai überfallen, und gefangen nach Neustadt abgeführt wurde. Hier machte man ihm sogleich den Proceß, und schon war es an dem, daß die Ungarn ihres kühnen Vertheidigers durch den Henker beraubt werden sollten, als es ihm gelang, sich seinen Richtern zu entziehen. Der Offizier, welcher den gefangenen Fürsten bewachte, ließ sich durch zwanzig tausend Gulden bestechen, und verschaffte ihm Gelegenheit, nach Polen zu entfliehen. Leopold setzte zwar unverzüglich einen Preis auf seinen Kopf; allein Rakoczy war nun einmal entwischt, und der Kaiser sah sich durch diesen unglücklichen Vorfall in ein Labyrinth von Gefahren verwickelt, besonders da er dem Entflohenen den Prozeß machen ließ, und ihn am dreissigsten April des Jahres ein tausend siebenhundert und drei als einen überwiesenen Majestätsverbrecher zum Tode verurtheilte.

Rakoczy hielt sich achtzehen Monate in Polen auf, ohne daß sein Kopf in großer Gefahr geschwebt hätte, und gebrauchte diese Zeit, um sich durch den Beistand des französischen Gesandten zu Warschau, mit Ludwig dem Vierzehenten enger zu verbinden. Von der polnischen Grenze aus setzte er Himmel und Erde in Bewegung, um seine Landsleute zu überzeugen, wie ungerecht man mit ihm umgehe, und wie man nichts anders im Sinne habe, als jede

schwa-

schwache Spur von Freiheit, welche in Ungarn noch übrig sey, gänzlich zu vertilgen, und die Nation vollkommen zu unterdrücken. In allen Gegenden des Reichs, wo ohnehin alles schon zuvor mißvergnügt, und aufs höchste gespannt war, vermehrte sich die Zahl seiner Anhänger zusehends. Wie ein wildes Feuer unaufhaltsam um sich greift, so verbreitete sich der Geist des Aufruhrs in unglaublicher Geschwindigkeit im ganzen Reiche, und alles grief zu den Waffen.

Wäre Ungarn nicht gänzlich von deutschen Truppen entblößt gewesen, und hätten die Festungen gehörige Besatzungen gehabt, so würde die Verschwörung vielleicht in ihrer Geburt erstickt worden seyn. Aber gerade das geschwächte Reich eröffnete den Mißvergnügten die günstigste Aussicht. Auch der gemeine Mann war jetzt, mehr als jemals, zu einer Revolution geneigt. Er mußte Schatzungen zahlen, die seine Kräfte überstiegen; das Salz, welches in Ungarn in Menge zu haben ist, war durch die Abgaben zu einem so hohen Preise gestiegen, daß er sein Brod ungesalzen essen mußte. Die Grausamkeit der kaiserlichen Beamten ließ keine Vergebung oder Minderung der Strafe hoffen; die Uebertreter der öffentlichen Edicte wurden gezwungen, sich in den Wäldern und Gebirgen zu verbergen. Eine ganze Menge dieser Unglücklichen irrte herum, und lebte vom Straßenraube oder vom Plündern.

Als die Gemüther der Ungarn diese äußerste Spannung erhalten hatten, trat Rakoczy, mit französischem Gelde unterstützt, öffentlich als Feind des Kaisers auf, und machte durch ein überall ausgestreutes Manifest bekannt: „wie daß er nach überstandenem kläglichem Elende wieder in das geliebte Vaterland gekommen sey, um desselben alte Gerechtsame

same und Freiheiten wieder herzustellen und das unerträgliche, unrechtmäßige, auch recht schröckliche Joch fremder Herrschaft durch Gewalt der Waffen von dessen Halse abzuwälzen. Er wolle demnach den Zustand der Sachen offenbaren, und anzeigen, wie er aus kindlicher Liebe zu seinem Vaterlande, und die ihm gegen selbiges obliegende Pflicht sich verbunden erachtet, die widerrechtliche und jämmerliche Bedrückung desselben, welche von auswärtiger Nation wider Recht und schriftliche Versicherung vorgenommen worden, ohne eigennützige Absichten aus dem Wege zu räumen, weil er gesehen, daß dermalen hiezu eine so gute und gewisse Gelegenheit vorhanden, und die Wiedererlangung der Freiheit niemals zu hoffen sey, wenn sie jetzt nicht erlangt würde. Es sollen demnach Geistliche und Weltliche, besonders solche, welche Waffen tragen, oder zu tragen geschickt sind, hiemit erinnert, und um der dem Vaterlande schuldigen, kindlichen Verbindlichkeit, ja um der Liebe zur adelichen Freiheit willen, ermahnt seyn, daß ein jeder, der da die unrechtmäßigen und unzähligen Kränkungen ungarischer Freiheiten, auch die Plakereyen der fremden deutschen Nation, und der offenbar tyrannischen Herrschaft derselben, gern abgethan wissen wollte, und noch einigen Eifer des wahrhaft ungarischen Bluts für seine Freiheit in sich wallen fühlte, sich binnen dreyen Tagen zu ihm in das Lager verfügen, und sich mit genugsamem Kriegsvorrath versehen. ꝛc. "

Dieser Aufruf that die erwünschte Wirkung. Da nicht allein die protestantischen Ungarn, die für ihre Religion, sondern auch die katholischen, die für die bürgerliche Freiheit das Aeußerste befürchteten, und außerdem noch viele andere aus den benachbarten Provinzen, von Begierde zur Beute getrieben,

sich unter Rakoczys Fahnen stellten, so wuchs sein Heer schnell, wie ein Strom von wildem Wasser, zu einer den Kaiserlichen überlegenen Macht. Karoly und Bereczeny, angesehen unter ihren Landsleuten, und als Helden bekannt, traten auf die Seite der Mißvergnügten. Weil der Kaiserhof immer nichts von seiner Strenge nachlassen wollte, so nahm die Zahl derer täglich zu, die sich an das Heer der Mißvergnügten anschloßen. Sie plünderten, raubten, sengten und brannten alles, was sie auf ihrem Wege antrafen. Die größten Ausschweifungen wurden begangen, und weder Stand noch Alter wurde geschont. Da die Mißvergnügten ihre Noth hauptsächlich auch in die Härte des Adels, welcher die Leibeigenschaft mißbrauchte, setzten, so fielen sie in seine Güter ein, und verwüsteten dieselben. Viele wollten ihre hingerichteten Väter und Anverwandte rächen, die meisten giengen auf Raub aus, die Protestanten zog die Hoffnung, ihre Kirchen und Schulen wieder zu erringen, zu diesem Haufen. Ein großer Theil des Adels ward gezwungen, unter den aufrührischen Fahnen zu fechten.

Rakoczy wurde von den Angesehensten im Heere einstimmig als Oberbefehlshaber anerkannt. Er mußte sich aber eidlich verpflichten, keinen Schritt zur Aussöhnung mit dem Kaiser, ohne die Einwilligung des Kriegsrathes zu thun, und überhaupt nichts ohne das Vorwissen desselben anzufangen oder zu vollenden. Es wurden ihm vier und zwanzig Männer an die Seite gesetzt, welche die Pflicht auf sich hatten, alle Briefe, die er schrieb, zu lesen ehe sie abgeschickt würden, und diejenigen zu erbrechen, die er erhielt. Diese engen Schranken seiner Macht setzten ihn vielen Verdrießlichkeiten aus, sie legten besonders

sonders der oft versuchten Aussöhnung unübersteigliche Hindernisse in den Weg.

4.

Fruchtlose Unterhandlungen mit den Mißvergnügten. Kriegerische Ereignisse im Jahr 1704.

Am kaiserlichen Hofe vernahm man bald mit Schrecken, daß man es mit einem furchtbaren Feinde zu thun hätte. Bis auf einige Festungen war in kurzer Zeit ganz Oberungarn, mit großem Blutvergießen und noch größerer Grausamkeit, den Händen der Kaiserlichen entrissen, an denen jetzt die gereitzten Ungarn schröckliche Rach nahmen. Von Ungarn stürzten sich wilde Schwärme der Empörten auf die deutschen Erblande; Kärnthen, Steyermark, ganz Oesterreich und Mähren bluteten von ihren Säbeln, waren mit Rauch und Feuerwolken der angezündeten Dörfer bedeckt. Wien selbst zitterte nun vor dem sonst so verachteten Volke, und sah mit Entsetzen einem Ueberfall von dieser Seite entgegen, indem der Churfürst von Baiern es auf der andern Seite bedrohte.

In dieser äußersten Verlegenheit schwächte der Kaiser seine ohnehin nicht zahlreichen Heere, die er den Franzosen in Italien entgegen setzte, um den Rebellen zu begegnen. Da die Versuche, den gefährlichen Brand mit Gewalt zu unterdrücken, mißlangen, so nahm man die Zuflucht zu Unterhandlungen und Vergleichsvorschlägen. Der Gesandte der Generalstaaten ließ sich bewegen, dieses Geschäft zu übernehmen. Er ersuchte den Grafen Bereczeny, einen der Angesehensten unter den empörten Ungarn, um

Paß, damit er zu ihm kommen und die Negociationem anfangen könnte. Da sie keinen Fortgang hatten, so befahl Leopold dem ungarischen Palatin Esterhasi, sich um die Ursache des Krieges zu erkundigen. Der Hof hätte sie aus Rakoczy's Manifeste leicht selbst einsehen können, man fand aber für gut, sich aus demselben nicht zu belehren; absichtlich stellte man sich, als ob man von demselben gar nichts wisse. Esterhasi wandte sich auch zuerst an den Grafen Bereczeny, weil man ihm friedfertigere Gesinnungen als Rakoczy zutraute. Er fand aber noch weniger Gehör als der holländische Gesandte, und geradezu wurde ihm gesagt, die Nation könnte ihn um so weniger als Vermittler gebrauchen, da sie so vielfache Ursache hätte, sich über ihn selbst zu beklagen. Welche Begriffe man sich von seiner Aufrichtigkeit machen könnte, da er sich selbst vom Parteygeiste hätte hinreissen lassen?

Als Leopold von dem Mißtrauen der Rebellen gegen den Palatin Nachricht erhielt, richtete er seine Augen auf den Erzbischof von Kolokza. Dieser Prälat, der bei seinen Landsleuten im größten Ansehen stund, der die Freiheiten der Ungarn in Wien mit Nachdruck vertheidigt hatte, nahm den Auftrag des Hofes, in seinem Vaterlande die Ruhe zu vermitteln, mit Vergnügen an. Er wandte sich an den Grafen Karoly, und kam mit ihm auf dem Schlosse Simegch zusammen. Sie besprachen sich hier über das allgemeine Wohl des Reichs, und bestimmten einen Tag zur Zusammenkunft mit dem Grafen Bereczeny; allein das Resultat dieser Konferenz war für den Kaiser keineswegs tröstlich. Die beiden Grafen versicherten, daß sie ohne Rakoczy's ausdrücklichen Befehl weder das Friedensgeschäft anfangen, noch die Beschwerden auffetzen könnten. Sie verlangten überdieß

dieß eine vollkommene Sicherheit in Hinsicht aller Punkte, die mit Bewilligung ihres Anführers geschlossen werden würden, und die Garantie einiger den Ungarn nicht abgeneigten Mächte. Die Vermittlung des Palatins verwarfen sie geradezu und gaben zu erkennen, daß sie gesonnen wären, eigenmächtig einen Reichstag auszuschreiben.

Der Erzbischof wandte sich nun schriftlich an Rakoczy selbst. Er setzte alle Triebfedern in Bewegung, um ihn zu billigen Bedingungen zu bewegen; Rakoczy zeigte sich aber einer Aussöhnung sehr abgeneigt. Er erklärte das Anerbieten der Oesterreicher für eine vergoldete Pille, durch die man nur Kinder täuschen könne. Die gebrochenen Eide, die Verletzungen der Gesetze, das rauchende Blut der Unschuld, die Verfolgung so vieler ehrlichen Männer, machten es ihm zur Pflicht, zu siegen oder zu sterben, und nicht dem Auflegen des Joches in einer ehrlosen Unthätigkeit zuzusehen. Am meisten war er aber dadurch gereitzt worden, daß ihn der Kaiser für vogelfrei erklärt hatte. Ueberdieß bezweifelte er Leopolds friedfertige Gesinnungen, weil sich das Gerücht verbreitete, der kaiserliche Hof habe die türkische Pforte zur Hülfe gegen die Rebellen aufgefodert.

Da die Aussichten zu einer gütlichen Uebereinkunft immer trüber wurden, so schlug der Kaiser seinen ältesten Sohn, den römischen König Joseph, zum Vermittler vor. Rakoczy verwarf aber auch diesen Antrag; er wollte von keiner Vermittlung etwas hören, sondern er foderte eine feierliche Garantie. Den römischen König Joseph wollte er nicht einmal für seinen Herrn erkennen, wenn nicht seine Wahl auf einem freien und gesetzmäßigen Reichstage bestätiget würde. Der Erzbischof wiederholte auf Befehl des kaiserlichen Hofes mehrmals seine Versu-

che, einen Waffenstillstand zu schließen, aber die Oberhäupter der Rebellen hatten kein Zutrauen zu den kaiserlichen Ministern, deren wahre Gesinnungen ihnen nicht verborgen waren. Die Zahl derer, welche ihren Fahnen zuritten, wurde überdieß immer größer, und der kaiserliche Hof hatte sogar den Verdruß, zu hören, daß Rakoczy zum Fürsten von Siebenbürgen gewählt worden sey. Der General Rabutin, welcher daselbst die kaiserlichen Truppen kommandirte, hatte sich alle Mühe gegeben, die Stände in Unterthänigkeit und Treue zu erhalten, allein seine Macht war nicht hinreichend, gekränkte Herzen zu besänftigen. Die Siebenbürger wollten das Recht Oesterreichs auf das Land nicht anerkennen, und seit dem Ausbruche des Krieges hatten sich mehrere Edle des Fürstenthums in das Lager der Mißvergnügten begeben, und an einer Revolution gearbeitet. Sie schilderten dem Fürsten Rakoczy den Zustand des Landes, und verlangten von ihm eine Zusammenberufung der Stände. Rakoczy ließ sich dem Anscheine nach zu diesem Schritte lange bitten; endlich willigte er in ihr Gesuch und schickte einen Abgeordneten zu der Versammlung der Stände nach Weissenburg. Hier ward er von allen Gespannschaften, von allen Stühlen der Sekler und von vier Stühlen der Sachsen zu ihrem Fürsten erklärt.

Zu eben der Zeit, da nicht nur der Erzbischof von Kolokza, sondern auch der holländische und der englische Gesandte immer neue Versuche machten, die Rebellen zu besänftigen, hatte der zerstörende Krieg seinen furchtbaren Fortgang. Das ganze Jahr ein tausend siebenhundert und vier hindurch war Ungarn ein Schauplatz des Mordens und Verwüstens, und wie fleißig auch ein großer Theil der österreichischen Heeresmacht der Dämpfung des Aufstandes ob-

lag,

lag, so war derselbe doch immer gefährlicher geworden. Zweimal streiften zahlreiche Insurgentenhaufen bis unter die Mauern der Kaiserstadt, zweimal fielen sie in Mähren ein, vor sich her die Furcht, hinter sich die Verwüstung; immer, so oft eine ihrer furchtbaren Schaaren Schläge bekam, trat eine andere noch furchtbarere wie aus den Leibern der Erschlagenen auf. Umsonst bemühten sich die kaiserlichen Generale den Brand zu löschen, umsonst erschöpften die Abgeordneten des Kaisers die nachdrücklichsten Vorstellungen und die lockendsten Versprechungen. Was eine Parthey verlangte, mochte nie die andere bewilligen, was diese bewilligte, nie jene sich begnügen. Die Ungarn hatten alles Vertrauen zu einer Regierung verloren, die alten Verträgen entgegen gehandelt hätte, und aus blindem Religionseifer Unschuldige verfolgte. Der Waffenstillstand, sagte Rakoczy den Abgeordneten, die mit ihm unterhandelten, wäre weiter nichts, als ein aufgestutztes Mittel, seine Truppen zu entfernen, um andere gegen ihn zusammen zu ziehen, und die auf das äußerste gebrachten Festungen zu retten. Presburg sey der Ort nicht, wo die Abgeordneten der Konföderirten mit Freiheit ihre Stimmen geben könnten, sie wären den Bestechungen des Hofes ausgesetzt. Und überdieß würde die Gesinnung des Kaisers, wenn sie auch aufrichtig seyn sollte, sehr bald durch die Minister durchkreutzt, und von denselben umgemodelt werden. Hierinn hatte er den Anschein der Unbefangenheit um so eher auf seiner Seite, da die Generale Leopolds gerade das Gegentheil der Befehle des Kaisers vollzogen. Rakoczy ward durch die Umstände gezwungen zu glauben, man wolle die Mißvergnügten nur hinhalten, sie überfallen, ihre Leichtglaubigkeit zu ihrem Nachtheile benutzen, wenn sie den Vorschlägen ein geneigtes Gehör

schenkten. Das Benehmen des kaiserlichen Hofes war auch wirklich sehr zweideutig. Begünstigte das Glück die österreichische Waffen im Auslande, so sprachen die Minister in hohen Tönen, und sie änderten die Friedensbedingungen jedesmal ab, je nachdem die Nachrichten beschaffen waren, die vom Rhein und aus Italien einliefen.

Eine so zweideutige Politik konnte kein Vertrauen einflößen, und die Feindseligkeiten fiengen immer wieder von neuem an. Durch Ludwig den Vierzehenten sowohl zum Beharren in der Empörung ermahnt, als mit Geld und selbst mit Mannschaft unterstützt, gewann Rakoczy beides mehr Muth und Anhang. Er theilte sein Heer in mehrere Haufen, die ihre Eroberungen tief in Niederungarn ausbreiteten, jeden kaiserlich gesinnten grausam behandelten, mit Feuer und Schwerdt jeden Ort heimsuchten, dessen Bewohner nicht ihre Freunde waren. „Wenn die Einwohner von Eisenstadt, schrieb General Karoly an den Palatin, sich nicht unterwerfen, so wollen wir es so helle machen, daß sie bei dem Lichte ihrer brennenden Häuser Geld zählen können. Was uns dagegen begegnen kann, ist nicht unsere Sorge; denn der Verlust unserer elenden Häuser und Strohhütten, selbst der Verlust von zehen Dörfern kommt der Zerstörung einer einzigen von ihren prächtigen Wohnungen nicht bei.“

Zu zwei verschiedenen malen brachte der kaiserliche Feldmarschall, Siegbert Graf von Heister, ein Feldherr von ausgezeichneten Verdiensten, den Ungarn schmerzliche Niederlagen bei; unweit Raab schlug er den Grafen Forgatsch, und bei Tyrnau die Hauptmacht unter Rakoczys eigener Anführung. Aber kein Sieg war so entscheidend, der nicht sogleich einen zweiten nöthig gemacht, kein Verlust so groß, den

nicht

nicht Rakoczy in wenig Tagen verschmerzt hätte. Seine pfeilschnelle Reuterey, der Kern seiner Macht, entkam meist ohne beträchtliche Einbusse den Streichen der Sieger, wenn dagegen der Sieg auf ihrer Seite war, so entkam nicht leicht ein Fliehender. So geschah es, daß Rakoczy, ohnerachtet mancher Niederlage, das Feld halten, die Feinde durch ihre Siege ermüden, und selbst wenn er geschlagen worden, seine Eroberungen vermehren konnte.

Alle Unternehmungen der Insurgenten schränkten sich gewöhnlich auf Streifzüge, höchstens auf kleine Scharmüzzel ein. Diese Art des Krieges schadete aber dem kaiserlichen Heere mehr, als die gefährlichsten Schlachten. Letzteres führte größeres Gepäcke mit sich, als die Mißvergnügten; es konnte die flüchtigen Ungarn nicht geschwinde verfolgen, und zerschmolz unvermerkt durch Mangel und Abmattung. Die Tolpatschen, oder die Fußvölker von Rakoczys Heere wurden zwar bei allen Angriffen entweder niedergehauen oder in die Flucht gejagt, ihr Verlust war aber nicht groß, da sie insgesammt ungeübte Bauern waren. Die leichte Reuterey, welche durch die Geschwindigkeit ihrer Pferde jedesmal aus dem Gefechte entrann, trieb bald eine neue Anzahl zusammen. Dieß war Ursache, daß der Feldmarschall Heister seine Siege immer nur sehr wenig benutzen konnte, ja er vermochte nicht einmal den Karoly von seinen Streifereyen nach Oesterreich abzuhalten. Dieser gieng im Februar des Jahres ein tausend siebenhundert und fünf zu Karva über die gefrorne Donau, kam bis an die Thore von Wien, und setzte den Hof und die Residenz in die größte Verwirrung. Der Kaiser mußte sogar die Stadt mit Linien einschliessen, um sich vor einer künftigen Ueberraschung zu decken. Heister setzte zwar dem Karoly nach, der

Hof

Hof bekam wieder Luft, es war aber leicht vorauszusehn, daß die Insurgenten bald wieder mit neuer Macht auf dem Kampfplatze erscheinen würden.

5.

Kaiser Joseph der erste bietet nach seines Vaters Tode den Ungarn Frieden an. Wachsende Macht des Fürsten Rakoczy.

Die Armee des Fürsten Rakoczy war jetzt auf fünf und siebenzig tausend Mann angewachsen. Er bezahlte sie mit Kupfergeld, und im Lande war alles gegen Kupfer zu haben. Das Gold und Silber, welches die Bergstädte sparsam lieferten, ward für den Ankauf der Waffen und der Montur der Leibwache des Fürsten zurückgelegt. Die letztere bestand aus zwei Regimentern Infanterie und aus einem Regimente Kavalerie, zusammen aus dreitausend vierhundert Mann. Dieses waren die einzigen Truppen, welche die Uniform des Fürsten trugen, und bewaffnet waren. Die andern fochten in ihren eigenen elenden Waffen. Im ganzen Laufe des Krieges konnte Rakoczy kaum zehen tausend Waffen zusammen bringen. Diese kamen von Danzig her und giengen durch Polen. Er hatte zwar Bestellungen auf eine größere Anzahl gemacht, der nordische Krieg zwischen Schweden und Rußland hinderte aber den Transport. Nur zwey Kaufleute unterstützten den Fürsten mit Gewehr, und auch diese konnten öfters mit ihren versprochenen Lieferungen nicht einhalten. Die schlechtbewaffneten und ganz ungeübten Truppen Rakoczys konnten daher gegen die kaiserliche Armee nicht Stand halten, sobald sie im Felde einander gegen über standen; aber eben deswegen wichen die

Ungarn einer Schlacht aus, und beschränkten sich auf verheerende Streifzüge.

In Siebenbürgen suchte der General Rabutin das Wachsen des rakoczyschen Anhanges durch die Enthauptung des Kanzlers, Grafen Betlem, zu unterdrücken, und mit seinen vier alten Regimentern Kavalerie die Mißvergnügten aus einander zu sprengen. Die Partei des Fürsten war aber zur Vertilgung zu stark. Rabutin schlug zwar einen Haufen bei Herrmannstadt, er jagte einen andern bei Deva in die Marosch, er entsetzte Klausenburg; endlich aber zwang ihn die Noth, seine Regimenter, in Eskadrons getheilt, in die gemauerten Städte zu legen, und diese vor dem Ueberfalle zu bewahren. Aber auch hiemit konnte er dem Uebel nicht steuren. Der Hunger trieb die einzelnen Geschwader aus den Städten, und dann litten sie von den Anhängern des Fürsten. Das ganze platte Land hatte sich für diesen erklärt, seine Truppen streiften nach allen Gegenden, und plünderten darinn.

Am Kaiserhofe war man um so mehr aufgebracht über die Fortschritte der Rebellen, da alle Versuche, sie durch Versprechungen zu beruhigen, von ihnen zurückgewiesen wurden. Leopold glaubte es daher seiner Würde schuldig zu seyn, die Ungehorsamen, welche zu seiner Güte kein Vertrauen hatten, durch das Schwerdt zu besiegen. Neue Regimenter eilten nach dem unglücklichen Reiche, für welches der Despotismus Ketten, für dessen Vertheidiger er den Tod bestimmt hatte. Aber noch ehe derselbe hier neue Verheerungen begann, übte er seine Macht am Kaiser selbst; er starb am fünften May des Jahres eintausend siebenhundert und fünf an den Folgen der Brustwassersucht. Seine Kronen und seine Länder erbte sein ältester Sohn Joseph, der

schon im Jahre ein tausend sechshundert und sieben und achtzig auf dem Reichstage zu Petersburg zum künftigen Könige von Ungarn gekrönt worden war, und zwei Jahre darauf auch die römische Königskrone erhalten hatte. Der Geist, mit dem er das Ruder der Regierung ergrief, war von dem väterlichen sehr verschieden. Er war mit vieler Sorgfalt gebildet worden, und hatte an dem Fürsten Karl Theodor Otto von Salm einen Oberhofmeister gehabt, der viele gute Eigenschaften in sich vereinigte. Frühzeitig hatte er sich viele Kenntnisse erworben, und in seinem achtzehenten Jahre konnte er sieben Sprachen vollkommen gut reden; besonders redete und schrieb er lateinisch, französisch und italiänisch mit vieler Zierlichkeit. Die Tonkunst liebte er leidenschaftlich, spielte mehrere Instrumente mit Fertigkeit und Anmuth, war ein guter Kenner der Baukunst, und in ritterlichen Uebungen that er es fast allen Personen des Hofes zuvor. Die Natur hatte ihn überhaupt mit nicht gemeinen Fähigkeiten ausgerüstet. Lebhaftigkeit des Geistes, Scharfsinn, Unerschrockenheit, Geistesgegenwart, Betriebsamkeit und gute Laune besaß Joseph in hohem Grade. Schon seit seinem achtzehenten Jahre Theilnehmer der Staatsverwaltung, ergrief er das Scepter nicht als ein Unerfahrner, und längst von seinen Lehrern auf die Fehler der väterlichen Regierung aufmerksam gemacht, richtete er gleich anfangs seine Sorgfalt auf ihre Verbesserung. Was ihm und allen jenen, die er beherrschte, zum großen Glücke gereichte, war seine Menschenkenntniß, die ihn in den Stand setzte, sich geschickte, treue und redliche Staatsdiener zu wählen. Er war freigebig, ohne verschwenderisch, gütig, ohne weichherzig zu seyn, der Geistlichkeit, als der Dienerschaft des Himmels gewogen, ohne sich von

ihr beherrschen zu lassen. Schmeicheley und Schmeichler waren ihm sehr verhaßt. Wenn daher in Opern und Cantaten, die auf seine Namens- oder Geburtstage gemacht wurden, seiner erwähnt werden mußte, so befahl er mehr als einmal ausdrücklich, die Lobsprüche auf ihn wegzulassen, weil es nicht seine Absicht wäre, Schmeicheleyen sondern Musik zu hören. Er war ein Freund von Pracht und Aufwand, und liebte das Vergnügen, besonders die Jagd, zu sehr, doch opferte er ihm seine Pflicht nicht auf. Sein Geist besaß Hoheit, sein Körper Anmuth; er war rasch in seinem Thun, kühn in seinen Entwürfen, beharrlich in ihrer Ausführung. Mit Eifer arbeitete er an der Vergrößerung seiner Macht, und die Mittel entsprachen dem Zweck, obgleich der Gerechtigkeit nicht immer. Nie lebte man in Wien fröhlicher, als während seiner Regierung, nie wurde ein Kaiser herzlicher geliebt, als Joseph von seinem Volke.

Da der neue Kaiser den Krieg gleich stark als das Ansehen seines Hauses liebte, so wurde man Leopolds Abtritt kaum in etwas anderm gewahr, als in dem lebhafteren Gange, den die gemeine Sache nahm. Vergebens aber suchte Joseph den Krieg wegen der spanischen Erbfolge, der sich über so viele entfernte Länder verbreitete, zum Vortheile seines Hauses zu beleben, so lange die Ungarn ihn im Rücken beunruhigten. Er suchte daher sogleich beim Antritt seiner Regierung sie durch Gelindigkeit und billige Anerbietungen zu besänftigen. Der Palatinus von Ungarn, Fürst Esterhasi, gab den Ständen hierüber im Namen des Kaisers eine Erklärung, welche gedruckt und überall ausgetheilt wurde, und einer seiner Feldherren im Reiche bestättigte dieselbe. Der Kaiser ließ darinn den Ungarn bekannt machen, daß er sich,

wie er bei seiner Krönung eidlich versprochen, bei dem Leben seines Vaters niemals in die ungarischen Angelegenheiten gemischt habe. Wenn daher ihre Landesordnungen auf irgend eine Art geschmälert worden seyen, so müßte es bloß denjenigen zugeschrieben werden, welche damals die Staatsgeschäfte verwaltet hätten. Es sey nicht einmal alles mit Vorwissen und Willen des verstorbenen Kaisers geschehen; er könne mithin von dem schlimmen Verfahren Anderer nicht Rede und Antwort geben. Jetzt aber, da er die Regierung völlig übernommen habe, gebe er ihnen die Versicherung, daß er alles dasjenige erfüllen werde, was er ehemals auf dem Reichstage zu Presburg angelobt und beschworen habe. Er sey auch gesonnen, baldmöglichst einen Reichstag zusammen zu berufen, welches schon die Absicht seines Vaters vor dessen Tode gewesen sey, und auf demselben jenes ältere Versprechen aufs neue zu bekräftigen. Nur möchten auch die Ungarn aufrichtig gegen ihn verfahren, und ihm ihr Begehren durch einige Abgeordnete zu wissen thun lassen.

Es scheint allerdings, daß die Mißvergnügten Ursache hatten, dieser, nicht in einer bloßen Hofsprache abgefaßten, Versicherung zu trauen, und sich einem Vergleiche zu nähern. Allein Rakoczy wollte, im Vertrauen auf seine große Macht, keine Bedingungen der Aussöhnung annehmen, sondern vorschreiben. Sobald er von Leopolds Tode Nachricht erhalten hatte, beschwor er und die vornehmsten Häupter seines Anhanges einen neuen Bund. Sie betheuerten mit einem Eide, weder Friedensvorschläge anzunehmen, noch die Waffen niederzulegen, bis dem ungarischen Adel und dem ganzen Volke seine Beschwerden abgenommen, die alten Freiheiten des Reichs, besonders das Wahlrecht, wieder hergestellt, der kirch-

liche Zustand verbessert, und einige Ordensleute vertrieben worden wären.

Beinahe ganz Ungarn stand zu dieser Zeit unter der Herrschaft des Fürsten Rakoczy, nur wenige feste Städte und Schlösser an der Donau gehorchten dem Kaiser. Der königliche Schatz hatte die Zölle, das Gold und Silber aus den Bergstädten verloren; alle diese Einkünfte besaßen die Mißvergnügten. Mit leichter Mühe konnten sie die Nothwendigkeiten des Krieges im Lande aufkaufen und Soldaten werben. Hätten sie ihre Macht anzuwenden gewußt, so würde der Kaiser mit seinen zwanzig tausend Soldaten, die theils im Felde theils in den Festungen gegen die Rebellen fochten, in sehr enge Schranken eingeschlossen worden seyn; der undisciplinirte Haufen konnte aber im freien Felde gegen die wenigen österreichischen Regimenter nicht Stand halten. Oesterreich fürchtete daher die nahe Macht des Fürsten Rakoczy in Ungarn nicht so sehr, als seine entferntere in Siebenbürgen. Der General Rabutin war hier mit seinen wenigen Truppen enge eingeschlossen, die große Entfernung des Landes erschwerte die Unterstützung, und man besorgte täglich den Verlust des ganzen Fürstenthums. Befanden sich die Rebellen einmal in ausschließendem Besitz desselben, so wuchs ihre Macht noch einmal so stark an; deswegen bemühte sich der Hof, ihnen vor allen Dingen diese Provinz wieder zu entreissen.

Zu dem Gedanken verführt, als ob Graf Siegbert Heister, der mit den Eigenschaften des Kriegers und ehrlichen Mannes die Geschmeidigkeit des Höflings wenig zu verbinden wußte, nicht Gaben genug zur Dämpfung des Brandes besitze, hatte der neue Kaiser den Grafen Herbeville an seine Stelle nach Ungarn gesandt; allein Herbeville verstand sich so

wenig

wenig als Heister auf das Geheimniß, mehr zu vollbringen, als wozu die in Händen habende Macht hinreichen wollte. Erst im August war er im Stande, von der Insel Schütt, wo das Heer sich gesammelt hatte, ins Feld zu rücken, Leopoldstadt zu entsetzen, und bei Bibersburg ein feindliches Heer auf die Flucht zu bringen. Allein dieß brachte den Rebellen im Grunde wenig Nachtheil; sie zerstreuten sich, aber sie wurden nicht aufgerieben.

Rakoczy berief inzwischen auf den ersten September einen Landtag in die Stadt Seczin, um über die gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Konföderation Berathschlagungen zu halten. Aus allen Grafschaften, aus allen königlichen Freistädten, jene wenigen ausgenommen, in welchen noch deutsche Besatzungen lagen, versammelten sich Deputirte zu Seczin. Rakoczy dankte ihnen für ihr Zutrauen gegen seine Person, und für ihr Mitwirken bei dem Abwerfen fremder Herrschaft. Er betheuerte ihnen sein uneigennütziges Verfahren im Laufe des ganzen Krieges, und sein Bestreben, das Vaterland von der Tyranney zu erlösen. Ohne sich jrgend eine Gewalt anzumaßen, überließ er es der Versammlung, ob sie mit den kaiserlichen Deputirten in Unterhandlungen treten wollte. Er legte die Macht ab, die ihm die Verbundenen durch den Eid der Treue zugeschworen hatten, und erklärte, daß er für nichts anders, als für einen Magnaten des Reichs und für einen warmen Freund seines Vaterlandes angesehen seyn wollte. Ohne sich in die äußerliche Einrichtung der Versammlung zu mischen, versprach er, alle Schlüsse derselben genau zu befolgen.

Da Rakoczy bisher auf keine Weise die Erwartungen seiner Landsleute getäuscht hatte, so wurde er abermals als Oberhaupt der Konföderation bestätti-

get,

get, und die Versammlung legte ihm den Titel eines Herzogs bei. Der Fürst nahm diesen Titel an, und wählte aus dem vom Landtage aufgesetzten Verzeichnisse der würdigsten Männer fünf und zwanzig Senatoren zu seinen Gehülfen. Jeder Anwesende schwor dem Herzoge mit dem Eid der Treue auch die Beobachtung der Statuten, er selbst legte seinen Eid als Oberhaupt der Konföderation in die Hände des Bischofs von Eger ab. Man hob ihn hierauf nach alter Landessitte auf einem Schilde in die Höhe, und zeigte ihn der Versammlung. Die Urkunde, die den Eid und die beschwornen Artikel der Konföderation enthielt, ward dreimal im Original abgefaßt und besiegelt, und einmal bei Rakoczy, das zweite Exemplar bei dem Primas von Polen, und das dritte, auf das Verlangen der Protestanten, bei dem Churfürsten von Braunschweig und Lüneburg niedergelegt. Nach der Rückkunft der Deputirten in die Gespannschaften ließ man noch überdieß in einer jeden derselben die Akte in ein Buch eintragen, und es von jedem Edelmann unterschreiben.

So war nun Rakoczy feyerlich als Herzog, Führer und Haupt der Konföderation anerkannt. Man übertrug ihm die höchste Gewalt in allen Angelegenheiten des Staats, des Krieges, der Kirche und der Finanzen bis zur gänzlichen Herstellung der ungarischen Rechte und Freiheiten; man erlaubte ihm, die Senatoren nach seinem Gefallen um Rath zu fragen, ohne sich eben an ihren Ausspruch zu binden. Die Finanzen wurden der Verwaltung eines besondern Kollegiums von vierzehen Räthen und eines Präsidenten unterworfen. Dem Herzoge und dem Senator ward die Macht, unter der Vermittlung von Großbrittanien und Holland, Frieden zu schliessen ertheilt, und jede Gespannschaft mußte zwey Agenten

am Hofe des Herzogs halten, um das Interesse derselben zu besorgen. Es ward beschlossen, daß die Jesuiten die geistlichen Beneficien, welche sie mit Unrecht erhalten hatten, der Kirche wieder zurück geben und ihre Provinz von der österreichischen trennen, oder aus dem Reiche gehen sollten, wenn sie sich dieser Verordnung nicht unterwerfen wollten. Die siebenbürgischen Stände sollten zur Konföderation eingeladen, und jeder Ungar aus dem Lande gejagt werden, der sie nicht anerkennen würde.

6.

Der Kaiser nimmt Siebenbürgen in Besitz, Rakoczy spielt aber in Ungarn den Meister. Fruchtlose Unterhandlungen.

Der General Herbeville bot inzwischen alle seine Kräfte auf, den weiten Weg nach Siebenbürgen zurückzulegen, wohin ihn die drohendste Gefahr rief, da Rakoczy, zur Behauptung seiner fürstlichen Würde in diesem Lande, bereits auf den siebenzehenten November die Huldigung angesagt hatte. Der kaiserliche General zog sich mit fünfzehen tausend Mann zur Rechten der Donau hinab nach Ofen, von da in drückender Sonnenhitze durch verbrannte Ebenen über Ketskemet nach der Theis, und als diese oberhalb Segedin überschritten war, nach der obern Körös, das aufs äußerste gebrachte Groswaradein zu befreien. Nicht leicht hatte ein Heer so viel ausgestanden, als das kaiserliche auf diesem fernen Zuge. Durst und Hunger raubten ihm die Kräfte, vielen selbst das Leben; überall, wo sie hinkamen, fanden sie verlassene Häuser, nirgend Erquickung und Ruhe; denn vor ihnen her hatte der Feind alle Einwohner mit ihrer

Habe

Habe in die Wälder geschickt, und um sie her schwärmten seine streifende Haufen. Gänzlich erschöpft kam endlich das Heer, durch einige tausend Raizen verstärkt, vor Waradein an, und grief dann nach kurzer Erholung den Fürsten Rakoczy an, der mit dem Kern seiner Macht bei Sibo den Eingang nach Siebenbürgen vertheidigte. Er ward aufs Haupt geschlagen, schrecklich rächte sich der kaiserliche Soldat für die ausgestandene Mühe. Die Reuterey verfolgte die Flüchtigen und hieb alles nieder, was sie erreichen konnte. Acht und zwanzig Kanonen, fünfzig Fahnen, die ganze Bagage der Feinde ward erbeutet; ihr Verlust stieg auf vier tausend Mann an Getödteten.

Dieser Sieg eröffnete den Deutschen den Eingang nach Siebenbürgen. Die Blokade von Herrmannstadt ward aufgehoben, die Rebellen verliefen sich, und Rakoczy ward gezwungen, das Fürstenthum zu räumen und sich nach Ungarn zu begeben. Herbeville vertheilte seine Armee in verschiedene Haufen, welche die vornehmsten Plätze ohne großen Widerstand besetzten. Ganz Siebenbürgen erkannte in kurzer Zeit die Oberherrschaft des Kaisers.

Während Rakoczy in Siebenbürgen unterlag, spielte er in Ungarn den Meister, und richtete in diesem unglücklichen Lande furchtbare Verheerungen an. Indem er selbst mit seinem Hauptheere an der Donau stund, hielten seine ausgesandten Haufen theils alle Festungen an der Theis umschlossen, theils suchten sie mitten im Winter die österreichischen, die steyerischen und mährischen Grenzen mit Feuer und Schwerdt heim. In Niederungarn ängstigten achttausend Insurgenten, von Graf Bathiany geführt, Oedenburg mit einer Belagerung, die der Stadt mit Bomben und Stürmen den Untergang drohte. Un-

vermögend den Widerstand der tapfern Oedenburger zu brechen, vertauschte Bathiany das schwere Geschäft mit dem leichtern, die umliegenden Comitate zu verwüsten, und bis an die Leitha seine blutigen Waffen zu verbreiten. Ein Haufe drang auf Eisenstadt los, ein zweiter warf sich auf Altenburg und nahm es mit beträchtlichen Magazinen, welche die Kaiserlichen hier angelegt hatten. Zu gleicher Zeit ergoß sich ein Heer von sechstausend Mann mit allem Unglück dieses verwüstenden Krieges über Mähren, und ein anderes betrieb die Eroberung der Schüttinseln mit großem Nachdruck.

Alle diese kühnen Unternehmungen der Mißvergnügten, denen die kaiserlichen Truppen nirgend einen hinreichenden Widerstand entgegen setzen konnten, ließen den Kaiser Joseph recht sehnlich wünschen, den verderblichen Krieg einmal geendigt zu sehen. Außer ihm selbst bemühten sich schon seit einiger Zeit England und Holland, ihn durch einen Vergleich beizulegen. Ein Waffenstillstand, worüber man vor allem zu unterhandeln beschloß, sollte der Vorläufer des Definitivfriedens seyn. Beide Partheyen, so wie die Gesandten der vermittelnden Mächte, trafen bereits Anstalten zu einem Kongreß, beide hatten bereits ihre Bevollmächtigten ernannt; leider aber entstanden schon Irrungen, ehe man noch wußte, wo man sich versammeln würde, und es zeigte sich daher schon vor dem Anfange der Unterhandlungen, wie wenig man sich von denselben versprechen dürfe. Der Hof sowohl als die Vermittler wählten Tyrnau zum Kongresse; alle Personen hatten sich schon hier versammelt, als es auf einmal den kaiserlichen Gesandten einfiel, es würde besser seyn, wenn die Bevollmächtigten des Kaisers zu Presburg, und die Kommissarien der Ungarn zu St. Georgen, jede Parthey

von

von der andern getrennt, sich aufhielte. Dieser Ausweg sollte alle Irrungen entfernen, welche unter den Abgeordneten selbst oder unter ihren Dienern entstehen könnten. Die vermittelnden Minister wollten in der einen oder der andern Stadt ihren Aufenthalt nehmen; zu der erstern schienen sie jedoch, weil sie von Wien weniger entfernt war, am meisten geneigt zu seyn.

Ein solcher Antrag kam den Ungarn, da die Bestimmung des Orts einmal festgesetzt war, sonderbar vor; sie erklärten ihn für eine absichtliche Tödtung der Zeit, und verweigerten ihre Einwilligung geradezu. Die kaiserlichen Bevollmächtigten verlangten hierauf, die Ungarn sollten ihre Foderungen schriftlich nach Wien schicken; aber auch dieses Ansinnen ward von ihnen abgelehnt. Sie sagten: selbst die Vermittler hätten die Sachen für schwieriger erklärt, als daß sie durch Briefe geordnet werden könnten. Ueberdieß sey das Uebersenden ihrer Klagen ohne Endzweck, wenn der Waffenstillstand nicht vorher beliebt worden wäre. Den Ungarn schien es überdieß nicht hinlänglich, daß die Annahme der Vermittlung der Seemächte nur von der österreichischen Kanzley, und nicht vom Kaiser in einem förmlichen Instrument mit eigenhändiger Unterschrift ausgestellt worden sey.

So verstrich die Zeit unter lauter Streitigkeiten, und es geschah weiter nichts, als daß die ungarischen Deputirten endlich die Präliminarartikel übergaben, die aber nicht angenommen wurden. Der Waffenstillstand kam also nicht zu Stande, und im Januar des Jahres ein tausend siebenhundert und sechs nahmen die Feindseligkeiten wieder ihren Anfang. Im Grunde hatten sie gar nicht aufgehört. Die Kaiserlichen eroberten in Siebenbürgen die Bergfe-

stung

ung Deva, und überfielen den Grafen Karoly. Rakoczy bereitete sich zur Belagerung von Gran. Die Waffen ertönten in allen Gegenden von Ungarn zu gleicher Zeit; die Deutschen wußten nicht, wo sie sich zuerst hinwenden sollten. Ein Korps der Konföderirten streifte an der Leitha und bedrohte die Grenze von Oesterreich mit Feuer und Schwerdt, ein anderes drang an der Mur gegen Steiermark vor, ein drittes verwüstete Sclavonien. Mähren und ein Theil von Schlesien ward der Verheerung ausgesetzt. Die Hauptstärke der Mißvergnügten lag mitten in Ungarn, damit sie sich plötzlich dorthin wenden könnten, wo sie Hoffnung oder Gefahr hinrief. Einem Haufen derselben gelang es sogar, bis nach Neustadt vorzudringen, und einige Dörfer in der Nähe von Laxemburg in Brand zu stecken. Alles Landvolk ergrief voll Angst die Flucht nach Wien; jedermann glaubte die Rebellen beinahe schon in die Hauptstadt hineinstürmen zu sehen, und zwar in weit größerer Zahl, als sie sich in der Nachbarschaft gezeigt hatten. Es entstand ein Murren über die schlechten Vertheidigungsanstalten, man klagte über die Entfernung des Feldmarschalls Heister von der Armee in Ungarn. Die Wiener hielten diesen ganz allein für den Mann, der mit einem kleinen Heere die Ueberlegenheit der Rebellen vereiteln könne. Er ward auch wirklich aus Steiermark hervorgerufen, und rückte über die Leitha nach Sarvarien vor. Schon hier setzte die Nachricht von des Feindes Stärke und Streitlust seinen Schritten ein Ziel, und als überdieß das von dem geschmolzenen Schnee grundlos gewordene Erdreich ihn großer Unbequemlichkeit, der Mangel an Volk und Bedürfnissen ihn noch größerer Gefahr aussetzte, wich er nach der Leitha zurück. Kaum sahen ihn die Konförderirten sich

aus

aus dem Wege gehen, als sie die österreichische Grenze abermals in Flammen setzten, mit leichten Reuterhaufen sich bis unter die Mauren von Neustadt wagten, und bis in die Nähe von Laxenburg Dörfer und Flecken niederbrannten.

7.

Waffenstillstand. Unterhandlungen zu Tyrnau.

Da von allen Seiten nichts als Gefahr drohte, und der Kaiser selbst in seiner Residenz durch das Klaggeschrey der einströmenden Flüchtlinge beunruhiget wurde, so machten die Vermittler einen neuen Versuch, eine Versöhnung zu stiften. Weil die Furcht, daß das Haus Oesterreich die Grundgesetze der alten Verfassung der Ungarn umstürzen dürfte, der vornehmste Beweggrund ihres Aufstandes war, so erklärte der Kaiser, um die Unterhandlungen zu erleichtern, öffentlich, „daß er keineswegs gedenke, sich eine absolute und despotische Herrschaft in Ungarn zuzueignen, sondern ungeachtet seines Erbfolgerechtes in dem Königreiche die Gesetze und Statuten desselben beobachten, und alle seine getreuen Unterthanen in ihren Rechten und Freiheiten handhaben werde."

Diese Zusicherung war zwar nicht im Stande, das tief eingewurzelte Mißtrauen der Ungarn zu heben, wirkte aber doch so viel, daß sie sich nicht abgeneigt bezeugten, die Unterhandlungen zu erneuren. Ein Waffenstillstand schien ihnen das schicklichste Mittel, den Frieden vorzubereiten, und der holländische Gesandte begab sich, mit Bewilligung des Kaisers, als Vermittler nach Tyrnau, um den Mißvergnügten die Bedingungen vorzulegen, unter welchen

der

der Kaiser geneigt wäre, einen Waffenstillstand einzugehen. Aber diese Bedingungen waren freilich von der Art, daß ihre Unbilligkeit sogleich in die Augen fiel. Der Kaiser verlangte die Freiheit, während der Waffenruhe alle seine Plätze in Ungarn frisch mit Lebensmitteln zu versehen, auch foderte er, daß die Insurgenten ihre Truppen über die Donau und Waag zurückziehen sollten. Diese aber erklärten, schon der Begriff des Wortes bringe nichts als die Ruhe der Waffen mit sich; jeder Theil sollte sich also mit dem ruhigen Besitz seiner Provinz begnügen, denn käme der Friede nicht zu Stande, so würden sich die Ungarn selbst aller der Vortheile beraubt haben, die sie mit so viel Aufwand von Mühe und Zeit erworben hätten. Schon äußerten sich unter ihnen wieder unruhige Bewegungen, welche den Kaiser bestimmten, seine Bedingungen in so weit zu mildern, daß er nun die Ungarn nicht mehr verpflichten wollte, ihre Truppen über die Waag zurückzuziehen, und daß er die Verproviantirung seiner festen Plätze auf Tremzin und Leopoldstadt einschränkte.

Der Waffenstillstand wurde am vierzehenten April des Jahres ein tausend siebenhundert und sechs geschlossen, und sogleich nahmen die Unterhandlungen zu Tyrnau ihren Anfang. Um alles zu entfernen, was eine Trennung der Gemüther unterhalten konnte, befahl der Kaiser, daß die im Aufstande begriffenen Ungarn in Zeitungen und Flugschriften nicht mehr Rebellen, sondern Mißvergnügte oder Konföderirte genannt werden sollten. Weil man sich von den Unterhandlungen am ehesten einen guten Erfolg versprechen konnte, wenn das Oberhaupt Rakoczy gewonnen wäre, so erlaubte der Kaiser seiner Gemahlinn und Schwester sich zu ihm nach Ungarn zu begeben. Von den sanften, einschmeichelnden Vorstel-

lungen

lungen einer zärtlichen Gattinn und einer geliebten Schwester hoffte er eine bessere Wirkung, als von den trockenen Unterhandlungen und Staatsgründen. Ferner versuchte Rakoczys alter vertrauter Freund, der Graf von Wratislau, ihn durch eine persönliche Unterredung zu Neuhäusel, und durch die Bande der engen Freundschaft an sich zu ziehen. Er stellte ihm nicht nur die verderblichen Folgen vor, wenn er bei seinen Unternehmungen beharrte, sondern er verbürgte ihm auch die Erlangung großer Vortheile, wenn er von seinen Ansprüchen auf Siebenbürgen abstehen wollte. Im Namen des Kaisers bot er ihm, unter dieser Voraussetzung, die Markgrafschaft Burgau als ein deutsches stimmfähiges Reichslehen, den sichern Besitz seiner ungarischen Güter und noch andere Vortheile an.

Rakoczy sah recht gut ein, wie viel er bei solchen Anerbietungen für seine Person gewinnen würde, aber er ließ sich dadurch nicht bestimmen, etwas zu bewilligen, das seinem Vaterlande Nachtheile brächte. Der eben so staatskluge als patriotische Fürst erkannte wohl, daß die ungarische Freiheit der Willkühr der kaiserlichen Minister preisgegeben wäre, wenn Siebenbürgen keinen besondern Fürsten hätte. Er erbot sich, das Fürstenthum den Ständen zurückzugeben, wenn diesen gestattet würde, einen neuen freien Fürsten zu wählen, und betheuerte, daß er die Waffen nicht aus Eigennutz, sondern aus Eifer für die ungarische Freiheit führe. Diese könne aber nicht bestehen, wenn Siebenbürgen den Kaiser für seinen Herrn erkenne. Wirklich hatte die Verfassung dieses Landes den größten Einfluß in die Freiheit der ungarischen Nation. Die Geschichte zeigt, daß die mißvergnügten Ungarn allzeit eine mächtige Stütze besassen, und im Nothfall einen Türkenkrieg erregen konn-

konnten, wenn Siebenbürgen einen eigenen Fürsten hatte, der mit der ottomannischen Pforte in Verbindung stand.

Die kaiserlichen Minister waren auf keine Weise zu bewegen, Rakoczys Forderungen zu genügen, und dieser ließ sich durch keine Rücksicht auf persönlichen Vortheil bestimmen, etwas zu bewilligen, das seinem Vaterlande Gefahr brächte. Gemahlinn, Schwester und Freund brmühten sich vergebens, seine Standhaftkeit zu erschüttern. Die Aufrichtigkeit des Wiener Kabinets wurde den Bevollmächtigten der ungarischen Nation überhaupt verdächtig, und sie glaubten zu bemerken, daß man nur Zeit zu gewinnen suche, um vom Rhein und aus Siebenbürgen her eine hinlängliche Macht zusammen zu ziehen, und dann mit Waffengewalt die Widerspenstigen der königlichen Willkühr zu unterwerfen. Schon die Wahl der kaiserlichen Bevollmächtigten zur Friedensstiftung schwächte die Hoffnung eines glücklichen Ausganges, und die Langsamkeit, mit der man von Seiten des Hofes auf die Foderungen der Konföderirten antwortete, verstattete einen traurigen Blick auf seine Politik. Freilich standen diese Forderungen, welche die Ungarn zu Tyrnau den vermittelnden Gesandten überreichten, mit den zu Wien gemachten Entwürfen in geradem Widerspruch. „Man verlangte für Siebenbürgen, außer dem freien Wahlrecht, gänzliche Absonderung von der österreichischen Herrschaft, für Ungarn die Widerrufung der auf den letzten Reichstagen von dem Kaiser Leopold durchgesetzten Beschlüsse, die Bestimmung der Thronfolge durch einen neuen Reichstag, Entfernung der ausländischen Miliz und der Jesuiten, Herstellung des Andreasischen Decrets, *) und

*) Der König Andreas der Zweite von Ungarn war im Jahr ein tausend zwei hundert und zwei und zwanzig von den

und des alten Ansehens der Reichsbeamten; Anstellung eines Großfeldherrns, eines Schatzmeisters, eines Reichskanzlers, Besetzung aller Reichsstellen mit Eingebohrnen, Freiheit der Religionsübung, Achtung gegen die Freiheitsbriefe des Adels und der Reichsstädte, Verwendung der gesetzmässig ausgeschriebenen Auflagen zum Besten des Landes."

Die Ungarn verlangten mit dem allen nicht mehr, als was sie ehedem genossen, und durch eigenmächtige Eingriffe des Hofes, meistens unter Leopolds Regierung, verloren hatten. Die Verhandelnden waren aber in ihren Wünschen und Ansprüchen sehr verschieden. Weit entfernet, weder durch Zurückgabe usurpirter Rechte, noch durch Nachgiebigkeit in den Hauptsätzen, welche die Billigkeit und jetzt auch die Klugheit geheischt hätte, den greuelvollen Kriegsschauplatz in diesem Königreiche zu verschliessen, ertheilte der Kaiserhof durch seine Bevollmächtigten eine Antwort, welche die Aussicht zu einer friedlichen Uebereinkunft fast gänzlich verschloß. Ein Theil der Foderungen ward gänzlich abgeschlagen, fast alle übrigen auf einen künftigen Reichstag verwiesen, wo man durch gewöhnliche Hofkünste bei den bisherigen Anmaßungen sich zu behaupten hoffte, und so blieb für die

---

Mißvergnügten im Reiche gezwungen worden, ein Decret zu geben, wodurch die königl. Macht sehr eingeschränkt wurde, und welches als die Grundlage der ungarischen Freiheit anzusehen ist. Er mußte den geistlichen und weltlichen Großen das Recht zugestehen, dem Könige zu widersprechen und sich zu widersetzen, wenn er ihre Freiheiten verletzen würde. Kein Edelmann sollte künftig eher gefangen gesetzt oder bestraft werden, als bis einer eines Verbrechens vor Gericht überführt worden wäre; die Güter der Geistlichen und Edelleute sollten von allen Steuren frei seyn; keine Ausländer sollten ohne Einwilligung der Reichsstände wichtige Aemter erhalten, u. dgl. m.

die eröffnete Negociation beinahe nichts zu thun übrig. Siebenbürgen insbesondere gab man in Wien für eine eroberte Provinz aus, und wollte es als eine solche beherrschen. Rakoczy beharrte bei seiner Bereitwilligkeit, seine gegründete Ansprüche auf dieses Fürstenthum der öffentlichen Wohlfahrt aufzuopfern. Wenn aber, nach dem kaiserlichen Ansinnen, die ungarische Konföderation von den siebenbürgischen Ständen sich trennen, wenn die letztern bewegt werden sollten, dem kaiserlichen Scepter sich zu unterwerfen, so war eine Zusammenkunft sämmtlicher Stände beides zur Berathschlagung über eine so wichtige Sache, und zur Aufsuchung schicklicher Beruhigungsmittel für Siebenbürgen unumgänglich; unumgänglich also auch, damit dieß alles geschehen könnte, eine Verlängerung des seinem Ende nahen Waffenstillstandes. Die Ungarn trugen darauf an, die Vermittler drangen mit lebhaften Vorstellungen in die kaiserliche Kommission; schon hatte Rakoczy die Einladungsschriften zur Versammlung nach Selchin unterzeichnet, die beiden Gesandten von Holland und England versprachen sich einen guten Erfolg, als die spat einlaufende Antwort von Wien alle Hoffnung niederschlug, alle Löschungsmittel des schröcklichen Brandes vereitelte. Die Verstärkungstruppen vom Rhein in der Nähe, ein Hülfsheer aus Siebenbürgen auf dem Marsch, glaubte das kaiserliche Kabinet, sich einer längern Verstellung überheben zu dürfen. Nur wenn die Ungarn von Siebenbürgen sich nicht nur losagten, sondern auch die bestehende kaiserliche Verwaltung dieser Provinz in allem genehmigten, wollte man eine Verlängerung der Waffenruhe bewilligen.

Da unter diesen Umständen keine Annäherung zu erwarten war, so verließen die Ungarn Tyrnau, entschlossen, die Ketten, welche die Güte nicht hatte

tren-

trennen können, mit den Waffen zu zerbrechen. Unverholen tadelten die Vermittler, besonders der holländische Gesandte Almelo, das Benehmen des Kaiserhofes und seiner Bevollmächtigten, welches der stolze Graf Wratislau, ein Feind der Ungarn, so tief empfand, daß er in seinem Unwillen äußerte, er wundere sich nicht, daß Almelo den Ungarn das Wort rede, denn er, (der Holländer) sey ja, wie diese, ein Rebell. Mit gleicher Aufwallung, die Hand an den Degen, erwiederte Almelo: „und Sie, Sie sind ein dummer Hans." — Freimüthig erklärten die beiden vermittelnden Gesandten von Holland und England vor dem Kaiser, nur eine kurze Verlängerung des Waffenstillstandes und einige Mäßigung in seinem Verlangen, würde Ungarn und Siebenbürgen zum Gehorsam zurückgebracht haben. „Aber, fuhren sie fort, die Vorstellungen Ihrer Generale und Minister haben uns die Ehre geraubt, Ihnen in glücklicher Beilegung dieser großen Angelegenheit dienen zu können." So verleiteten diese Männer ihren Herrn aus den niedrigsten Absichten zur Ungerechtigkeit gegen sein Volk; so luden sie mit unerweichlicher Hartherzigkeit alle die Thränen, die Blutschulden und Unthaten auf sich, welche der mit neuer Wuth ausbrechende Krieg schröcklich häufte.

8.

Neuer Ausbruch der Feindseligkeiten. Feldzug im Jahr 1706.

Das Oberkommando der kaiserlichen Armee in Ungarn erhielt der Feldmarschall Stahrenberg, dessen in Italien erprobte Kriegstalente Hoffnung zu glücklichen Unternehmungen gaben. Ein Abgang von acht-

achttausend Mann, welche zum Schutz der deutschen Erbländer sich auf die Grenzen stellten, und wodurch sein Heer auf zwei tausend fünfhundert Fußgänger und zwei tausend Reuter herabkam, wurde durch ein Aufgebot, das der Bannus von Croatien, und durch ein zweites, das der Statthalter zu Essek an die Raizen ergehen ließ, wenigstens der Zahl nach wieder ersetzt. Die vom Rhein gerufenen Regimenter kamen ebenfalls herbei, und Graf Rabutin wurde mit fünf Regimentern aus Siebenbürgen erwartet. Sobald dieser bis zu den Bergstädten vorgedrungen wäre, wollte man mit vereinter Kraft die Unterwerfung Oberungarns vornehmen, bis dahin aber Raab von seiner Umschliessung, und die beiden Schüttinseln von dem Feinde befreien.

Nachdem Stahrenberg das Heer bei Preßburg versammelt, und die Stände der angrenzenden Erbländer zu thätiger Mitwirkung, im Fall feindlicher Ueberfälle, während seiner Abwesenheit aber, zu geduldiger Ertragung des Uebels ermahnt hatte, setzte er sich mit Ausgang des Julius in Bewegung. Graf Palffy zog mit der Reuterey voraus, setzte bei Nagy Magyno auf die große Schüttinsel, schlug die Uferwächter und baute bei Bistorp eine Brücke, auf welcher Stahrenberg sein Fußvolk überführte. Kaum aber waren zur Eroberung der Insel einige Schritte geschehen, als das von allen Gegenden herdringende Hülferufen das Werk schon in seinem Anfange unterbrach. Ein Heerhaufen der Insurgenten rennte gegen Mähren an, ein zweiter verwüstete Niederungarn, ein dritter überstieg die Linien von Oedenburg, ein vierter stürzte auf ein Korps von drei tausend Mann, das an der steyerschen Grenze stund, rieb es auf und nahm den General selbst gefangen. Mit dem Hauptheer unternahm Rakoczy die Belagerung

von

von Gran, die er so hitzig führte, daß die Stadt sich in Kurzem auf das äußerste gebracht sah. Stahrenberg lag mit einem Korps auf der Insel Schütt, aber von Rakoczys weit überlegener Macht unterrichtet, konnte er nicht verhindern, daß dieser die Festung im Sturm einnahm. Sehr richtig hatte der kaiserliche General vermuthet, daß der Feind nach geschehener Eroberung sich sogleich nach andern Gegenden wenden werde, und kaum war dieß erfolgt, als Stahremberg mit dem kaiserlichen Heere vor Gran erschien, welches, noch in den Umständen, worein es die Belagerung gesetzt hatte, keiner Vertheidigung fähig, sich nach kurzem Widerstande ergab.

Sehnlich sah nun Stahrenberg der Ankunft des siebenbürgischen Korps unter Rabutin entgegen, um auf entscheidende Unternehmungen ausgehen zu können. Allein Rabutin kam nicht, und Stahrenberg sah, nachdem er im Feldlager bei Comorn einige Wochen umsonst auf Nachrichten von ihm gewartet hatte, nichts für sich übrig, als die bald verhungerte Leopoldstadt mit den fehlenden Bedürfnissen zu versehen, und dann den Feldzug zu beschliessen.

Sobald General Rabutin die Wahl Rakoczys zum Fürsten von Siebenbürgen hatte vernichten lassen, traf er Anstalten, dem kaiserlichen Befehle zufolge, mit einem Theile des siebenbürgischen Heeres sich mit Stahrenberg zu vereinigen. Noch vor völligem Ablaufe des Waffenstillstandes hatte er mit zwei Fuß- und drei Reuterregimentern den Marsch nach Waradein angetreten, von wo er, mit einem Raizenheer vereint, das von Arad kommen sollte, gerade nach Szolmk an der Theis zu marschiren gedachte. Aber gleich der Anfang des Marsches war mit Schwierigkeiten verknüpft, welche der Fortsetzung desselben nichts Gutes versprachen. Ein feindlicher Haufe hin-

derte

derte durch seine bei Jenö genommene Stellung den Marsch der Raizen, nur eilfhundert Husaren verstärkten bei Waradein Rabutins kleine Macht. In erstickender Hitze mußte er einen Umweg über Csongrad nehmen, und bei seiner Ankunft an diesem Orte die Erfahrung machen, daß die Proviantverwalter, die zu Szegedin zwanzig tausend Fässer Mehl bereit halten sollten, nicht mehr als zweitausend acht hundert zusammen gebracht hätten.

Obgleich schon dieser einzige Umstand hinreichte, Rabutins beschlossene Operationen gegen Kaschau zu vereiteln, so kamen doch noch andere Schwierigkeiten hinzu, die das Heer in die fürchterlichsten Bedrängnisse setzten. Rabutin fand Szolnok, das seine Soldaten hatte erquicken sollen, Menschenleer und in Flammen; Rakoczy eilte mit zwölf tausend Mann, dem Kern seiner Macht, von Gran her, und besetzte den nahen Paß bei St. Georg. Nicht Thatenlust, sondern quälender Hunger nöthigte die Kaiserlichen, im Angesicht eines überlegenen Feindes den Zug von Szolnok nach Kaschau anzutreten.

Rakoczys Truppen waren nie thätiger gewesen als jetzt. Ohne mit den Waffen Rabutins Marsch aufzuhalten, glaubten sie ihn mit mehr Gewißheit und geringerer Gefahr zu Grunde richten zu können. Ihm voraus, ihm zur Seite mußten alle Einwohner der Dörfer und Städte mit allem beweglichen Gut ihre Wohnungen verlassen; was zurückblieb, gieng zugleich mit den Gebäuden im Feuer auf. Rakoczy selbst ließ seine Vorräthe und alle Mühlen vernichten, so daß weit und breit nichts blieb, wovon ein Mensch hätte leben können. Ueberall wo er hinsahe Rauchsäulen und Feuerwolken, überall wo er hinkam glühende Aschenhaufen statt menschlicher Wohnungen, öde Städte, wüste Felder, fieng Rabutin an,

an, dem Hungertode seines Volks entgegen zu sehen. Aufgebracht über so viele Beweise der ausgelassensten Feindschaft, befahl er, die nicht unbeträchtliche Stadt Miskoczyn in Brand zu stecken; aber das konnte weder die Ungarn noch seine Lage bessern. Die Raizen allein, von denen dreitausend Mann zu dem Heere gestossen waren, brachten vermittelst ihrer weiten und schnellen Streifzüge noch einige Lebensmittel herbei; aber da sie Geld verlangten, und Rabutin es nicht geben konnte, drangen sie auf ihre Entlassung. Es kostete gute Worte, diese einzigen Ernährer des Heeres zurückzuhalten, und meist nur diesem Umstande dankte es der General, daß er, obgleich ermattet und nach großem Zeitverlust, am ersten October vor Kaschau, der Hauptstadt Oberungarns, ankam.

Wenn die Vorrathshäuser in Szegedin, dem Befehle gemäß, gefüllt gewesen wären, und wenn nicht der Mangel an Lebensmitteln den Marsch der Deutschen nach Kaschau aufgehalten, und somit dem Feinde Zeit genug zur Versorgung dieses Platzes gegeben hätte, so würde ohne Zweifel derselbe sich nach keinem, oder nach einem geringen Widerstande ergeben haben. Jedoch so wenig auch die vier tausend Mann starke Besatzung dem General Rabutin zu hoffen gab, so ließ er gleichwohl die Belagerung eröffnen. Zehen Tage hatte er sie mit gutem Erfolge fortgesetzt, als Mangel und schlimme Witterung ihn nöthigten, auch von diesem Vorhaben abzustehen. Zu schwach, um mit dem wohlgestellten Feinde ein Treffen zu wagen, beschloß er nach Eperies zu gehen; aber nicht so bald errieth Rakoczy das Vorhaben, als die Gegend dahin in Flammen stund. Auch nach Tokai, wohin der General seinen Marsch nun richtete, sandte ihm der grausame Feind die Verhee-

rung voraus, und kaum wurde die Einäscherung von Tokai durch die Niederlage abgewendet, welche der Oberst Tige dem zu diesem Geschäft abgegangenen Heerhaufen an dem Fluß Bodrog noch zu rechter Zeit beibrachte. Nach kurzer Rast zu Tokai kam Rabutin mit der Armee nach Debreczyn, ungewisser als je, wozu er sich entschliessen sollte. In Siebenbürgen den Winter mit allen Truppen hinzubringen, überstieg die Kräfte der verödeten Provinz; in einer andern Gegend sich Quartiere zu machen, überstieg die Kräfte der Truppen; von Wien auf Hülfe zu hoffen, wäre thöricht gewesen, da seit mehreren Monaten nicht einmal ein Brief von daher durchgekommen war.

In dieser Unentschlossenheit kam endlich der Befehl des Kaiserhofes, unverzüglich nach Ofen zu gehen, um Niederungarn sichern zu helfen, und im Frühjahr sogleich bei der Hand zu seyn. Das Jahr verfloß, ehe Rabutin zu einem so weiten Marsch sich in den Stand setzen konnte. Nachdem er den tapfern Tige mit zweitausend Reutern nach Siebenbürgen zurückgesendet hatte, trat er mit den übrigen Truppen in schneidender Kälte den Zug nach der Donau an, und ließ endlich zwischen Stuhlweissenburg und Simonthorna das sich nicht mehr ähnliche Heer nach einem halbjährigen Feldzuge in die Winterruhe gehen.

Bisher hatten die Ungarn, ihrer Konföderation ungeachtet, sich noch nicht gänzlich der Oberhoheit des Kaisers entzogen. Jetzt aber erklärten sie, hauptsächlich auf Frankreichs Betrieb, den Huldigungseid für erloschen, weil der Kaiser die Beschwerden der Nation zu Tyrnau nicht hatte heben wollen. Rakoczy vertheilte ganz Ungarn in fünf Generalate Jedes von diesen bekam einen General, einen Generallieutenant,

lieutenant, einen Provinzialkommissair, einen Auditeur, verschiedene geringere Gerichtspersonen und Hebungsbediente. Die Soldaten wurden aus den Regimentern vertauscht, damit jeder unter das Generalat kam, in dessen Bezirk er wohnte; hierauf belegte der Senat alle Generalate zusammen mit einer Lieferung an Landesprodukten von zwey Millionen an Werth. Diese Produkte ließen die Kommissaire zu Montirungsstücken im Lande verarbeiten; der Ueberfluß ward nebst den zur Kleidung und Rüstung untauglichen Dingen an die Nachbarn für Silber und andere Bedürfnisse umgesetzt. Durch diese Vorkehrungen erhielt zwar Rakozy eine besser gekleidete Armee, aber die Verarmung nahm immer mehr zu.

9.

Der Feldzug im Jahr 1707. Schlimme Lage der kaiserlichen Armee. Siebenbürgen dem Abfalle nahe.

Der Krieg, diese schröcklichste aller menschlichen Plagen, behielt noch ferner in Ungarn seinen zerstörenden Charakter. Das schwere Loos des unglücklichen Landes ward durch kein Haupttreffen entschieden; der Krieg wüthete an mehreren Orten zu gleicher Zeit. Man konnte keinen festen Plan bei den Operationen zum Grunde legen; keine Armee bot ihrer Gegnerin eine förmliche Schlacht an. In dem ganzen Feldzuge ward keine berühmte Belagerung unternommen; das Land ward blos durch Streifereyen verheert. Der schwer gerüstete deutsche Soldat erreichte den flüchtigen Ungar nicht; dieser schonte sich im Scharmützel für neue Auftritte. Bei solchen Maaßregeln

war es den Mißvergnügten leicht, die Tapferkeit der kleinen Zahl der Deutschen zu vereiteln. Jene legten die größte Stärke ihrer Macht an die Grenze von Steiermark, Oesterreich und Mähren, und ersetzten durch die Mehrheit der Köpfe den Abgang des kriegerischen Muthes. Allein drei Provinzen drohte die Verwüstung auf einmal. Ward auch ein Haufe gesprengt, so vereinigte er sich bald wieder am bestimmten Orte. Wenn der größere Druck der Deutschen die Mißvergnügten von einer Seite der Donau vertrieb, so flohen diese auf die andere, und ermüdeten durch ihr Herumschweifen die ersten, welche gewöhnlich die Streifzüge scheuten, und lieber bis zur absichtsvollen That in ihrem Lager liegen blieben. Damit aber auch diese vernichtet, und das Vorrücken in das Herz des Königreichs vereitelt werden möchte, so nahmen die Ungarn immer eine solche Stellung, daß sie die marschirende Armee leicht im Rücken beunruhigen konnten.

Der König Ludwig der Vierzehente von Frankreich, der mit den Mißvergnügten in fortdaurender Verbindung blieb, unterstützte sie bei allen ihren Unternehmungen, durch Rath, Geld und Mannschaft. So schickte er ihnen im Anfange des Jahres ein tausend siebenhundert und sieben durch Polen hundert und fünfzig Officiere mit tausend gemeinen Soldaten, welche zugleich eine ansehnliche Summe Geld bei sich hatten. Allein bei allen diesen Vortheilen hatte die konföderirte Armee doch auch große Mängel in sich selbst. Der Krieg war mit großer Hitze ausgebrochen; jetzt schien er allmählich kälter zu werden, und zwar gerade durch ein Mittel, das ihn anzufachen bestimmt war.

Das auflodernde Feuer der Gemüther hatte anfangs mancherlei Unordnungen erzeugt; die Herstel-

lung

lung der Regelmäßigkeit, als das beste Mittel zur Erreichung eines sicheren Zieles, erstickte das Aufbrausen des Bluts und kühlte es in seinem Laufe ab. An die Stelle der ersten rohen, dem Trunke ergebenen und ungeschliffenen, aber bei dem gemeinen Mann in Ansehen stehenden Befehlshaber, rückten besser gesittete und zur Einführung der Mannszucht geschicktere Officiere ein, welche sich bei den Truppen in Ehrfurcht setzen, und die Rechnungen bei den Regimentern und Kompagnien führen konnten, allein in der Kriegskunst waren sie eben so unwissend als die vorigen. Sie wurden überdieß von den Soldaten weder geliebt noch geschätzt. Alles fieng an sich Equipagen, einen Troß und Wagen anzuschaffen. Der Adel gewann eine immer größere Macht über seine Unterthanen, und brachte diesen eine Abneigung gegen den Krieg bei, um sie zu seiner eigenen Arbeit besser gebrauchen zu können. Die Regimenter wurden von Tag zu Tag schwächer. Wenn der Soldat sich mit Beute bereichert hatte, so wünschte er dieselbe in Ruhe zu genießen; er ergrief also jede Gelegenheit, die sich zur Rückkehr in seine Heimat anbot. Er sträubte sich, seinen Kopf unter die Strafgesetze der neuen Kriegszucht zu beugen; nur Gewalt brachte ihn zum Regimente zurück. Beim Ausbruche des Krieges entfernte die Blokade der verschiedenen Schlösser und Städte den kriegerischen Pöbel nur sehr wenig von seinem Heerde; mit leichter Mühe und ohne Gefahr bemächtigte er sich des Viehes des in die Festungen eingeschlossenen Landesherrn; die Uebergabe dieser Plätze zwang ihn hingegen, sich zur entfernten Armee zu begeben, bei welcher nichts zu gewinnen war. Die Waffen sowohl als das Pferd gehörten dem Streiter eigenthümlich, allein dieß erzeugte einen Unwillen gegen ermüdende Märsche, ge-

gen

das Parteigehen und Futtersammeln. So schreckte die geringste Unannehmlichkeit, die der Krieg nothwendig begleitet, den Soldaten von demselben ab.

Die übrigen Einrichtungen, welche Rakoczy bei seiner Armee nothwendig einführen mußte, waren ebenfalls nicht nach dem Geschmacke unordentlicher Leute. Seitdem die befestigten Städte in der Gewalt der Konföderirten waren, stellte Rakoczy mehrere Korps auf. Die Zufuhren der Lebensmittel mußten mit größerer Genauigkeit geschehen; in einer Entfernung von Tagereisen wurden Vorrathshäuser errichtet, jede Gespannschaft lieferte das Getreide in ihre Magazine. In dieser stand eine Menge Wagen zur weitern Beförderung ins Lager bereit. Aber auch diese Vorsicht hatte nachtheilige Folgen. Ein Theil der angestellten Bedienten war untreu, ein anderer unwissend oder sorglos; alle waren neu in ihrem Amte. Ausser dem Verschleudern, der Verwüstung und Entwendung, verließ man bei dem ersten Gerüchte von der Annäherung eines kaiserlichen Korps den gesammelten Vorrath, ohne erst die Wahrheit der Sage, oder die Stärke der anströmenden Partei, zu untersuchen. Die neue Ergänzung fiel dem Volke zur Last, die Lebensmittel mußten aus entfernten Gegenden wieder ersetzt werden, weil Ungarn nicht in allen Gegenden gleich fruchtbar ist, und die nahen Gespannschaften ihren Antheil schon geliefert hatten. Die Generale, von einem großen Gefolge umgeben, zogen noch keinen bestimmten Sold; jeder hielt sich also berechtigt, auf Kosten seines Vaterlandes zu leben, weil er demselben diente. Auf ihr Ansuchen erhielten sie von den Gespannschaften den Unterhalt ihrer Tafel; die Folgen davon waren Irrungen bei der Armee und Klagen des Volkes. Die beständigen Truppenmärsche ansehnlicher Kriegsheere erfor-

derten

derten immer größere Vorräthe, und das Volk ward von seinen Vertheidigern immer mehr ausgesogen.

Den unbeneideten Oberbefehl über die kaiserliche Völker behielt der Feldmarschall Stahrenberg. Schwere Arbeit war die einzige Aussicht dabei, Freiheit vom Tadel die größte zu erwartende Ehre. Er hatte jetzt eine ansehnliche Armee unter seinem Kommando; zwanzig tausend Mann oder sechzehn alte Regimenter Reuterey sollten mit vierzehen Regimentern Fußvolk die Rebellen bezähmen. Mit dem größern Theil dieser Truppen stund Stahrenberg auf der linken Seite der Donau; die rechte Seite besetzten Rabutin und Palffy. Die Artillerie bestand in vier und zwanzig Batteriestücken. Auf jede Kompagnie rechnete man einen Rüstwagen, für Schiffbrücken ward in den Donaustädten gesorgt.

Die Ungarn wußten wohl, daß sie im offenen Felde dieser Macht nicht gewachsen wären. Wohlbedächtlich wichen sie daher einer Schlacht aus, und suchten, in mehrere Haufen getheilt, durch unaufhörliche Züge den Feind zu ermüden, die österreichischen, steyerischen und mährischen Grenzen zu beunruhigen, an einem Ufer der Donau gedrängt sich schnell auf das andere zu werfen, und durch das alles die Kaiserlichen von dem Innern des Reiches abzuhalten. Die Kaiserlichen hingegen wollten zuerst Leopoldstadt und Trenczyn, beide von den Insurgenten genau eingeschlossen, mit Nahrung versehen, dann die Ufer der Morawa von dem Feinde reinigen, endlich Neuhäussel, nach Kaschau die erste Festung der Insurgenten, zum Gehorsam bringen, worauf Rabutin mit einem Theil des Heeres sich wieder nach Siebenbürgen wenden sollte. Ohne Zweifel würden sie ihre Plane mit mehr Glück verfolgt haben, wenn alles zu rechter Zeit vorbereitet gewesen wäre. Aber der

Hof=

Hofkriegsrath in Wien, der den Entwurf machte, sorgte nicht für alle Nothwendigkeiten zu dessen Ausführung. Schon brach der Junius an, und noch fehlte es an Rekruten, an Magazinen, Brücken und Geschütz, kurz an allem, was zur nachdrücklichen Bekämpfung eines so gefährlichen Feindes erfodert wurde. Die nachtheiligen Zögerungen waren Folge theils des Geldmangels, theils der Nachläßigkeit der Aufseher. Viele Deutsche desertirten und giengen zu Rakoczy über; selbst Offiziere foderten ihren Abschied, um unter den Fahnen der Mißvergnügten dienen zu können. Umsonst bot der Kaiserhof Vergessenheit des Vergangenen an und versprach den Ungarn die Rückgabe ihrer verlornen Güter, wenn sie zu ihrer Schuldigkeit zurückkehren wollten. Viele vom Adel und Volke wünschten zwar, von langem Elende gebeugt, mit Sehnsucht das Ende des Haders, allein sie fanden keinen Ausweg aus dem Labyrinthe.

Wie in Ungarn selbst, befanden sich auch in Siebenbürgen die Angelegenheiten des Kaisers in einer mißlichen Lage. Nur der Geschicklichkeit des Obersten Tige war es zu danken, daß das genannte Fürstenthum zum Theil noch unter kaiserlichem Gehorsam stand. Tige hatte vortreffliche Thaten gethan. Er besaß die große Kunst, durch ein leutseliges Betragen die Gemüther der Menschen an sich zu fesseln; durch rührende Vorstellungen suchte er die vorübergehende Plagen zu lindern, um Trost in die Herzen der treuen Unterthanen zu flössen. In einigen Gegenden hatten ihn die Einwohner so lieb gewonnen, daß sie freudig seine Befehle ausrichteten, denn sie waren überzeugt, der Mann könne gegen sie nichts Böses im Sinne haben, und seine Befehle würden von der Nothwendigkeit eingegeben. Neben diesen Bemühungen, die den Adel seiner Seele im

schönsten Glanze zeigten, lag große Arbeit auf ihm. Mit Klausenburg war es aufs äußerste gekommen; die Treue der Einwohner glich einem wankenden Rohr. Hunger plagte die wackere Besatzung von fünfhundert Mann, und die leeren Kassen erlaubten keinen Ankauf von Lebensmitteln. Tige getraute sich nicht, von dem nur zu reitzbaren Städter Geld zu erpressen. Die Garnison hätte unter dem Hunger erliegen müssen, wenn der Befehlshaber nicht noch eben zu rechter Zeit von Hermannstadt aus Hülfe gebracht hätte. Am siebenzehenten Februar, mitten durch den Schnee, durch eine gänzlich verödete Landschaft, in beständiger Gefahr, von den Konföderirten aufgehoben zu werden, kam er glücklich nach Klausenburg, und brachte der Garnison Rettung. Ein Theil der Mauer ward niedergeworfen, und die äußern Festungswerke wurden der Erde gleich gemacht. Vierzehentausend Feinde lauerten auf dem Rückwege bei dem Paß Aiton ihm auf, und stürzten mit einbrechender Nacht von allen Seiten auf ihn los. Er, nicht vorwärts nicht zurück, hielt standhaft ihre Anfälle bis an den Morgen aus, da er in geschlossener Ordnung auf sie einbrach, sie in die Flucht schlug, und für hundert seiner Soldaten, die hier das Leben ließen, Tausend der Feinde erlegte.

Kaum war der Oberste mit seiner Mannschaft nach Hermannstadt zurückgekommen, so trafen ihn neue schreckende Unbilden. Die Garnison foderte den rückständigen Sold oder ihren Abschied. Zu jenem war die Kriegskasse zu schwach, und diesen durfte Tige nicht ertheilen. Es entstand daher eine Meuterey unter den Soldaten, und der Oberste sah sich in die Nothwendigkeit gesetzt, das fehlende Geld von den Bürgern zu entlehnen, welche die nöthige Summe auch willig vorschossen. Weil die Umstände

eine

eine genaue Untersuchung widerriethen, so büßten nur zwei unbezweifelte Rädelsführer ihr Verbrechen mit dem Strick, um zum wenigsten für die Zukunft ähnliche Auftritte zu verhüten.

Ganz Siebenbürgen befand sich in einer bedenklichen Gährung, und es bedurfte geschwinder Hülfe, wenn es in der Treue gegen den Kaiser erhalten werden sollte. Die Besatzungen litten überall großen Mangel, sie mußten das tägliche Brod mit dem Degen erobern, und wurden dabei von einem übermüthigen Feinde gedrängt. Kam Rabutin nicht bald, so war von Rakoczys Annäherung alles zu fürchten, und Tige mußte endlich unterliegen. Doch ehe Rabutin sich dem Fürstenthume wirklich näherte, verfloß noch eine geraume Zeit. Er war erst nach Wien gegangen, um einen mündlichen Bericht von dem mißlichen Zustande seiner Truppen zu erstatten. Hier erschollen seine lauten Klagen, über den Mangel des Geldes, und über den Abgang des Mundvorrathes. Diese Vernachläßigung zwang ihn, Märsche ohne das nöthige Brod zu unternehmen, und die Erde durchwühlen zu lassen, um das verborgene Getreide der Bauern zu entdecken. Nach seiner Aeußerung hatten die Reuter keine Pferde, das Fußvolk keine Schuhe, seinem Korps fehlte jede Nothwendigkeit.

Dieser klägliche Bericht setzte den Hof in große Verlegenheit. Aengstlich fragte man einander, was mit Siebenbürgen anzufangen sey? Sogar die Meinung der Abwesenden ward durch Briefe eingeholt. Der Kaiser versammelte den Kriegsrath, in welchem festgesetzt werden sollte: ob Rabutin mit einem Theile der Truppen wieder nach Siebenbürgen aufbrechen sollte, um es von der Gewalt zu befreien, oder ob es nicht vielleicht besser sey, die ganze Macht zu versammeln, Oberungarn zu erobern, und endlich

ein:

einmal die deutsche Grenze wider Gewaltthätigkeiten zu decken. Fast jede Stimme erklärte es für besser, Siebenbürgen für jetzt seinem Schicksale zu überlassen, damit man mit vereinter Macht das Feuer an den Grenzen der deutschen Erbstaaten löschen und in Oberungarn sich zu guten Winterquartieren ausbreiten könne, als Rabutins Korps dahin zu senden, und dadurch beides Niederungarn den feindlichen Streifereyen Preis zu geben, und das Korps selbst auf dem weiten Wege in das Verderben zu stürzen. Sey man mit der Hauptsache fertig, so könne das Fürstenthum leicht wieder erobert, und auf solche Weise alles um so geschwinder vollendet werden. — Nur den Kaiser konnten diese Gründe, an denen vielleicht Abgunst gegen Rabutin mehr Theil haben mochte, als Liebe zum gemeinen Besten, nicht überzeugen. „Mein Interesse, sprach er, verbietet die Vernachläßigung dieser Provinz. Rakoczy gebärdet sich jetzt schon als König, auf welche Höhe würde sein Stolz steigen, wenn ich ihm Siebenbürgen Preis gäbe; welche Macht würde ihm dadurch zuwachsen! Ich würde ihm die Gelegenheit erleichtern, mit den benachbarten Türken unter der Decke zu spielen; diese werden nicht unterlassen, ihm heimliche Unterstützung zu leisten, die um so gefährlicher ist, je weniger man ihre Wege aufspürt. Meine Truppen unter Stahrenberg sind stark genug, die Grenze zu decken. Sollten aber auch einige Orte der Fügung des Schicksals unterliegen, so muß man eine kleine heilbare Wunde dem Untergange einer wichtigen Provinz vorziehen, und mit jenen ihre Rettung erkaufen."

Der Kaiser setzte sein Vertrauen vornemlich auf Rabutin's erprobte Tapferkeit und Einsicht. Dieser General kannte den Charakter der Feinde und das Terrain, welches er durchziehen mußte, besser, als jeder andere;

dere; mit dem redlichsten Willen vrrband er die größte Geschicklichkeit. Voll Zuversicht versprach er, sich einen Weg zu bahnen, und die Dacischen Gebirgsketten zu übersteigen. Joseph gebot, und Rabutin überwand die Kabale, die sich im Grunde nicht sowohl gegen die Expedition, als wider den Urheber und Führer derselben auflehnte.

10.

Rakoczy wird Fürst von Siebenbürgen. Die Kaiserlichen behaupten sich gegen ihn in diesem Fürstenthum, verlieren aber in Ungarn.

Rakoczy hatte die Schwächung der kaiserlichen Macht in Siebenbürgen klüglich benutzt, die Zahl seiner Anhänger daselbst zu vermehren. Seine Bestrebungen blieben nicht ohne guten Erfolg, und mit jedem Tage wurde sein Anhang größer. Im Vertrauen auf diese Unterstützung berief er auf den März die Stände des Fürstenthums nach Vasarhely am Maros, brach selbst mit seinen Haustruppen dahin auf, und lagerte sich eine Stunde von dieser Stadt. Die Konferenzen wurden angefangen, und kaum waren einige Tage verflossen, so wurde Rakoczy zum Fürsten von Siebenbürgen ausgerufen, und empfieng die Huldigung.

Auf freiem Felde vor der Stadt errichteten die Siebenbürger eine Bühne, auf welche der Almosenier des Fürsten einen Altar und ein Krucifix setzte. Die Stände zu Pferde holten ihn aus seinem Zelte ab. Sie wollten bei seiner Erscheinung absteigen, Rakoczy gab es aber nicht zu, weil es Sitte war, die erwählten neuen Prinzen nicht eher für Oberher-

ren

ren zu erkennen, als bis sie die Beobachtung der Gesetze beschworen hatten. Nach der Ankunft bei der Bühne stieg jedermann vom Pferde. Der Adel führte den Fürsten hinauf, die Bischöffe und die Geistlichkeit von jeder Religion reihten sich auf die Seite. In einer stundenlangen Rede zeigte der Präsident, daß Gott den Völkern die guten und bösen Regenten zuschicke, um sie entweder zu segnen oder zu strafen; er schilderte die verschiedenen Eigenschaften der Regenten und schloß mit Lobsprüchen auf den Fürsten Rakoczy. Dieser nahm nun das Wort und sprach: „Herr Himmels und der Erde, Führer der Heerschaaren, die für die gerechte Sache streiten, gieb deinem Knecht ein gehorsames Herz, schenk' ihm Weisheit und Erkenntniß, daß er dein Volk wohl regiere und verstehe, was gut und böse ist. Du hast diese freie Nation schon so wunderbarlich geleitet und oft aus den Stricken der Tyranney erlöst, du bedientest dich schon meiner Vorväter zur Handhabung der Gerechtigkeit in Siebenbürgen. Jetzt setzt eben diese Nation, von deiner Vorsehung geführt, mich Unwürdigen zum Fürsten über sich, und hofft die Rückkehr besserer Zeiten. Fremdes ungerechtes Joch hielt sie in Fesseln, Oesterreichs Macht unterdrückt wirklich noch einen großen Theil des Landes. Es spricht ihm die Rechte ab, in welche du es nach deiner Güte gesetzt hast. Ungarns Beispiel zeigte diesem Volke den Weg zur Vertheidigung angebohrner Gerechtsame; schon seit einiger Zeit strebt das edle Siebenbürgen nach Erringung seiner verlornen Höhe. Sie, versammelte freie Stände, wählten mich zum ersten Vertheidiger Ihrer Ansprüche. Von Ihrem künftigen Fürsten erwarten Sie die Vertheidigung Ihrer Ehre, Ihrer Freiheit und Ihres Eigenthums. Ich werde mich mit Anstrengung aller meiner Kräfte

bestreben, Ihren gerechten Erwartungen zu entsprechen. Von Ihrem Muthe, von Ihrer Armee unterstützt, will ich die Oesterreicher in den vermauerten Städten anfallen, und mit Hülfe des Himmels die Bande zerreissen, die Siebenbürgen so sehr entadeln. Wir wollen für unsere alte Freiheit bis an unser Ende fechten, und lieber das süssere Loos des Todes wählen, als sklavische Tyranney erdulden. Der Himmel hat schon mit vorsorgender Güte die Last unsrer Arbeit um die Hälfte erleichtert, er hat die halbe deutsche Armee mit dem Rabutin aus dem Vaterlande entfernt, und uns selbst dadurch aus dem Schlummer der Gedankenlosigkeit erweckt. Lassen Sie uns diese Gunst, diesen offenbaren Fingerzeig zu unserm Glücke nicht vernachläßigen. Ich an meinem Theile werde wenigstens, das versprech' ich Ihnen bei meiner Ehre und meinem für stlichen Worte, Gut und Blut für Siebenbürgens Wohl aufopfern, und seine Unterjochung niemals zulassen. Und Ihnen, freie Stände des souverainen Fürstenthums, bezeug' ich den verbindlichsten Dank für Ihr Zutrauen gegen meine Person. Lassen Sie ewig diese glückliche Eintracht zwischen Haupt und Gliedern herrschen; nur dadurch wird Siebenbürgen groß werden. Ich an meinem Theile will für die Erhaltung derselben sorgen; Ihr eigenes Beste wird Sie zu einem ähnlichen Vorsatze spornen. Lieben Sie Ihre Unterthanen, wie ich sie liebe. Diesen verspreche ich meine unveränderliche väterliche Neigung, nie werd' ich diese gegen ein Volk verletzen, über welches mich Gott durch die Stände heute stellt."

Als Rakoczy diese Worte gesprochen hatte, näherte er sich dem Altar, und legte auf dem Evangelium den in den Gesetzen vorgeschriebenen Eid mit klarer Stimme öffentlich ab. Es erscholl ein Freu-

dengeschrey, die Haustruppen des Fürsten feuerten ihre Gewehre ab, die ganze Versammlung zog in die Stadt, und in der katholischen Kirche ward das Te-deum angestimmt.

Auf dem Landtage zu Vasarhely, der jetzt seinen Anfang nahm, wurde die neue Regierungsform genauer bestimmt. Es wurden neue Räthe erwählt, deren Meinung der Fürst in Angelegenheiten des Fürstenthums zu befolgen verbunden war. Rakoczy schlug die konfiscirten Güter der dem Kaiser treu gebliebenen Landherren zum Schatze des Fürstenthums, um den Ständen seine patriotische Gesinnung zu beweisen. Der französische Gesandte überreichte dem Fürsten in einer öffentlichen Audienz das Glückwunschschreiben des allerchristlichsten Königes über die Thronbesteigung von Siebenbürgen, und auch die Deputirten der ungarischen Mißvergnügten äußerten ihre frohe Theilnahme. In Herrmannstadt hingegen, wo die Kaiserlichen herrschten, wurde Rakoczy's Wahl für ungültig erklärt, und der Oberste Tige ließ die Akten des Landtages von Vasarhely durch den Henker verbrennen.

Die Regierung Rakoczys in Siebenbürgen war kaum angeordnet und beschworen, so nahte sie sich wieder ihrem Ende. In starken Märschen rückte nemlich General Rabutin herbei, um das Fürstenthum wieder unter den Gehorsam des Kaisers zu bringen. Immer von dem Feinde umschwärmt, unter fortwährendem Gefecht bei seinem Nachzug, oft von Hunger und Durst geplagt, setzte er den Zug von Raab über Ofen, durch die Wüste zwischen der Donau und Theis nach Szegedin fort, wo er sich mit neuen Vorräthen versah. Nach einem fünf und vierzig tägigen, in beständiger Schlachtordnung vollbrachten Marsche, drang er durch die geöffneten Ver-

haue in Siebenbürgen ein, und vereinigte sich bei Herrmannstadt mit dem Obersten Tige. Jetzt erhielt die kaiserliche Armee wieder die Oberhand. Rabutin vernichtete alle Beschlüsse der Mißvergnügten, und vereitelte ihre Wünsche und Bestrebungen. Die Besatzungen wurden mit allen Bedürfnissen versorgt, die Regimenter durch Werbungen ergänzt, Pferde für die Reuter von den Wallachen erkauft. Durch Rabutins Thätigkeit gewann der Kaiser nicht nur für dieses Jahr die Oberhand, sondern seinen klugen Dispositionen war es vornemlich zuzuschreiben, daß auch in der Folge das Fürstenthum in der Treue erhalten wurde, als er nicht mehr persönlich in demselben kommandirte. Er bat nach dem Einmarsche um seine Entlassung, weil ihn das Podagra hinderte, jene Thätigkeit zu beweisen, die er sich zur Ausführung seiner Entwürfe vorgesetzt hatte.

Die Erhaltung von Siebenbürgen zog, wie man vorausgesehen hatte, einen desto größern Verlust in Ungarn nach sich. In dem ganzen Feldzuge des Jahres ein tausend siebenhundert und sieben spielten die Mißvergnügten hier den Meister. Während Rakoczy sich zum Fürsten von Siebenbürgen ernennen ließ, stand Bereczeny mit einem starken Heere auf dem weissen Berge und bedrohte Oesterreich. Ein anderer Haufen fiel öfters in Mähren ein, und von der entgegen gesetzten Seite ward die steiermärkische Grenze geplündert. Leopoldstadt hatten die Konföderirten schon seit langer Zeit wieder eingeschlossen. Eine Bombe verbrannte einen sehr beträchtlichen Vorrath von Lebensmitteln in dieser Festung; die Mißvergnügten rühmten sich, sie wollten den Entsatz mit dreissig tausend Mann verhindern, wenn Stahrenberg ihn versuchen wollte. Weil die Uebermacht für die kaiserliche Truppen wirklich zu groß war,

war, so getraute sich der General nicht, mit offenbarer Gewalt anzurücken. Er nahm nur zwei tausend Pferde mit sich, drang des Abends durch die schwächsten Posten der Ungarn hindurch, versah die Festung mit Mundvorrath und neuer Mannschaft, und gieng nach einem vierstündigen Aufenthalte um Mitternacht wieder ohne Verlust zu seiner Armee zurück. Auf einer Versammlung der Stände zu Onod wurden ohne Barmherzigkeit von den Mißvergnügten alle diejenigen ihrer Mitstände niedergesäbelt, welchen der öffentliche Jammer den lauten Wunsch des Friedens entlockte. In eben dieser Versammlung wurde ein Instrument aufgesetzt, in welchem man den Kaiser, wegen Uebertretung der Gesetze, aller seiner Ansprüche auf Ungarn verlustig erklärte und ein Zwischenreich publicirte. Die Freunde des Kaisers wurden aufgefodert, binnen zwei Monaten zur Konföderation überzugehen, oder den Verlust ihrer Güter zu erwarten. Der Theil der Geistlichkeit, welcher für Oesterreich stritt, wurde bei der Fortsetzung seines Bestrebens mit dem Verluste der Pfründen bedroht. Die Jesuiten wurden als Freunde des Hofes gänzlich verbannt, und Rakoczys Würde, als Fürsten von Siebenbürgen, ward anerkannt.

Da ein großer Theil der katholischen Geistlichkeit das Instrument von Onod unterschrieb, so wandte sich der Kaiser an den Pabst mit dem Verlangen, er möchte die katholische Geistlichkeit von der Konföderation abrufen. Aus Besorgniß für die römische Religion war der Pabst dazu leicht zu bewegen. Er verbot den Bischöfen und Prälaten von Ungarn, bei Strafe kirchlicher Censuren, ihren Untergeordneten unter jrgend einem Titel das Besuchen jener unrechtmäßigen Versammlungen zu erlauben, welche sich die Wahl eines neuen Königes vorgesetzt hätten. Die

dem Kaiser treu gebliebenen Ungarn vernichteten nachher das Instrument von Onod, und bemühten sich eben so nachdrücklich, die Jesuiten im Besitz ihrer Güter zu erhalten, als sich Rakoczys Anhänger bestrebten, sie aus denselben zu verdrängen.

So wurde der Friede immer schwerer, der Krieg immer grausamer, jede Parthey immer entschlossener, mit Waffengewalt die Sache durchzusetzen. Seit Rabutins Entfernung vom rechten Donauufer hatten hier die Ungarn auf einmal so sehr die Oberhand gewonnen, daß Graff Palffy, der Oesterreich auf dieser Seite schützen sollte, an dem Gelingen seines Auftrages zu zweifeln anfieng. Bei Sabar stand Bathiany mit siebentausend, bei Günz Bezered mit dreitausend, ein dritter Anführer mit neun Fahnen bei Arrabonsinsel, ein vierter bei Stuhlweissenburg. Da Palffy so vielen Feinden, die mit jedem Tage sich zu vereinigen drohten, nicht mehr als achthundert schwere Reuter und einige Kompagnien Fußvolk entgegen zu stellen hatte, da die Croaten ohne deutsche Infanterie, auch ohne Herz waren, da sechshundert Raizen, die bei Neusidel Wache hielten, auf und davon giengen, so sendete der geängstigte General einen Boten nach dem andern an Stahrenberg, welcher nun die Belagerung von Neitra aufgab, und bei Comorn über die Donau zu seiner Verstärkung eilte. Oesterreich ward des Schreckens zwar los, aber indeß drang jenseits der Donau ein Insurgentenheer durch die Linien in Mähren ein, raubte, sengte und mordete. Kaum war Stahrenberg wieder dahin gegangen, als diesseits des Stroms eine zahlreiche Schaar über den Pinkfluß in die Steiermark brach, und unter schreienden Gewaltthaten einen großen Raub davon führte. Ermüdet, ohne etwas verrichtet zu haben, legte Stahrenberg sein Volk in die Win-

ter-

terquartiere, und überließ es den Gesandten von Holland und England, eben so vergeblich das Geschäft der Friedensstiftung zu betreiben, wie er das Geschäft des Kriegs.

II.

Der Feldzug im Jahr 1708. Die Schlacht bey Trenczyn.

So unglücklich der Krieg in Ungarn bisher geführt worden war, so beschloß doch der Kaiser ihn fortzusetzen. Aufgebracht über die vielen mißlungenen Versuche, die Mißvergnügten zur Niederlegung der Waffen zu bewegen, und im höchsten Grade empört über ihre Erklärung, daß der Thron von Ungarn erlediget sey, war er gesonnen, den Feldzug des Jahres ein tausend siebenhundert und acht mit einer starken Macht zu eröffnen. Allein die Federn des Triebwerks erhielten nicht die Schnellkraft, die man ihnen zu geben gesinnt war. Wie immer, mangelte es an Geld. So wenig daher Joseph ferner von einer gütlichen Beilegung der Streitigkeiten hören wollte, so nöthigten ihn doch die leeren Koffer zu mildern Gesinnungen. Auch die Seemächte riethen wieder zu friedfertigen Maaßregeln. So ließ sich der Kaiser endlich bestimmen, einen allgemeinen Reichstag nach Preßburg auszuschreiben, um dadurch die Herstellung der Ruhe zu befördern.

Die Stände des Reichs, welche dem Kaiser treu geblieben waren, nahmen die Einladung an, und im Anfange des Aprils wurde der Reichstag eröffnet. Der Kaiser ließ der Versammlung durch seine Kommissarien bekannt machen, daß er bereit sey, die Freiheiten der Nation zu bestätigen, und

Beschwerden, die sie etwa haben möchten, abzuhelfen. Die Stände übergaben nun, im Vertrauen auf diese Erklärung, ihre Beschwerden und Forderungen, folgenden wesentlichen Inhalts. Der Kaiser möchte ihnen eine feierliche Versicherung ertheilen, daß sie nicht willkührlich, sondern nach ihren eigenen Gesetzen regiert werden sollten. Weder er, noch seine Nachfolger, sollten das ungarische Reich jemanden zuzuwenden suchen; sondern, wenn Leopolds Nachkommen in gerader Abstammung ausstürben, sollten die Stände ihr altes Wahlrecht wieder ausüben. Kein Edelmann sollte gefangen gesetzt werden, auch nicht einmal wegen des Verbrechens der beleidigten Majestät, er müßte denn auf der That selbst ergriffen worden seyn. Ohne seine Einwilligung sollten bei ihm keine Soldaten eingelegt, ohne Zustimmung der Stände, auch keine Hülfsgelder von ihnen gezogen, die außerordentlichen Steuren aber aufgehoben werden. Da seit zwanzig Jahren kein Reichstag gehalten worden sey, so sollte derselbe künftig jedesmal nach drei Jahren zusammen berufen werden. Nur geborne Ungarn sollten von dem Kaiser zu Berathschlagungen über ungarische Angelegenheiten gebraucht werden; nur ihnen sollte er geistliche, bürgerliche und Kriegsämter im Reiche ertheilen. Was die Religionsverfassung betreffe, so sollte es den katholischen Herren, nach den Schlüssen der letzten Reichstage, freistehen, auf ihren Gütern protestantische Prediger zu dulden oder nicht. Protestantische Herren hingegen sollten nicht dasselbe Recht haben, weil die Protestanten überhaupt nur der Ruhe wegen geduldet würden. Die hohen Würden eines Palatinus des Reichs, eines königlichen Hofrichters und andere mehr, sollten wieder in ihrem alten Glanze hergestellt, und die Einkünfte des Reichs durch einen ungarischen Schatzmeister,

meister, der nicht unter dem kaiserlichen Hofe stünde, verwaltet werden. Die fremden Kriegsvölker, welche bisher so viele Unordnungen im Reiche gestiftet hätten, sollten zu einer besseren Mannszucht angehalten, und nach Beendigung des Krieges sogleich entfernt werden. Besonders möchte der Kaiser, aus Erbarmen über den jammervollen Zustand des Reichs, Sorge tragen, den Mißvergnügten einige Genugthuung zu verschaffen, damit sie wieder zu ihrer Pflicht zurückkehrten. Endlich riethen die Stände dem Kaiser, um allen künftigen Unordnungen vorzubeugen und dem Mißtrauen zu wehren, die Verwaltung der ungarischen Reichsangelegenheiten einem Rathe von gebornen Ungarn zu überlassen, die aus den vier Ständen (der Geistlichkeit, dem hohen Adel oder den Magnaten, dem Adel der Gespannschaften und der königlichen freien Städte) gewählt wären.

Beschwerden und Foderungen dieser Art zeigten deutlich, daß es beinahe eben so schwer war, die getreuen Stände des Reichs zu befriedigen, als die sogenannten Rebellen, die noch immer in den Waffen stunden. Der kaiserliche Hof schien auch wenig geneigt zu seyn, sich solche Bedingungen gefallen zu lassen, und das Jahr gieng hin, ohne daß eine Antwort erfolgte. Die Zeit verfloß unter weit minder wichtigen Beschäftigungen, und war mehr mit Wohlleben getödtet, als zur Besorgung des Ruhestandes angewandt.

Der Fürst Rakoczy und seine Anhänger waren auch auf den Reichstag nach Preßburg durch besondere Berufungsschreiben eingeladen worden; allein mißtrauisch gegen den Kaiserhof, erschienen sie nicht. Während der Kaiser sie öffentlich bekriegte, beschied er sie in eine Stadt, wo sie ihre Sicherheit bezweifeln konnten. In der Einladung war ihrer unver-

letzlichen Freiheit weder für die Zeit ihrer Ankunft noch ihres Aufenthaltes während des Reichstages, noch für die Zeit ihrer Rückkehr, mit einem Wort gedacht. Rakoczy erklärte überdieß, seit der Versammlung zu Onod kenne er keinen König von Ungarn; der vom Kaiser nach Preßburg ausgeschriebene Reichstag sey ungültig, und er verbot seinen Anhängern bei schwerer Strafe, einige Bevollmächtigte dahin zu senden. Weit entfernt, sich seiner Macht zu begeben, beunruhigte er vielmehr den ganzen Winter hindurch die österreichische Grenze. In Oberungarn an der Waag verbrannte Oczkay mit sechs tausend Mann die Stadt Beczcow und belagerte das Schloß. Hier zurückgeschlagen gieng er vor Illau und suchte, als er auch da vertrieben wurde, die mährische Grenze mit Feuer und Schwerdt heim. Jenseits der Donau wüthete Esterhasy und Bezeredy mit sieben tausend Streitern, nahmen Körmendie und Capoczwar, streiften in Steiermark und Oesterreich, sengten bis in die Nähe von Wien. Im Laufe dieses Jahres, — so hatten es die Misvergnügten beschlossen — sollten alle Dörfer in Ungarn, die in der Nähe der deutschen Besatzungen lagen, verbrannt, und die Einwohner in das Innere des Reichs geführt werden. Ein großer Theil von Ungarn war der Flamme zum Raub bestimmt, wodurch man die Deutschen und die Treuen des Kaisers dem Hungertode preis geben wollte.

Solche Plane zu vereiteln wurde, nach Stahrenbergs Abgange, abermals das Oberkommando in Ungarn dem Feldmarschall Heister übergeben. Der Kaiser hatte ihn aus eigner Bewegung gewählt, weil er am geschicktesten war, die Ungarn mit ihrer eigenen Kunst zu besiegen, und weil er ihnen gemeiniglich schon auf dem Nacken saß, wenn man ihn noch

weit

weit entfernt glaubte. Diese Meinung von ihm hegte auch das Publikum, allein die Minister waren ihm bisher entgegen gewesen; zu wenig mit den Hofkünsten bekannt, hatte er sie durch seine rauhe Geradheit beleidiget, und sie schrieen ihn für hart und grausam aus. So ward er vom Oberkommando verdrängt, bis die Nothwendigkeit es ihm wieder in die Hände gab. Neuntausend Fußgänger, fünftausend schwere Reuter, fünftausend Dragoner, zwei Husarenregimenter und eine unbestimmte Anzahl Raizen wurden zum Feldzuge in Ungarn bestimmt. Wäre diese Macht in einem Punkte versammelt gewesen, und hätten die Regimenter ihre volle Zahl gehabt, so hätte man mit Recht wichtige Dinge erwarten können. Allein bei der großen Vertheilung der Truppen in verschiedenen Posten, bei der kaum halbzähligen Stärke der Regimenter, und bei dem Mangel an Lebensmitteln, war der glückliche Feldzug mehr ein Werk des Ungefehrs und der Geschicklichkeit des Generals, als des Hofes. Joseph gab zwar zur Ergänzung der Truppen und zur Herbeischaffung aller Nothwendigkeiten die gemessensten Befehle, allein kaum das wenigste geschah zu rechter Zeit. Die Beauftragten klagten immer über den Mangel des Geldes, und konnten nichts liefern. So kam das Ende des Junius herbei, bevor Heister im Felde erscheinen konnte, und auch jetzt noch waren sechstausend Mann dänische Truppen nicht erschienen, die man seit achtzehen Monaten zur Erholung nach Baiern gelegt hatte.

Des Feldherrn erste Unternehmung gieng gegen den Heerhaufen der ungarischen Befehlshaber Esterhasi und Bezeredy, welche bis jetzt unabläßig fortfuhren, durch verheerende Streifzüge die Kaiserstadt in Schrecken zu setzen. Als diese bei seiner Annäherung

herung schnell nach Papa und in die Wälder entwichen, gab Heister dem General Nehm Befehl, mit dem ganzen Heer der Raizen von Esseck her die versteckten Schaaren zu ihm herauf zu treiben, damit ein gleichzeitiger Angriff in Stirn und Rücken sie vernichten könnte. Der Anschlag würde gelungen seyn, hätten nicht die Raizen sich halsstarrig geweigert, außer ihren Grenzen gegen den Feind zu ziehen.

Noch erwartete Heister, ob sie sich eines bessern besinnen würden, als er die Nachricht erhielt, ein Heer von zwanzig tausend Ungarn ziehe auf Neustädel los, und drohe Mähren mit einem Einfall. Ohne Verzug setzte er nun mit einem Reuterkorps bei Comorn über die Donau, zog in geschwinden Märschen nach Ungarisch Brodt, von da, durch einige Regimenter verstärkt, nach Uihelin an der Waag, wo man nähere Nachricht von dem Feinde zu erhalten hoffte. Schon am ersten Tage nach seiner Ankunft zu Uihelin meldeten ihm die Kundschafter, Rakoczy ziehe am Ufer der Waag hinauf gegen Trenczyn, und sein Nachzug stehe noch im Gesicht. Voll heissen Verlangens zu schlagen, befahl Heister einigen Reiterschaaren, den Ungarn nachzusetzen, und dem übrigen Heer, sich auf die Arbeit des nächsten Tages zu stärken. Durch achthundert Gefangene, welche die ausgesendeten Reuter einbrachten, von Rakoczys Lager und Stärke unterrichtet, setzte der Feldmarschall Abends um zehn Uhr durch die Waag, marschirte die ganze Nacht, und traf beim Anbruch des Tages auf die feindliche Avantgarde, welche er schlug und in vollem Jagen anderthalb Stunden weit verfolgte. Plötzlich und wider Vermuthen sah er zwischen Beczkow und Trenczyn die gesammte ungarische Macht, Fußvolk und Reuterey (er hatte aber

gemeint,

gemeint, die letztere allein zu finden), in einer vortheilhaften Stellung und in dem Augenblicke bereit, ein Treffen zu liefern. Fast alle Anführer des kaiserlichen Heeres erschracken bei dem Anblicke eines Feindes, der drei wider einen stellen konnte, mehrere Kanonen bei sich hatte, von der Blüte der ungarischen Befehlshaber angeführt war, und dem sie nichts entgegen zu setzen hatten, als siebentausend ermüdete Reuter, keinen Fußgänger, keine Kanone. Heister allein, der Feldherr mit eisernem Arm und Herzen, war der Meinung, zu schlagen. Geschwind stellte er, so gut es das unbequeme Erdreich erlaubte, sein Reuterheer zum Treffen, und stürzte nach verschiedenen Bewegungen von beiden Theilen, mit seiner ganzen Stärke auf die ungarische Kavallerie. Nicht vermögend, den Stoß der deutschen Kurassire auszuhalten, geriethen Rakoczys leichte Reuter, nach kurzem Widerstand, in Unordnung, der Schrecken lief von Glied zu Glied und endigte mit der Flucht. Nun wütheten Tiger unter Schaafen. Grimmig wegen so vieler Beschwerlichkeiten, fielen die Sieger auf das verlassene Fußvolk, und richteten eine fürchterliche Niederlage an. Was nicht entwischen konnte, wurde ohne Barmherzigkeit niedergesäbelt. Rakoczy stürzte mit seinem Pferde, ward ohne Besinnungskraft aus dem Gefechte getragen, sechstausend Mißvergnügte blieben auf dem Schlachtfelde ausgestreckt.

In diesem ganzen Kriege war noch niemals ein so vollkommener Sieg erfochten worden. Alles Gepäcke, vierzehen Kanonen, fünfzig Fahnen, einige hundert Gefangene fielen den Kaiserlichen in die Hände. Das ganze Fußvolk wäre von der Erde vertilgt worden, oder in die Gefangenschaft gerathen, wenn nicht die Ueberbleibsel in den nahen Waldungen Schutz gefunden hätten. Heister erkaufte diesen Sieg, der

am vierten August des Jahres ein tausend siebenhundert und acht erfochten wurde, mit einer unbeträchtlichen Anzahl von Todten und Verwundeten. Er setzte den Flüchtigen mit seinem ganzen Heere nach, und hielt erst am fünften Tage zu Szeredin an, als Hunger und Ermattung Roß und Mann zur Erde zogen.

12.

Schlimme Lage der Konföderirten.

Mit der Schlacht bei Trenczin endigte sich das Glück des Fürsten Rakoczy, und die Uebermacht der Konföderirten. Alles nahm jetzt eine andere Gestalt an. Der größere Theil der Mißvergnügten verlor die Lust zur Fortsetzung des Krieges; Edelleute, Offiziere und Soldaten dachten auf Rettung ihrer Habseligkeiten und auf die Sicherheit ihrer Weiber und Kinder. Sehr viele benutzten die vom Kaiser bis zum ersten November angebotene Begnadigung, weil sie die nach diesem Termin gedrohte Einziehung ihrer Güter für eine sehr mögliche Sache ansahen. Aber nicht blos einzelne Menschen, sondern das ganze Regiment Oczkays gieng mit seinem Anführer in das deutsche Lager, und nahm kaiserliche Dienste. Oczkay räumte zur Bezeugung seiner Treue sogleich drei in seiner Gewalt stehende Dörfer ein; der Kaiser ernannte ihn zum Generalwachtmeister, und unterzeichnete seine Begnadigung mit eigner Hand. Bezeredy, einer von den berühmtesten Anführern der Mißvergnügten, wollte diesem Beispiele folgen. Er hatte, von den Versprechungen des Kaisers gewonnen, mit Graf Heister heimliche Abrede genommen, nach welcher er zu den Deutschen übergehen und sein Heer in ihre Hände liefern wollte. Dreitausend Raizen sollten

ten zu diesem Ende nach Simorthorna, tausend Reuter von der österreichischen Grenze in die Nähe der Rabinsel rücken, wohin er auch mit seinem Korps zu kommen versprach; so ward Bezeredy's Heer umstellt und konnte, da sein Anführer zugleich ein Verräther war, dem Verderben nicht entrinnen. Als aber Heister in der bezeichneten Gegend anlangte, war der Verräther schon selbst verrathen und in Ketten nach Patakin abgeführt worden, wo man ihm bald nachher den Kopf abschlug. Die Raizen hatten, als sie auf ihrem Marsch in einen Hinterhalt geriethen, schändlich die Flucht ergriffen; auch die tausend Reuter erschienen weder zur bestimmten Zeit, noch in voller Zahl; und so mußte der Feldmarschall, allein und zu schwach das Unternehmen auszuführen, auf die linke Donauseite zurück, wo er Neuhäussel zu belagern anfieng.

Kaum hatte er sich entfernt, als Esterhasi, ein bitterer Feind des deutschen Namens, mit dem ganzen Heer, das man hatte vernichten wollen, sich auf die Linien an der Mur warf, sie überwältigte, in Steiermark unsäglichen Jammer anrichtete, und mit größerer Beute, als je einer seiner Vorgänger, zurück kam. Auch mit der Belagerung von Neuhäussel kam Heister nicht zum Ziel; er mußte sie, als seine Bomben verschossen waren, in eine Umschliessung verwandeln, und wandte sich dagegen noch in später Jahrszeit zu den Bergstädten. Diese waren die hauptsächlichsten Geldquellen der Mißvergnügten; der Marschall suchte also den Ausfluß, welcher in die feindliche Hände gieng, zu verstopfen, und denselben in die Kasse des Kaisers zu leiten. Schemnitz, Cremnitz und Neusohl wurden mit leichter Mühe erobert, die Konföderirten hielten an keinem Orte Stand. Bald hernach verliessen sie auch Lewenz und Altsohl. Heister

ster bemächtigte sich endlich aller Bergstädte, und vereitelte dadurch das Vorhaben der Rebellen, sie einzuäschern.

Der Verlust so vieler wichtigen Städte war für Rakoczy ein neuer harter Schlag. Er bot alle seine Kräfte auf, sich wieder in Besitz derselben zu setzen, allein Heister vereitelte jeden seiner Entwürfe. So ward der Fürst ein trauriger Augenzeuge von seiner täglich sinkenden Macht, und von der Abnahme seiner Anhänger. Er suchte Unterstützung bei der Pforte, allein diese wollte, und Frankreich konnte nicht helfen. In mehreren Zusammenkünften wurde über das Wohl der Konföderation berathschlagt, und die Verschiedenheit der Meinungen veranlaßte öfters stürmende Auftritte. So groß aber die Verlegenheit war, so stimmte doch die Mehrheit für die Fortsetzung des Krieges. Auf einer Versammlung zu Tallia bei Tokai, wo Rakoczy den Versammelten heimstellte, an seine Stelle einen andern Anführer zu wählen, unter welchem er ferner für das Vaterland Gut und Leben zu wagen versprach, bestättigten sie ihn einhellig in dem Oberbefehl des Heeres, und schwuren von neuem, auch den letzten Blutstropfen gegen ihre Unterdrücker nicht zu sparen.

So viel Heister in diesem Feldzuge geleistet hatte, so entgieng er doch nicht den Vorwürfen des Hofkriegsrathes in Wien. Es ward ihm zur Last gelegt, daß er die Eroberung von Ujvar versprochen, die Zusage aber nicht gehalten hätte. Die Kassenbedienten habe er zu hart behandelt, der Sieg von Trenczyn sey nicht genug benutzt, und Oesterreich an der rechten Seite der Donau vor den Einfällen der Mißvergnügten nicht gehörig gesichert worden. Selbst die Person des Kaisers sey durch seine Nachläßigkeit in Gefahr gerathen. Man verwies ihm überhaupt

das Vertrauen auf seine eigene Weisheit und Meinung, und warf ihm die minder pünktliche Befolgung der Befehle des Hofes vor. Allein Heister war nicht der Mann, der ungerechte Beschuldigungen auf sich ruhen ließ. Er antwortete kurz und gut: Grobe Unwissenheit oder niederträchtiger Neid sey die Mutter dieser Vorwürfe, die Mißgunst habe sie ausgehekt. Das Feld sey ein ganz anderes Ding als das Kabinet. Die Feinde setzten sich nicht so in den Weg hin, wie der Hofkriegsrath in Wien dieselben in seinem Gehirne stellte; plötzliche Erscheinungen erfoderten plötzliche Entschlüsse. Die Vorschriften aus Wien wären nur in den wenigsten Fällen anwendbar. Weil es aber einmal Sitte sey, daß Proceßverständige über Kriegsangelegenheiten zu urtheilen hätten, weil diese so gerne das kriegerische Verdienst schmälerten und blos aus der Ursache tadelten, um ihre seichten militairischen Kenntnisse auf den Markt zu bringen, so würde ihn auch gegen solche Richter nichts als sein gutes Gewissen schützen. Nur sollten sie bedenken, daß die Feinde jetzt um Frieden bettelten, den sie so oft und so stolz verworfen, und an den sie vor diesem Feldzuge nie gedacht hätten.

Heister kannte nur seine Pflicht; diese erfüllte er so gut, als es die Umstände erlaubten. Dabei wandte er freilich öfters strenge Mittel an, allein er kam zum Endzweck. Die Wächter hingegen, die zu Preßburg für die Ruhe des Reichs sorgen sollten, führten ein gemächliches Leben. Es verdroß sie, wenn eine herumschweifende Horde der Konföderirten ihre Bacchanalien auch nur in der Ferne bedrohte. Sie wollten bei ihren Freuden sorglos seyn. Das Bessere des Staats kam wenig in Betracht, und im

Laufe

Laufe des ganzen Jahres ward nicht Ein Gegenstand von Belang ins Reine gebracht.

In Siebenbürgen erwartete General Rabutin mit großem Verlangen seinen Nachfolger. Krank und schwach, sehnte er sich nach der Ruhe, die er dem Fürstenthume gegeben hatte. Auch gegen ihn, der sich nicht weniger Verdienst als Heister erworben hatte, erhob sich die Kabale. Er ward der Härte beschuldigt; man sagte, er habe zu große Geldzahlungen ausgeschrieben, und sie mit zu großer Strenge beigetrieben. Ueberdieß sollte er bei dem großen Mangel an Lebensmitteln den Verkauf des Viehes über die Grenze zugegeben, und die Güter der Geächteten nach eigener Willkühr vertheilt haben. Wäre der unsträfliche Charakter des Generals, seine Uneigennützigkeit und Unbestechlichkeit nicht zu bekannt gewesen, so würden noch die letzten Tage seines Lebens durch verdrießliche Stunden verkümmert worden seyn; allein seine Unbescholtenheit brachte die Kabale zum Schweigen. Dagegen verursachte ihm die Reise aus Siebenbürgen neue Leiden. An Händen und Füssen gelähmt, hatte ihm die Wasserreise auf dem Maros große Bequemlichkeit verschafft, allein die Aerzte verboten ihm diesen Weg. Das Reiten war für ihn eine Unmöglichkeit, das Rütteln des Wagens auf schroffen Felsen und ungebahnten Strassen quälte seinen empfindlichen Körper. Er bat sich vom Bassa von Temeswar die Erlaubniß der bequemern Reise durch das Banat aus, allein der Türke schlug sie ihm ab. So war er dann gezwungen, sich auf dem Maros einzuschiffen und in die Theis einzulaufen. Beinahe halb entseelt unter der Last der Martern langte er zu Peterwardein an. Er lebte noch bis im Jahr ein tausend siebenhundert und siebenzehen.

Das

Das Kommando in Siebenbürgen übernahm nun General Kriechbaum. Mit viertausend Reutern und fünftausend achthundert Fußgängern vertheidigte er das Fürstenthum gegen den Grafen Karoly, der zehen tausend Ungarn unter seinem Befehl hatte. Die kaiserlichen Soldaten litten Hunger und Blöße; aber in Wien hatte man kein Geld, um diesem Mangel abzuhelfen.

13.

Begebenheiten im Jahr 1709. Der Kaiser erhält die Oberhand.

Als der Reichstag in Preßburg beinahe ein Jahr lang versammelt gewesen war, wurde demselben endlich die Resolution des Kaisers auf die Beschwerden und Foderungen der Stände eröffnet. Joseph bewilligte das unter den bestimmten Umständen zu erneurende Wahlrecht der Nation; die Regierung des Reichs nach seinen Gesetzen; die Errichtung eines aus gebornen Ungarn zusammengesetzten Regierungsraths, auf dessen Einrichtung die Stände selbst bedacht seyn möchten; die Zusammenberufung eines Reichstags nach Verfluß von drei Jahren; die Bestätigung der im Reiche angenommenen drei Konfessionen nach ältern Beschlüssen. Dagegen fand es der Monarch nicht mit den Gesetzen streitend, daß ein Uebelthäter ohne vorhergegangene Vorladung, die ihm nur zur Flucht Gelegenheit gäbe, gefangen gesetzt würde; doch sollte kein Herr oder Edelmann ohne eine solche Vorladung verhaftet werden, er müßte denn des Hochverrathes beschuldiget worden seyn. Auch erklärte der Regent es für billig, daß die Güter solcher Kinder, deren Eltern des genannten Verbrechens überwiesen worden wären, eingezogen würden.

Die

Die ungarische Schatzkammer müßte, wie er den Ständen weiter zu erkennen gab, von der wienerischen abhängen, damit der Monarch wüßte, wie mit den Reichseinkünften hausgehalten würde; sie könnte eben so wenig als die ungarische Kanzley, ihre Befehle von dem Reichstage erhalten, weil dieß den Vorrechten des Königes zuwider sey. Fremde und besonders deutsche Kriegsvölker, müßten in Ungarn gebraucht und befördert werden, denn wollte die ungarische Nation die deutsche nicht dulden, so müßte man sie der größten Undankbarkeit beschuldigen, da deutsches Gut und Blut sie aus der türkischen Sklaverey erlöset hätte. Ueber die geistlichen Stifter und Güter sollte der Kaiser das freie Besetzungsrecht haben; doch wollte er dabei hauptsächlich auf geborne Ungarn sehen.

Die Stände des Reichs fanden sich durch diese Eröffnungen des Kaisers keineswegs befriediget. Unter andern beklagten sich die Römischkatholischen, vornemlich die Geistlichen, daß den Protestanten mehr als eine bloße Duldung eingeräumt würde; die Protestanten aber behaupteten, daß für ihre Sicherheit nicht hinreichend gesorgt wäre. Der Reichstag nahm ein Ende, und die meisten Punkte mußten auf den folgenden verschoben werden.

Rakoczy, der an den Verhandlungen zu Preßburg keinen Antheil genommen hatte, verwarf die kaiserliche Eröffnungen geradezu, und nannte sie in einer Schrift, die er dagegen herausgab, neue Bande, wodurch die Nation noch strenger als zuvor gefesselt werden sollte. Er berief seine Anhänger nach Kaschau und Erlau, und sprach in ihrer Versammlung: „Ich habe mich an die Spitze der Konföderirten gestellt, um die Freiheit meines Vaterlandes zu handhaben; ich wollte beleidigte Gesetze wieder

in

in ihre Rechte einsetzen. Um dieses Gut zu erringen, schonte ich weder mein Leben noch meine Güter. Ich arbeitete zum Vortheile aller Stände des Reichs. Hätte jedermann meinen guten Endzweck unterstützt, so würd' ich schon vor langer Zeit mein Ziel erreicht haben; allein kindische Furcht oder böser Wille haben den Maaßregeln der Rechtschaffenen öfters Hindernisse in den Weg gelegt. Dieß zog den Krieg in die Länge, dieß machte die Feinde der ungarischen Nation hochherzig. Diese nemlichen Feinde sprühen Verleumdungen wider mich aus ohne Zahl. Sie strengen ihre ganze Kraft an, mich in einem falschen Lichte vorzustellen, und den Haß gegen mich aufzufodern. Sie beschuldigen mich des Eigennutzes, und werfen die Schuld von Entfernung des Friedens auf mich. Ich bin nach ihrer Sprache der einzige Urheber alles Uebels, das über das Vaterland gekommen ist. Allein ich erkläre jetzt vor den Augen der ganzen Welt, daß nie ein unpatriotischer Gedanke meine Seele befleckt habe, und daß die Beförderung des ständischen Wohls, das Beste der ganzen ungarischen Nation, der einzige Gegenstand meines Bestrebens ist. Könnte der vom kaiserlichen Hofe angebotene Friede das Glück des Vaterlandes befestigen, mit Vergnügen würd' ich meine Hände darnach ausstrecken, ihn festhalten und mit Aufopferung meines eigenen Vortheils nach Ungarn ziehen. In dieser Absicht hab' ich Sie, versammelte Stände, hieher berufen; Sie können frei und ungehindert Ihre Stimmen ablegen, ich werde mich der Mehrheit unterwerfen, wenn auch der Verlust meines Vermögens oder meines Blutes damit verbunden wäre; denn in meinen Augen hat keine Sache einen Werth, wenn sie sich nicht mit dem Wohlstande des Vaterlandes verträgt."

Diese Rede machte auf die Versammelten den erwünschten Eindruck. Trotz des Verfalls ihrer Angelegenheiten beschlossen sie, im Kampf für die Freiheit muthig zu beharren.

Da der Kaiser ernstlicher als jemals wünschte, in Ungarn endlich einmal die Ruhe wieder herzustellen, so schlug er von neuem den Weg der Güte ein, und ermahnte die Konföderirten in einem öffentlichen Aufrufe zur Rückkehr in seine väterlichen Arme. „Schon sechs Jahre, sagte er, dauern im lieben Ungarn die unseligen Unruhen, angefacht durch trotzige Köpfe. Zur Tilgung derselben haben wir verschiedene Mittel unsrer Gnade vorgeschlagen, wir haben allgemeine Verzeihung angeboten, und Unterhandlungen angefangen; allein alle unsere Bemühungen waren fruchtlos. Wir haben nach Preßburg einen Reichstag ausgeschrieben, und ertheilten den Aufwieglern den Auftrag, auf demselben zu erscheinen, weil wir auf diesem Wege die Beruhigung des Reichs zu erzielen glaubten; wir boten allen Suchenden unsre königliche Huld und Verzeihung an, und ließen ihnen über Jahr und Tag Zeit zur Ueberlegung; aber die Herzen blieben dennoch verstockt. Die Abtrünnigen weigerten sich, den Reichstag zu besuchen, und Rakoczy verachtete unsre zur Stillung der Unruhe abzweckende Sorgfalt. Auf eine treulose Art beleidigte er unsre königliche Hoheit, grief das Ansehen des ungarischen Palatins in einer Schmähschrift an, und belegte unsre getreuen Unterthanen und Stände mit Schimpf. Sein Betragen ist also in jeder Hinsicht halsstarrig. Noch immer ist er geneigt, mit pflichtwidrig ergriffenen Waffen unschuldiges Blut zu vergiessen. Raubbegierde hat seine ganze Seele ergriffen. Eigennutz spornt ihn zur Verwüstung des Reichs, Feuer und Verheerung trägt er mit sich umher.

Selbst

Selbst die Stimmen des Reichstags haben den Franz Rakoczy und den Nikolaus Bereczeny als strafbare Anhänger dieser Meuterey verdammt. Sie lehnten sich gegen unsern Vorgänger in der Regierung, den Kaiser Leopold, gegen uns, ihren natürlichen Oberherrn, und wider die getreuen Stände mit Macht auf; sie fielen ihr eigenes Vaterland und unsre angrenzende Provinzen an, wüteten mit Feuer und Schwerdt, verblendeten einen Theil des Volks, indem sie ihn durch Verführung auf ihre Seite zogen, und zwangen einen andern mit Gewalt, ihren treulosen Haufen zu vergrößern. Mit unsern Besatzungen versehene Schlösser, Festungen und königliche Freiheiten bestürmten sie, viele wurden von ihnen zerstört; sie plünderten die Güter unsrer Getreuen und schenkten den Raub ihrer Rotte. In Onod hielten sie wider alles Recht eine Zusammenkunft, und hekten verdammliche Rathschläge aus. Sie häuften und häufen Bosheit auf Mord. Dieser und anderer unzähliger Verbrechen wegen haben uns die getreuen Stände ersucht, die Aufrührer für öffentliche Feinde des Vaterlandes und für Majestätsverbrecher zu erklären und in die Acht zu thun; sie verlangen die nemliche Strafe für den Anhang, wenn er nicht binnen einer neuen Frist von der angebotenen Vergebung Gebrauch macht. Nun sind zwar, durch ein vor zwei Jahren ausgegangenes Manifest, alle Abtrünnige insgesammt für geächtete und verbannte Leute zu achten; allein nach unsrer angebornen Güte, und in Rücksicht der vor den getreuen Ständen auf dem Reichstage vorgebrachten Bitte, bieten wir nochmals allen Konföderirten, jedoch mit ausdrücklicher Ausnahme des Rakoczy und Bereczeny, der Urheber aller Uebel und offenbaren Beleidiger der Majestät, eine allgemeine Amnestie und königliche Gnade an.

Alle verübte Feindseligkeiten derer, welche in einer Monatsfrist den gewöhnlichen Eid der Treue ablegen, sollen in Vergessenheit gestellt werden. Diejenigen hingegen, welche in der Rebellion beharren, werden, wie die beiden schon in die Acht erklärten Anführer, für Beleidiger der Majestät, für Feinde des Vaterlandes und Störer des allgemeinen Friedens angesehen, und alle ihre Güter fallen dem königlichen Fiskus heim."

Die Konföderirten mochten von den Anerbietungen des Kaisers auch dießmal keinen Gebrauch machen, und der Termin verfloß, ohne daß sie die Waffen niedergelegt hätten. Rakoczy versicherte seinen Anhängern, er werde diejenigen nie verlassen, die ihm in der rühmlichen Vertheidigung der Freiheit beigestanden hätten. Wenu aber auch alle ihn verlassen sollten, so wolle er an jrgend einem abgelegenen Orte das Unglück seines Vaterlandes im Stillen beweinen, ohne die Ehrerbietung gegen den Kaiser zu verletzen, der zu dem Uebel am wenigsten beigetragen hätte. Allein sein Muth war jetzt größer als seine Stärke. Er hatte keine Armee im Felde, und kaum reichte seine Macht hin, die Festungen hinlänglich zu bemannen, die er noch inne hatte. Die Reuterey befand sich in eben so kläglichen Umständen. Offiziere und Soldaten lebten in Furcht; die geringste Bewegung der Deutschen setzte sie in Schrecken. Sich zu wehren, kam ihnen selten in den Sinn; sie dachten nur auf Rettung ihrer Habe, ihrer Weiber und Kinder. Rakoczy erschien daher nicht in Person zu Felde, sondern hielt sich meistens zu Munkats, hernach zu Patak, endlich zu Szerents auf. Bereczeny hatte mittlerweile einen Schatten einer Armee in Oberungarn zusammen gebracht, um wenigstens Razoczy's Person in Sicherheit zu stellen. End-

lich

lich verbreitete sich die Pest von der türkischen Grenze her in ganz Oberungarn, und half den Anhang der Konföderirten noch mehr entkräften.

Die Lage der kaiserlichen Völker war im Grunde nicht viel besser. Ihre Anzahl schränkte sich auf wenige Tausende ein, und der Mangel an allen Nothwendigkeiten des Lebens und des Krieges dauerte fort. Mitten im Winter des Jahres ein tausend siebenhundert und neun, dessen Grimm bei Menschengedenken keiner von den vorhergehenden übertroffen hatte, unternahm Graf Palffy, der Neuhäussels Umschließung kommandirte, einen Zug in die Liptauer Gespannschaft, wo dreitausend Insurgenten bei St. Nikolaus stunden. Voll Schrecken ergriefen sie die Flucht; Palffy hinter ihnen her, durch beeiste Engen, über starrende Gebirge, bis vor Rosenberg, der Hauptstadt des Kreises, welche sich auf Bedingung ergab. Ein großer Theil des Adels aus der umliegenden Gegend verließ Rakoczys Partei und schwur dem Kaiser den Eid der Treue. Der Vortheil war wichtig, doch noch wichtiger der Verlust, welchen die Kälte bei dieser Unternehmung unter Palffys Heerhaufen anrichtete. Mehrere hundert Soldaten wurden von ihrer Wuth getödtet. Heister wußte es daher, als er von Wien herbeigeeilt war, seinem Unterfeldherrn wenig Dank, daß er so viele Leute aufs Spiel gesetzt hatte, und auf seinen Befehl wurde forthin der Waffenstillstand, welchen die Natur gebot, nicht mehr unterbrochen.

Da Heister bei der Eröffnung des Feldzuges seine Macht nicht stark genug fand, um mit Neuhäussels Eroberung den Ungarn eine ihrer Hauptstützen zu entreissen, so beschloß er den Zug nach Niederungarn, wo Fürst Anton Esterhasi mit einem fliegenden Heer großes Unwesen trieb. Bei seiner An-

Ankunft auf dem rechten Donauufer setzten die Insurgenten in so großer Eile durch die Raab, daß eine Menge im Flusse ersof. Ein anderes Korps, zwei tausend Mann stark, ward größtentheils niedergehauen, der Rest aber in die Moräste gesprengt, wo er erstickte. Heister hatte nun offenen Weg nach Vesprim, wo die Konföderirten eine Besatzung hatten. Er versprach allen, die zu ihrer Schuldigkeit zurückkehren würden, Leben und Freiheit, und drohte den Halsstarrigen Tod und Verderben; allein weder Strenge noch Güte fand in den Herzen der Einwohner Eingang. Sie beschlossen die dem Rakoczy geschworne Treue unverbrüchlich zu halten. Zur Bestrafung dieses Eigensinns mußte also erst das schwere Geschütz von Raab hergebracht werden. In der Zwischenzeit rückte Heister vor Simontorna, beschoß die Stadt mit kleinen Kanonen, und warf Bomben in dieselbe; weil aber weder diese noch jene großen Schaden anrichteten, so wurden die Einwohner hochherzig. Kaum erblickten sie indessen das grobe Geschütz, so steckten sie die weisse Fahne aus, und baten tief gebückt im Lager um billige Bedingungen. Das gemeine Volk mußte Rakoczys Partei abschwören und wurde sodann nach Hause geschickt; zwanzig Offiziere aber behielt der General als Gefangene zurück, und die Deutschen besetzten die Festung.

Heister zog hier die Gelindigkeit der Schärfe vor, um Vesprim durch dieselbe zur Unterwerfung einzuladen; er foderte diese Stadt zum erstenmal auf, und eröffnete bei der Fortdauer ihres verstockten Sinnes die Belagerung. In der Nacht ließ er unter Beleuchtung von Pechkränzen das grobe Geschütz bis an die Mauren bringen, und bewirkte nach kurzer Zeit einen großen Bruch in derselben, den die Belagerten nicht so bald vermuthet hatten. Kleinmuth

trat

trat jetzt an die Stelle ihres vorigen Stolzes. Sie ersuchten den General um eine Unterredung, Heister aber schlug sie ab. Nach dieser fehlgeschlagenen Hoffnung warfen sie an Steine geheftete, geschriebene Bedingungen aus der Stadt in das Lager; allein Heister schickte sie wieder hinein, schlug alle Traktaten ab, und drohte auf den kommenden Morgen allen Bewafneten den Tod, wenn nicht in einer halben Stunde die Thore geöffnet würden, und die Städter mit aller ihrer Habe, ohne alle Ausnahme und Bedingung, sich dem Sieger unterwürfen. Heister war als ein Mann von festem Charakter bekannt, und als ein Krieger, der öfters nur zu pünktlich Wort hielt. Die Einwohner sahen bei einer längern Beharrlichkeit ihrem Untergange entgegen, öffneten also die Thore, und ergaben sich der Gnade des Siegers. Dieser ließ die gemeinen Leute in ihre Heimat gehen und strafte sieben der ersten Befehlshaber am Leben.

Mit Veszprim verloren die Konföderirten den letzten haltbaren Ort in Niederungarn; ihre Heerhaufen wurden zerstreut, zwölf Gespannschaften unter die alte Herrschaft ihres Königes gebracht. Zu eben der Zeit wurden auch auf der rechten Donauseite eine Menge Gefechte geliefert. Ein Schwarm von siebentausend Ungarn, fiel die kaiserlichen Postirungen in den Liptauer- und Arver Gespannschaften an, warf einige über den Haufen, und setzte die übrigen in große Noth. Zwar kam Palffy von Neuhäussels Umschließung den Bedrängten noch zu rechter Zeit zu Hülfe, zugleich aber erhielt dadurch die Besatzung jener Festung Gelegenheit, einen Vorrath von Lebensbedürfnissen in die Stadt zu führen, und so war dieser Einfall für die Kaiserlichen immer eine nachtheilige Diversion. Heister brachte inzwischen die Mißvergnügten immer mehr ins Gedränge,

dränge, und errang noch im Herbst wichtige Vortheile über dieselben. Sie hatten die Gegend um den Ipolfluß zu ihrer Winterruhe ersehen, und um das Schloß Szeczyn zwölf Regimenter vertheilt. Da das Land zu klein war, um eine so große Menge neuer Ankömmlinge zu beherbergen, so verjagten sie die armen Landleute aus ihren Wohnungen, die ihre Zuflucht zu Höhlen und Wäldern nehmen mußten. Sie selbst legten sich so enge als möglich, um auf das erste Zeichen ihre Stärke versammeln und mit Macht losbrechen zu können. Heister mußte ihrem Endzwecke entgegen arbeiten, und für die Sicherheit der Bergstädte Sorge tragen. Auch er beschloß seine Winterquartiere am Ipol aufzuschlagen, und gieng mit der Kavallerie voraus. Seine Absicht durch verschiedene Märsche und Gegenmärsche verstekkend, eilte er in der Nacht auf Szeczyn los, griff zwei feindliche Regimenter, welche die engen Pässe bewachten, unversehens an und schlug sie. Eine große Menge ward in den Ipol gesprengt, vierhundert wurden niedergehauen, und fünf Fahnen erbeutet.

So klein dieser Sieg war, so vergrößerte ihn doch die Furcht um einen großen Theil. Die Flüchtlinge verbreiteten Schrecken und Bestürzung in der Nähe und Ferne. Der Sieger zog in Szeczyn ein, und rettete es vor der Wuth des eingelegten Feuers. Bald hernach und eben so unvermuthet erschien Heister vor der Bergfestung Katsch. Die Stadt ergab sich bei der Erscheinung der Kaiserlichen, aber das Schloß machte Miene zur Gegenwehr. Die Belagerten fielen aus, und steckten fünfzehen umliegende Häuser der Stadt in Brand. Heister bedrohte den Befehlshaber, einen Franzosen, ihn viertheilen zu lassen, wenn er nicht vor Sonnenuntergang das

Schloß

Schloß verließe; allein die Besatzung verzechte den ganzen Tag, und ersäufte die Sorgen für die Zukunft im Wein. Bei Annäherung der Nacht forderte Heister das Schloß zum zweitenmal auf, und rieth den Belagerten, durch eine augenblickliche Ergebung den gewissen T[illegible] abzuwenden, indem er ihnen bei einem längern Zaudern, oder nach Abfeurung einer einzigen Kanone, das Schicksal der Garnison von Vesyprim drohte. Jetzt giengen sie in sich und bestimmten den kommenden Tag zum Termin der freywilligen Auswanderung. Zwei hundert und fünfzig Köpfe begaben sich theils zu ihren Heerden zurück, theils nahmen sie unter den Kaiserlichen Kriegsdienste.

Die Ufer des Ipols waren nunmehr in Heisters Gewalt, die Bergstädte gesichert, Rakoczys Heerschaaren nach der Theiß zurückgedrängt. Der Name des kaiserlichen Oberfeldherren klang fürchterlich in jedem ungarischem Ohr, schon der Ruf von seiner Annäherung schlug sie in die Flucht. Viele Ungarn, welche blos durch Rakoczys Uebermacht gezwungen worden waren, der Konföderation beizutreten, warfen sich in die rettenden Arme der Deutschen. Sie hatten nicht nöthig, vor den Drohworten des Fürsten in Furcht zu schweben, denn die Vertreibung oder die gänzliche Bezwingung des Hauptes im nächsten Feldzuge war mehr als wahrscheinlich. Viele Vornehme von Adel und hohe Offiziere ergrieffen daher die Partei des Königes. Unter den letztern allein zählte man vier Generale, und über fünfzig Obersten und Hauptleute. Die Zeit der Amnestie war zwar vorüber; Joseph gab aber dennoch allen, die blos durch Noth zu längerm Ungehorsam verleitet worden waren, ihre Güter zurück.

14.

Gänzlicher Verfall der Konföderation. Aussöhnung mit dem Kaiser.

Das Jahr ein tausend siebenhundert und zehen vollendete den gänzlichen Verfall der ungarischen Konföderation. Die Kaiserlichen behaupteten fortdaurend auf eine so entschiedene Art die Oberhand, daß Joseph ohne weiters zu ernstlichen Maaßregeln schreiten, und die beiden Häupter Rakoczy und Bereczeny nebst ihren Anhängern, wenn diese die Parthey derselben nicht verlassen würden, als Majestätsverbrecher und Feinde des Vaterlandes aus dem Reiche verwiesen, auch ihre Güter für verfallen an die königliche Kammer erklären durfte. Bisher hatte der König von Frankreich die Ungarn immer noch durch Rath, Geld und Mannschaft unterstützt. Jetzt aber, da seine Macht beinahe gänzlich verfallen war, und seine Finanzen sich in sehr schlimmen Umständen befanden, war er kaum im Stande, den erforderlichen Aufwand in seinem eigenen Kriege zu machen, viel weniger seinen Wirkungskreis auch in fremde Länder auszudehnen. Die Ungarn blieben demnach sich selbst überlassen. Da es unter ihnen selbst immer mehr Feige und Verräther gab, so rieth auch dem redlichen Ungar die Vaterlandsliebe, den Streit, welcher nicht mehr glücklich beendiget werden konnte, lieber aufzugeben, als bei hartnäckigem Beharren das allgemeine Verderben zu befördern. Die Häupter der Konföderation sahen daher ihre Angelegenheiten von Tag zu Tag mehr verfallen; der Feind gewann ihnen Festungen ab, er drückte sie nach Hinterungarn, und würde sie wahrscheinlich in diesem Feldzuge gänzlich bezwungen haben, wenn der Feldmarschall und

der Hofkriegsrath in Wien eines Sinnes gewesen wären.

Mitten im Winter hatte General Löffelholz, der die kaiserlichen Stellungen im Liptauischen kommandirte, Leutschau, die Hauptstadt der Zipser Gespannschaft, belagert, in welcher die aus Ueberläufern bestehende Garnison zum äußersten Widerstande entschlossen war. Ein Zeugwärter des Platzes erbot sich, durch Sprengung eines Pulverthurms der Deutschen die Eroberung zu erleichtern: Löffelholz wartete mit einem Korps in der Nähe des verheerenden Schlages. Die erste Nacht gieng vorüber, ohne daß etwas geschah; in der zweiten führte der Zeugwärter die Verrätherey aus. Der Thurm ward mit einem Theil der Stadtmauer zertrümmert. Schnell von ihrer Betäubung zurückgekommen, eilen Soldaten und Einwohner nach der Bresche, wo sie zu Abschlagung des Angriffs Ein Geist beseelt. Löffelholz, von Kälte erstarrt, und durch das Geschrey der Belagerten von ihrer Bereitschaft unterrichtet, hielt nicht für räthlich ihn zu thun; er zog zurück und sendete den Belagerten einen Auffoderungsbrief. Die Antwort, welche sie gaben: „Wenn in ein und zwanzig Tagen Rakoczy nicht zum Entsatz komme, wollten sie in Ueberlegung nehmen, was zu thun sey," überzeugte den General, wie wenig der Unfall diese Gemüther gebeugt und wie wenig Hoffnung er habe, ohne förmlichen Angriff Meister des Platzes zu werden. Da es hiezu an allen Erfordernissen fehlte, so suchte er nochmals Hülfe bei der Verrätherey, wozu die Gemahlinn des Kommandanten, eine Deutsche und von ihrem Gatten herzlich geliebt, sich hergab. Mit künstlicher Vorstellung der schröcklichen Zukunft, die ihrer Liebe und ihrem Leben drohe, wußte dieselbe das Herz dieses entschlossenen Krie-

gers,

gers, Stephan Andrazy, zu bestricken, daß er den Kaiserlichen die Festung zu übergeben versprach, wenn man der Besatzung einen kriegerischen Abzug zugestehen wolle. Heisters geschärfte Befehle banden Löffelholzen die Hände; er durfte nichts gestatten als Abzug ohne Waffen, und dieß schlug die Besatzung schlechterdings aus. Voll Argwohn, daß Löffelholz eine solche Bedingung mache, um das Verbrechen der Heeresflucht desto ungehinderter an ihr bestrafen zu können, wollte sie ihr Leben lieber in Vertheidigung der Stadt, als unter der Hand des Henkers verlieren. Weise benutzte der General diese Stimmung zu dem Erbieten der kaiserlichen Gnade, wenn das Besatzungsregiment unaufgelöst zu der deutschen Armee übergehen werde. Nicht für Ungarns, nur für ihr eigenes Schicksal besorgt, stimmten die Belagerten dem Vorschlag gerne bei, und so gewann Löffelholz dem Kaiser Leutschau und ein tapferes Regiment.

Von der steigenden Erbitterung, mit welcher der Streit geführt wurde, zeuge ein einziges Beispiel. Oczkay, der von Rakoczy zu dem Kaiser übergetreten war, hatte, als er mit geringer Bedeckung eines seiner Güter besuchte, das Unglück, von einem Insurgentenhaufen aufgehoben und nach Neuhäussel gebracht zu werden, wo er zum Lohn seines Abfalles den Kopf verlor. Kaum erfuhr Heister das Ende dieses Generals, als er einen gefangenen Brigadier, einen Obersten und Obristlieutenant auf gleiche Weise hinrichten ließ. Die Rache war grausam. Oczkay starb als Verbrecher, und nur einen gleichen Verbrecher durfte Heister der Vergeltung opfern; die drei Ungarn aber waren ehrliche Männer.

Als der Sommer eintrat, vertraute Heister dem Grafen Nadasti mit fünf Bataillonen und zwei Reu-

terregimentern die Hut über die nächsten Provinzen am rechten Donauufer, dem General Nehm mit zwei und zwanzig Schiffen, zwei tausend deutschen Reutern und einem Raizenheer die Bewahrung der untern Donaupässe; er selbst gieng mit siebentausen Mann bei Gran hinüber nach Oberungarn, um seinem Versprechen zufolge den Krieg in diesem Feldzuge zu beendigen. Heister hatte vorausgesetzt, daß man für hinreichende Befriedigung der Bedürfnisse sorgen werde, es war auch feierlich versichert worden; aber er mußte zwei Monate in Unthätigkeit verstreichen sehen, weil es auch dießmal an allen Nothwendigkeiten zur Eröffnung des Feldzuges fehlte. Erst im Junius war er im Stande, seine Unternehmungen mit der Belagerung von Neuhäussel zu eröffnen; aber auch jetzt noch, als er die Umzinglung der Festung so wohl angeordnet hatte, daß er des guten Ausganges gewiß war, durfte er nicht nach seinen Einsichten handeln. Ein Befehl des Hofkriegsraths, wo man des Obergenerals Maaßregeln mit heimlicher Feindschaft betrachtete, legte ihm auf, die zertheilten Truppen in Ein Heer an den Ipolfluß zu sammeln, damit zugleich mit Neuhäussel auch Niederungarn und die Theiß an seiner Aufmerksamkeit Theil haben könnten. Indem der Feldherr gehorchte, erklärte er laut die Zwecklosigkeit dieser Stellung, weil der Feind, statt zu einem entscheidenden Treffen heranzurücken, vielmehr ungehinderter seine Streifzüge fortsetzen werde, weil es ungereimt sey, die Thiere eines unermeßlichen Waldes auf einem Punkt zu bewachen, während sie auf hundert andern hervorbrechen könnten, weil endlich auch Neuhäussels schleunige Eroberung einen lebhaften Angriff erfodere. Wirklich sah man sich vor dieser Festung nach großem Zeitverlust zu Eröffnung der Laufgräben genöthi-

get,

get, und es kostete eine achttägige Beschiessung, ehe sie den Deutschen überliefert wurde.

Zufrieden, diesen Hauptsitz der Konföderirten, den Wiener Neidern zum Trotz, für seinen Kaiser gewonnen zu haben, verließ Heister das Heer, und übergab dem Grafen Palffy die Beschließung des Feldzugs. Dieser zog von Neuhäussel vor Erlau, dessen Befehlshaber mit den Deutschen ein heimliches Verständniß unterhielt. Die Belagerer rückten daher mit ihren Werken um so geschwinder vor, je weniger Widerstand man sie finden ließ; und kaum hatten ihre Minirer die Spitze eines Bollwerks gesprengt, als der Verräther die Festung übergab.

Der General Löffelholz setzte inzwischen mit gleichem Glück seine Siege im Gebirge fort. Das Zipser Haus, auf drei Seiten unzugänglich, auf der vierten mit guten Werken verwahrt, fiel vermittelst einer langwierigen Umzinglung. Vor Eperies zwar, wohin die katholischen Einwohner den General heimlich eingeladen hatten, zog er nach entdeckter Verschwörung ohne Verrichtung zurück, fast alle Bergfestungen aber unterwarfen sich seinen Waffen; zweitausend Ungarn, die letzten, so in dieser Gegend sich zu zeigen wagten, wurden bei Patakin aufgerieben, die Stadt Bartefeld am Fuß des carpatischen Gebirges genommen, endlich selbst Eperies ohne Widerstand besetzt.

Rakoczy hatte seit der Eröffnung des Feldzuges seine letzte Macht an der Theiß versammelt, Zollnok befestiget, und bei dieser Stadt ein verschanztes Lager für fünfzehentausend Mann errichtet. Um Neuhäussel nicht ohne Rettungsversuch übergehen zu lassen, arbeitete er an einer neuen Entzündung des Feuers in Niederungarn. Eine Menge Flösse und Schiffe, das Werk der Winterbeschäftigung, giengen zu dem

Ende

Ende auf der Theiß hinunter, um einen Heerhaufen auf das rechte Donauufer zu bringen, wo Petrasch dasselbe mit Tschaiken und Raizen bewachte. Als nach langem Fleiß die Wächter nachläßig wurden, gelang es dem ungarischen Anführer, Adam Balogh, mit tausend Pferden oberhalb Földvarin überzusetzen; und welch ein Glück es war, daß Petrasch zu Abtreibung eines weit stärkern Haufens bei der Almasierinsel noch zeitig genug ankam, zeigte sich deutlich an dem Unwesen, welches Baloghs wenige Schaaren in Niederungarn trieben. Schnell wie ein Pfeil durchstreiften sie das Land von einem Ende bis zum andern, setzten Wien in Unruhe, verbrannten die Stadt Günz, und wurden überall um so mehr gefürchtet, je stärker sie bei der Geschwindigkeit ihrer Expeditionen zu seyn schienen. Die Generale Nehm, Nadasti, Schilling, Monticelli, lauerten ihnen jeder mit einem Korps auf, ohne daß Balogh zu einem ernstlichen Gefecht hätte gebracht werden können. Als er endlich nach dreimonatlichen Streifereien, ohne Hoffnung von dem linken Donauufer verstärkt zu werden, und an Mannschaft geschwächt, den Heimweg über die Donau suchte, ward er bei Ilipalanka geschlagen, gefangen, und endete zu Essek unter Henkers Hand.

An der Theiß erlitten die Konföderirten ebenfalls vielfachen Verlust. Besorgt, aus Zollnok ein zweites Neuhäussel entstehen zu sehen, erschien General Cusani mit einem Theil des siebenbürgischen Heers, nach einem zehentägigen Marsch, plötzlich vor dieser Festung, und foderte, als seine Batterien zum Entzünden bereit stunden, die Besatzung unter Ankündigung des gewissen Todes, sobald ein einziges Stück abgebrannt werden müße, zur Uebergabe auf. Diese Drohung wirkte um so eher, je weniger Zollnok auf

Ent-

Entsatz hoffen durfte, je mehr die Deutschen den Ungarn als unglücklichen Rebellen begegneten. Gleich nach der ersten Auffoderung zog der Kommandant mit der Garnison nach Kaschau, welches nun von weitem eingeschlossen wurde.

Am Ende des Feldzuges waren nur noch wenige Gespannschaften in Rakoczy's Gewalt; nur Kaschau und Mongatsch noch waren im Innern des Landes die Säulen der Konföderirten. Was ihrer Sache noch überdieß einen starken Stoß gab, und selbst die Hoffnung des Fürsten Rakoczy nicht wenig erschütterte, war, daß neben so vielen andern nun auch der Graf Karoly ihre Partei verließ, und im Begriff stand, sich dem Kaiser zu unterwerfen. So gerieth die Sache der Mißvergnügten in immer tieferen Verfall, und alles neigte sich offenbar zum Frieden. Es waren Wenige, die nicht, durch den erlittenen vielfachen Verlust erschreckt, oder durch die Beredsamkeit des Grafen Karoly besiegt, die Waffen entweder wirklich niederlegten, oder wenigstens geneigt waren, es zu thun. In einer so verzweifelten Lage wollten sie lieber diejenigen Bedingnisse, die ihnen der Wienerhof bereits angeboten hatte, willig annehmen, und sich dadurch, da es ihnen noch frei stand, selbst retten, als durch längeres Ausharren bei der Partei sich dem augenscheinlichen Untergange muthwillig aussetzen.

Der Graf Palffy säumte nicht, diese günstige Stimmung mit Klugheit zu benutzen. Er fieng geheime Unterhandlungen mit einzelnen Magnaten an, und seine Vorstellungen von dem Unglück des Vaterlandes, von der verschwundenen Hoffnung eines glücklichen Ausgangs, und von der bereitwilligen Gnade des Kaisers fanden um so leichter Eingang, da die Gemüther schon vorher einer Aussöhnung geneigt waren.

waren. Selbst Rakoczy hielt, auf Karolys Zureden, mit Palffy eine Zusammenkunft, bei welcher zwar das Mißtrauen des Fürsten und seine Hoffnung zu der Freundschaft des Königs von Frankreich keinen Schluß zuließ, doch aber zu ruhiger Ueberlegung ein Waffenstillstand auf drei Wochen verabredet wurde. Während dieser Zeit ward von beiden Theilen zu Debreczyn ein Kongreß eröffnet, auf welchem der österreichische Staatssecretair Lindenheim die gnädigen Erbietungen seines Herrn vortrug. Graf Karoly verdoppelte jetzt seine Bemühungen, die Mißvergnügten einem Vergleiche geneigt zu machen, und Rakoczys hohen Sinn durch lebendige Verhältnisse herabzustimmen. Mit Selbstverläugnung setzte endlich der Fürst an den Kaiser ein Schreiben auf, ohne jedoch sich so weit überwinden zu können, daß er darinn die Sprache des Gnadeflehenden geführt, den Kampf der Freiheit im Lichte der Rebellion vorgestellt, und, nicht als Haupt der Konföderation für alle Mißvergnügte, sondern als reuiger Sünder für sich allein die Wiederkehr der kaiserlichen Gunst verlangt hätte. Graf Palffy, dem er eine Abschrift nach Debreczyn sandte, fand es nöthig, die Fehler des Briefs, um welcher willen derselbe in Wien kein Glück machen werde, dem Verfasser anzuzeigen, der nun eine Antwort gab, die zur nähern Kenntniß des Mannes in der Geschichte eine Stelle verdient.

So schrieb Rakoczy: „Ich bin nicht so unwissend, daß ich in dem, was Königen gebührt, eines Unterrichts bedürfte. Uebrigens wird mich nie jemand bewegen, daß ich mich als Rebellen erkenne. Von Dir selbst habe ich gehört, daß man die Seele Gott, Leben und Blut dem Fürsten, die Ehre sich selbst erhalten müsse. Meine Pflicht rief mich zu den Waffen, nicht sowohl weil ich durch ungesetzli-

thes Urtheil zum Tode verdammt wurde, als weil ich, nach geschehener Vernichtung des Andreasischen Dekrets, auf den Reichstagen auch die gerechtesten Foderungen verachten sahe. Wenn ich aber in dem Schreiben mehr für die Konföderirten als für mich selbst besorgt gewesen bin, so hab' ich die Treue, die wir einander zugeschworen haben, nicht verletzen mögen, und billig würd' es mir zur Schande gedeutet, wenn ich ein anderes Schicksal, als jene, haben wollte."

Ohne Aussicht, die Konföderation länger zusammen zu halten, und nicht sicher gegen Verrätherey, entwiech hierauf der unglückliche Fürst mi tseinem getreuen Gefährten Bereczeny nach Polen; zu stolz auf seine Sache, um zu bitten, zu mißtrauisch gegen den Wienerhof, um der scheinbaren Güte sich preis zu geben. Nach der Entfernung dieser beiden Oberhäupter eilte Graf Palffy, die Unterhandlungen zu beendigen. Aber beinahe hätte ein äußerst unerwarteter Vorfall dieselben hemmen, und den ganzen Friedensplan vereiteln können. Als man sich nemlich am eifrigsten mit den Berichtigungen der Friedensbedingungen beschäftigte, und die Sache dem Schlusse schon ziemlich nahe war, traf bei den kaiserlichen Bevollmächtigten ein Courier mit der traurigen Nachricht ein, daß der Kaiser Joseph am siebenzehnten April des Jahres ein tausend siebenhundert und eilf in seinem drei und dreissigsten Jahre an zurückgetrettenen Kinderblattern gestorben sey.

Ein solcher Fall hätte zu keiner gelegenern Zeit sich ereignen können. Die Gemüther der Ungarn gliechen gewissermaßen noch einem schwachen Rohre, welches der geringste Wind auf die andere Seite hinüber wehen kann. Wie leicht hätte eine Kenntniß von dem Tode des Kaisers eine plötzliche Aen-

derung

derung in ihren Gesinnungen hervorbringen, und sie verleiten können, sich unter dem Vorwande, daß ihnen die Gesinnung seines Nachfolgers unbekannt, und daher Sorgfalt für ihre Sicherheit nothwendig sey, mit neuem Muthe und neuer Kraft aufzuraffen? Die kaiserl. Bevollmächtigten thaten bei dieser Gelegenheit, was kluge Männer unter solchen Umständen thun können. Damit die Mißvergnügten durch keine Veranlassung in ihrem guten Vorhaben wankend gemacht werden möchten, ließen es die beiden Unterhändler ihre erste Sorge seyn, die Nachricht vom Tode des Kaisers vor denselben geheim zu halten. Das Glück begünstigte die Maaßregel der Klugheit auf eine nicht gemeine Art. So schwer es sonst ist, Nachrichten von dem Absterben großer Monarchen, die sich gewöhnlich wie ein Laufmeer verbreiten, auf längere Zeit zu verbergen, so gelang es ihnen doch dießmal, die Verbreitung des Gerüchts von Josephs Tode fast vierzehn Tage lang zu verhindern. Die bisher eingeschlossene Festung Kaschau, diese letzte Stütze des Fürsten Rakoczy, ward inzwischen den Kaiserlichen übergeben. Dadurch erhielten die Mißvergnügten einen Grund mehr zur Unterwerfung; die Friedensunterhandlungen wurden am neun und zwanzigsten April des Jahres ein tausend sieben hundert und eilf zu Szathmar geendiget, und am ersten May zu Kavol von den versammelten Ständen unterschrieben und beeidiget. Der ganzen Nation wurde ihre alte konstitutionsmäßige Freiheit, und den Akatholiken ihre gesetzmäßige freie Religionsübung bestätiget. Alle Kirchen- Civil- und Militairstellen im Reiche sollten von nun an blos mit Eingebohrnen besetzt, und auf den Reichstagen für jede Beschwerde Abhülfe gesucht werden. Dem Fürsten Rakoczy wurde eine vollkommene Verzeihung

und der freie Besiz seiner Güter zugesichert, wenn er innerhalb drei Wochen dem Kaiser den Eid der Treue leistete, auch demselben alle Festungen überlieferte, die er noch besetzt hielt; unter diesen Bedingungen könnte er auch in Polen bleiben, und seine Kinder könnten losgelassen werden. Allen Ungarn und Siebenbürgen, die wider den Kaiser im Aufruhr gewesen, wurde unter gleicher Bedingung, uneingeschränkte Vergessenheit des Vergangenen, und unverzügliche Zurückstellung ihrer eingezogenen Güter verwilliget. Nicht weniger sollten die Wittwen und Waisen der, während der Unruhen gestorbenen Ungarn in den Besitz ihres Erbes eingesetzt, oder, wenn dieß nicht sogleich möglich wäre, auf andere Art entschädiget werden.

So hatten also die ungarischen Konföderirten den Kampf um die Freiheit doch nicht umsonst unternommen, da ein großer Theil ihrer Beschwerden abgestellt, ein neues Dokument für ihre Konstitution erlangt, und der Wiener Hof von seinem Unterdrückungssystem zurückgebracht wurde. Der Friede, den die Bevollmächtigten schlossen, war ein Beispiel hoher Mäßigung und Klugheit, das auch bei einem Volke, wie die Ungarn sind, seiner Absicht gewiß entsprechen mußte. Rakoczy sah aber doch sein Vaterland nicht wieder. Von Polen begab er sich nach Frankreich, nahm zulezt seinen Aufenthalt in der Türkey, und starb am achten April des Jahres ein tausend siebenhundert und fünf und dreissig auf seinem Landgute in Rumelien. In der Einsamkeit schrieb er in französischer Sprache Denkwürdigkeiten über die wichtigsten Ereignisse seines Lebens, die von vielem Geiste zeugen.

VII.

VII.

Unruhen in Hamburg.

In den Jahren 1707 und 1708.

I.

Der Pöbel in Hamburg stört die öffentliche Ruhe und widersetzt sich dem Magistrat.

Die Reichsstadt Hamburg, blühend durch ihren Handel, ihre Schiffahrt und ihre Fabriken, wurde bald nach dem Anfange des achtzehenten Jahrhunderts in eine unangenehme und gefährliche Lage versetzt; das schwarze Gift der Empörung drohte die glückliche Regierungsverfassung zu verderben. Die Veranlassung dazu gab die Meinung der hamburgischen Bürgerschaft, daß der Magistrat seine Gewalt mißbrauche, despotisch regiere, und die Gerechtsame des Volks gegen Recht und Herkommen einschränke. Einige unruhige Köpfe widersetzten sich mit gewaffneter Hand der Vollziehung obrigkeitlicher Befehle, und bald maßten sich die Bürgerversammlungen die höchste Gewalt an. Es kam zu Thätlichkeiten, es wurde Blut vergossen; auf der Börse insbesondere herrschte großer Tumult.

Eine

Eine kaiserliche Untersuchungskommission sollte die Beschwerden beider Theile vernehmen und den Frieden wieder herstellen. Das war aber nicht nach dem Sinne des Pöbels; er wußte die Absendung der Kommissarien zu hintertreiben; ward nun immer ungezogener und ungestümmer, gefährdete die öffentliche Ruhe auf mannigfaltige Art, und suchte die höchste Gewalt an sich zu reissen. Zu beklagen war es, daß gerade diejenigen, welche vor allen den Frieden und die Verträglichkeit hätten befördern sollen, der Unzufriedenheit der Bürger neue Nahrung gaben. Die Geistlichen, ihres Amtes und ihrer Pflicht vergessend, reitzten durch ihre Predigten die Dummheit des Janhagels bis zu förmlicher Empörung. An ihrer Spitze stand der Doctor Mayer, Pastor an der Jakobskirche; sein herrschsüchtiger, unruhiger Geist strebte nach Einfluß in die Regierung der Stadt. Mit vieler Mühe gelang es dem Magistrat, den gefährlichen Mann aus der Stadt zu bringen. Mayer gieng als Pastor nach Greifswalde; kaum aber war er dort angelangt, so sehnte er sich wieder nach Hamburg zurück, und seine Anhänger verlangten ihn auch wieder. Der Magistrat, der jedoch sehr froh war, den stolzen und unruhigen Mann entfernt zu haben, suchte es auf alle Art zu verhindern, daß Mayer nicht wieder zurückkommen möchte. Seine Bemühungen unterstützte der Senior des Ministeriums, Winkler, ein friedliebender Mann und redlicher Patriot. Ganz andere Gesinnungen hegte sein Kollege Christian Krumholz, Prediger an der Peterskirche; er nahm mit Heftigkeit die Parthie des Doctor Mayers, und verlangte an der Spitze des unruhigen Pöbels die Zurückberufung desselben. Da es ihm nicht gelang, entzog er sich aller Verbindung mit der übrigen Geistlichkeit, und keine Ermah-

mahnung war im Stande, ihn zur Erfüllung seiner Schuldigkeit zu bringen. Dabei fuhr er eifrig fort, die Bürgerschaft zur Empörung zu reitzen. Dieß zeigte sich, als der Magistrat einige Bürger, welche wegen der mayerischen Vokation eine Schlägerey angefangen hatten, ins Gefängniß werfen ließ; die Bürgerschaft, von Krumholz aufgereitzt, stürmte das Gefängniß, und setzte die Verhafteten aus eigener Macht wieder in Freiheit.

Solche ärgerliche Auftritte ereigneten sich mehrmals, und die Ruhestörer ließen keine Gelegenheit unbenutzt, der öffentlichen Gewalt Hohn zu sprechen. Ein Hamburger, Namens Barthold Feind, der um diese Zeit zu Halle studirte, hatte seiner Uebersetzung einer holländischen Satyre einige Verse vorgesetzt, welche auf die unruhigen Bürger zu Hamburg Beziehung zu haben schienen. In einem andern Aufsatze, der in einem Journal abgedruckt wurde, sprach er zum Lobe des kürzlich verstorbenen braven Seniors Winkler, rühmte seine guten Eigenschaften, sein kluges Betragen bei den hamburgischen Unruhen, und seinen Abscheu gegen die Verführer des Volks. Beides nahm Krumholz für Schmähschriften auf; er glaubte in der Erzählung der Tugenden des Verstorbenen die Bestrafung seiner eigenen Laster zu erblicken, und zog die satyrischen Ausdrücke auf die Bürger in Hamburg. Beide Schriften brachte er auf die Kanzel, und stellte seinen Anhängern vor, daß sie als störrische Rebellen geschildert worden wären. Mit schäumendem Munde schrie er das Anathema über den Verfasser aus, verlangte, daß die Papiere durch den Henker verbrannt werden sollten, und erklärte den Autor des Staupenschlages würdig.

Es läßt sich leicht denken, daß der gereitzte Pöbel eine solche Aufforderung nicht unbeachtet ließ.

Ein

Ein Bortenwirker, Namens Stilke, der Abschaum des Janhagels, trat als Sprecher in einer Bürgerversammlung auf, entwickelte den Vorschlag des bethörten Predigers, und drang auf dessen Vollziehung. Die aufgereitzte Bürgerschaft verlangte vom Magistrat, daß er dem Autor und dessen Schriften die wohlverdiente Strafe zuerkennen möchte, sie fand aber natürlich kein Gehör. Doch das half nichts, denn Stilke trieb es mit seinem Anhange so weit, daß Feinds Schrift, in Gegenwart der versammelten Bürger, bei einbrechender Nacht, alles Widerspruchs der Obrigkeit ungeachtet, durch den Henker verbrannt wurde.

Der Autor, dessen Schriften ein solcher Schimpf widerfahren war, beklagte sich bei dem Magistrat über das tumultuarische Verfahren der Rebellen, und verlangte Genugthuung. Dieß brachte aber die unruhigen Köpfe in eine neue Gährung. Krumholz brachte nun auch die Vertheidigung des Autors auf die Kanzel, und nannte sie ein teuflisches Pasquil. Die Folge davon war, daß diese und die von Feind herausgegebene Beleuchtung des Volks, über das unsinnige Betragen des Priesters, neuerdings und ohne alle processualische Form durch die Hand des Henkers dem Feuer aufgeopfert wurde. Nicht zufrieden mit dieser öffentlichen Beschimpfung, beschlossen die Rebellen, auch an der Person des verwegenen Autors Rache zu nehmen. Dieser war ins schwedische Gebiet, nach Stade, geflüchtet, und die schwedische Regierung erklärte, daß sie ihn schlechterdings nicht ausliefern würde. Die Rebellen ließen sich dadurch nicht befriedigen, sondern sie verlangten nunmehr, daß Feind im Bildnisse gehängt werden müßte. Als der Magistrat sich hierzu nicht verstehen wollte, entstanden größere Unordnungen, als zuvor. Die Re-

bellen

bellen stürmten das Rathhaus, und entsetzten mehrere Magistratsglieder, die ihnen am meisten verhaßt waren, ihres Amtes. Die Verkäufer der feindischen Schriften wurden aus der Stadt verwiesen, das gemeine Volk lief bewaffnet zum Rathhause, machte eigenmächtige Statuten, faßte Beschlüsse und schrieb sogar Gesetze vor. Alle Geschäfte geriethen in eine verderbliche Stockung, und die Unordnung wuchs mit jedem Tage. Niemand hatte Lust Abgaben zu bezahlen, und der Magistrat mußte der Garnison den Sold schuldig bleiben. Krumholz donnerte von seiner Kanzel herab auf die Rathsherren, weil sie den Pasquillanten nicht bestraft hätten, und predigte statt des Evangeliums Empörung. Der Rath suchte ihn durch gütliche Vorstellungen von seinem verkehrten Wege abzubringen, allein Krumholz war für keine Zurechtweisung empfänglich, er schüttete vielmehr von neuem auf der Kanzel Gift und Galle aus, und schalt nun auch die Rathsherren Pasquillanten, weil sie nicht seiner Meinung waren, und seine verkehrten Anschläge tadelten.

2.

Ankunft einer kaiserlichen Kommission und einer militairischen Macht. Wiederherstellung der Ruhe.

Der Geist des Widerstrebens und der Empörung war in der Stadt so weit verbreitet, daß es dem Magistrat an Mitteln fehlte, mit Gewalt dem Unwesen ein Ende zu machen. Ein ganzes Jahr lang erneuerten sich die Unruhen bei jeder Veranlassung, die Erbitterung der Bürgerschaft gegen den Magistrat war noch immer im Zunehmen, und man

muß-

mußte blutige Auftritte befürchten. Der Kaiser, als Oberhaupt des deutschen Reichs, konnte die Abscheulichkeit dieser Auftritte, und die strafbare Widersetzlichkeit der Bürger nicht länger mit gleichgültigen Augen betrachten. Der Umsturz aller guten Ordnung war mit Recht zu besorgen, und der Wohlstand der gesammten Republik stand auf dem Spiele. Man fürchtete, der schwächere Theil möchte auf den Gedanken gerathen, sich lieber der Krone Dänemark zu unterwerfen, als der Gegenpartei nachzugeben, und daraus hätten leicht unabsehbare Irrungen entstehen können. Um dieser vorzubeugen, gab der Kaiser Joseph der Erste den Directoren des niedersächsischen Kreises, dem Könige von Preußen, dem Churfürsten von Braunschweig und seinem eigenen Gesandten am niedersächsischen Kreise, dem Grafen von Schönborn, den Auftrag, die Ursachen dieser Unruhen zu erforschen, und zur Unterdrückung derselben die wirksamsten Mittel zu ergreifen. Der Kaiser gab zugleich dem Magistrat von seiner Absicht durch ein Rescript Nachricht, und gebot ihm und der Bürgerschaft, sich seinen Befehlen zu unterwerfen.

Ganz Hamburg kam bei dieser Nachricht in Bewegung, und die unruhigen Köpfe waren wie vom Donner gerührt. Sie sahen das Ungewitter sich von ferne zusammen ziehen, das über ihre sträflichen Häupter losbrechen sollte. Gänzlich entsank ihnen der Muth, als sie bald darauf hörten, die Kommission werde ihre Untersuchungen in Begleitung einer ansehnlichen militairischen Macht anstellen, um der Vernunft den Weg zu bahnen. Dieß war auch keineswegs ein leeres Gerücht, denn es waren zwölf tausend Mann auf dem Marsch gegen Hamburg. Damit die Kommission ihr Geschäft ungestört verrichten konnte, wurde der König von Dänemark

Kaiser und von den Kreisdirectoren ersucht, die gute Absicht nicht zu hindern, sondern vielmehr befördern zu helfen. Der König hatte auch gar nichts dagegen einzuwenden; nur rieth er, mehr gelinde als strenge Mittel zu brauchen, und wenn die letztern nöthig seyn sollten, darauf Rücksicht zu nehmen, daß der dänischen Handlung, so wie dem Lande und der Nation, kein Nachtheil zugefügt werden möchte.

Durch diese Erklärung des Dänischen Hofes wurde den Unruhestiftern die letzte Hoffnung entzogen. Zwar wurde durch gedruckte Blätter, von Altona aus, die Nachricht verbreitet, daß der König von Dänemark mit dem kaiserlichen Vorhaben durchaus unzufrieden sey. Als aber der Gesandte des Kaisers bei dem dänischen Hofe sich deshalb beklagte, verfügte der letztere die Konfiscirung der gedachten Blätter. Die Sache behielt also ihren Fortgang. Am sechsten May des Jahres ein tausend siebenhundert und acht näherten sich mit den Kommissarien zwölf tausend Mann schwedische, preußische, hannövrische und wolfenbüttlische Truppen der Stadt; ein vor der Kommission abgesandter Minister trat öffentlich auf, und erklärte: das Kreis-Directorium habe sich gezwungen gesehen, dem Kaiser die Unruhen einzuberichten; die Erfahrung lehre schon seit langer Zeit, wie wenig die Stadt im Stande sey, sich selbst zu helfen, die Kommission habe also die Mühe übernommen, für das daurende Wohl des Magistrats und der Bürgerschaft zu sorgen. Zu gleicher Zeit war die Ankunft der Truppen angekündiget.

Die Hamburger waren über diese Erklärung sehr betroffen; sie bezeugten durchaus keine Lust, sich durch gewaltsame Mittel zur Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung zwingen zu lassen. Es verflos-

sen

sen viele Tage, ehe man sich zur Annahme der Kommission und zur Aufnahme der Truppen entschloß. Einige unruhige Köpfe öfneten die Schleußen und setzten das Land unter Wasser, um die Annäherung der Truppen zu verhindern. Allein die Stadt ward dennoch von den Kreisvölkern enge eingeschlossen. Auch dadurch wurde die einschließende Mannschaft nicht erschüttert, daß der Kommandant mit dem Feuer der Kanonen drohte. Die Minister der Seemächte riethen dem Magistrate zur Annahme der Kommission; der kaiserliche Gesandte foderte binnen vier und zwanzig Stunden eine Erklärung über den Einmarsch der Truppen, und drohte Gewalt nach dieser Zeit; zugleich ward dem hamburgischen Kommandanten im Namen des Kaisers verboten, sich gegen die Kommission gebrauchen zu lassen. Allmählich erkannten die Hamburger die Nothwendigkeit, sich der Kommission zu unterwerfen, wenn sie sich nicht selbst unglücklich machen wollten. Sie verlangten indessen, die Konferenzen sollten außer Hamburg gehalten werden, und die Seemächte sollten die Garantie leisten, daß die Stadt vom Könige von Dänemark weder unter dem Titel der Protektion noch aus einer andern Ursache beschwert werde; auch wollten sie keine Truppen aufnehmen. Allein auf diese Vorschriften ließen die Kreisgenerale nur das Wort Bombardement fallen, und bald änderte sich die Scene. Reiche Leute, welche prächtige Häuser, Kaufleute, welche gefüllte Gewölbe hatten, fürchteten nichts so sehr als ein Bombardement. Es blieb den Republikanern nichts übrig, als willige Unterwerfung; sie baten also nur, die Stadt mit feindseliger Behandlung zu verschonen, und erklärten, nicht nur die Kommission bereitwillig ohne Bedingung anzunehmen, sondern auch zwei tausend Mann Fußvolk mit

drei

drei hundert Reutern Kreisvölker einmarschiren zu lassen. Die Kommission bestand zwar anfangs darauf, daß man mehr Mannschaft aufnehmen müßte; durch die Vorstellungen des holländischen und englischen Ministers ließ sie sich aber von dieser Foderung wieder abbringen; doch wurde dabei zur Bedingung gemacht, daß die Garnison dem Kaiser und der Kommission schwören sollte.

Sobald die Truppen einmarschirt waren und die Kommission ihre Sitzungen eröffnete, wurde der Prediger Krumholz mit einer starken Wache aus seiner Wohnung geholt, und auf das einbekische Haus in Verwahrung gebracht. Der Bortenwirker Stilke und einige andere Rebellen kamen auf die Hauptwache. Da mehrere andere, die man gefangen nehmen wollte, sich unsichtbar gemacht hatten, so versprach der Magistrat jedem, der einen von ihnen entdecken würde, eine Belohnung von hundert Thalern; den Hehlern ward Gefängniß gedroht. Eine allgemeine Versammlung des Raths und des Volks setzte sieben verstossene Rathsherren wieder in ihre Stellen ein.

Diese vorläufigen Vorkehrungen waren hinreichend, die unruhigen Köpfe zur Besinnung zu bringen, und die Ruhe wieder herzustellen. Aber bald erfuhren die Hamburger zu ihrem Schrecken, daß sie theure Gäste in ihre Stadt aufgenommen hätten, die sich ihre Bemühung wohl bezahlen ließen. Die Kommission verlangte zweimal hundert und sechs und dreissig tausend Thaler für die Kreistruppen, und überdieß monatlich zwei und zwanzig tausend für die Mannschaft, welche bis zu Ende der Kommission in Hamburg liegen blieb. Der Kommission sollten ausserdem täglich auch noch hundert Thaler bezahlt werden. Die Hamburger fanden diese Rechnung freilich

über-

übertrieben; als man ihnen aber aus den Reichsgesetzen bewies, daß die Foderung gegründet wäre, so bequemten sie sich, die erste Foderung mit zweimal hundert und sechstausend Thalern abzutragen. Davon bekam Schweden 75,760, Preußen 55,111, Hanover 29,042 und Wolfenbüttel 46,343 Thaler. Die Kreistruppen zogen hierauf wieder ab.

Die Kommission machte nun einstweilige Verfügungen, wie die Regierung künftig eingerichtet werden sollte. Die eigentliche Vollendung ihres Geschäftes verzog sich aber bis ins dritte Jahr — nicht gerade wegen großer Schwierigkeiten, die zu besiegen gewesen wären, sondern man wollte sich überhaupt nicht übereilen, und dann erhoben sich unter den Kommissarien selbst Rangstreitigkeiten, die auch viel Zeit erfoderten, bis sie gehoben wurden. Einige zeitlang hatte man keinen Rang im Sitzen beobachtet, plötzlich aber verlangte der churbraunschweigische Minister den Rang vor den übrigen, weil sein Principal Churfürst wäre. Die übrigen Gesandten waren nicht seiner Meinung, und behaupteten, ihnen gebühre der Vorrang, weil sie Minister der Directorialstände seyen. Der Braunschweigische Gesandte bemühte sich zwar zu behaupten, daß die Kommission eigentlich eine kaiserliche vorstellte, und daß sie auch wirklich so genannt worden wäre; die übrigen Minister zeigten ihm aber, daß sie ihren Geschäften nach nichts anders, als eine Kreiskommission seyn könnte. So ward noch eine gute Zeit gestritten, bis man wieder zur Hauptsache kam. Der Magistrat und die Bürgerschaft von Hamburg wurden aufgefodert, über die Verbesserung der Gerichts- und Kirchenordnung, Erhebung der Abgaben, die Policey und die Bestimmung der stimmfähigen Glieder der Stadt, Vorschläge zu thun. Die Kommission bestimmte endlich die innere Verfassung

fassung und die Regierungsform der Republik durch eine Verordnung, die vom Kaiser bestätiget, und der Bürgerschaft auf der Börse bekannt gemacht wurde. Krumholz ward zum lebenslänglichen Gefängnisse verurtheilt, Stilke erhielt den Staupenschlag, und damit hatte die Fehde ein Ende.

VIII.

Verschwörung in Portugal.

Im Jahre 1757.

I.

Portugal in der ersten Hälfte des achtzehenten Jahrhunderts. Carvalho's Bildungsgeschichte.

Das Haus Braganza, das seit dem Jahre eintausend sechs hundert und vierzig in Portugal regierte, gab dem Königreiche keinen einzigen ausgezeichneten Regenten, der es vermocht hätte, die Wunden zu heilen, welche eine Reihe unverschuldeter Unglücksfälle einer ehemals so berühmten und mäch-

mächtigen Nation unter dem spanischen Joche geschlagen hatte. Portugal glich jenen Menschen, von denen man sagen kann, daß sie nur einen Augenblick haben in ihrem Leben, wo sie die Bedeutsamkeit und Würdigkeit desselben aussprechen. Das kleine Königreich hatte die Periode seiner Energie, seines Glanzes und seines Ruhmes, vom Anfange des fünfzehenten, bis zum Anfange des sechzehenten Jahrhunderts. Dann sank es nach und nach herab, bis es, in der ersten Hälfte des achtzehenten Jahrhunderts, fast in Vergessenheit und Verachtung gerieth. Seine Entdeckungen und Eroberungen hatten es reich gemacht; sein Reichthum machte es weichlich und unthätig; seine Unthätigkeit abhängig von andern Staaten. Adels-Aristokratie und Pfaffen-Herrschaft vernichteten die königliche Gewalt, die Regenten waren in tiefe unheilbare Schlaffheit, das Regentengeschlecht in eine gänzliche Ausartung versunken. Die Vortheile der für die ganze Menschheit so wichtigen Weltentdeckungen, welche man den Portugiesen verdankte, waren größtentheils in fremden Händen; der unternehmende Geist der Nation war unterdrückt, und die noch übrigen Hülfsquellen wurden durch eine falsche Benutzung mehr schädlich als vortheilhaft. Was konnten die in Brasilien entdeckten Goldminen fruchten, da ihre Ausbeute an den unnützen Bau prachtvoller Klöster und Kirchen *) verschwendet wurde, indessen üppige Priester und

*) Der Bau des Klosters und Pallastes zu Mafra beschäftigte täglich zwölftausend Menschen, die wöchentlich vier und zwanzig tausend Thaler Tagelohn erhielten. Der ganze Bau kostete hundert und fünfzig Millionen Cruzaden, oder halb so viel Speciesthaler. Es wurde im Jahr 1717 angefangen, und 1731 vollendet. Der Baumeister desselben war Ludovici Friedrich, ein Deutscher.

und ein stolzer Adel die Domainen an sich rissen, Ackerbau, Handel und Gewerbe gänzlich darnieder lagen, und ihrem Aufblühen immer mehr Hindernisse entgegen gestellt wurden? Das Volk war von einer rüstigen Thätigkeit zur armseligen Kleinmuth, und von dieser zur schwermüthigen Andächteley herabgesunken, und kroch im Staube vor den Heuchlern, die seine Sinne mit prunkvollen Schaugepränge berauschten, und seinen Geist mit Aberglauben fesselten. So wird dieser feindselige Dämon leicht ein Begleiter der unthätigen Armuth, und tödtet endlich die letzten Aufwallungen der Gefühle von Kraft und Würde.

Portugal bedurfte in einem so versunkenen Zustande der Hülfe eines Mannes, der Macht und Muth genug besaß, um gegen alle Schwierigkeiten anzukämpfen, und ein Volk, welches selbst nicht mehr fähig war, das Gute einzusehen, gewissermaßen mit Gewalt auf eine bessere Bahn zu führen. Dieser Mann war der berühmte Minister Don Sebastian Joseph von Carvalho, Graf von Oeyras, Marquis von Pombal. Mit ungemeiner Kraft und mit noch mehr Kühnheit und Beharrlichkeit faßte er den großen Entschluß, seinem Vaterlande den alten Ruhm und die ehemalige Unabhängigkeit wieder zu geben. Kühn und furchtlos nahm er allen Haß auf sich, der einen Verbesserer der verderbten Staatsmaschine treffen mußte.

Carvalho war der Sohn eines Doctors der Rechte, der Enkel eines Eisenschmids. Man giebt das Jahr ein tausend sechshundert und neun und neunzig für sein Geburtsjahr an. Er sollte die Rechte studiren, allein diese gaben dem feurigen, unternehmenden Geiste des Jünglings keine angemessene Beschäftigung. Der sitzenden Lebensart überdrüssig,

wählte er den Stand des Kriegers, und erhielt eine Anstellung unter der Garde des Königs. Er war ein Jüngling von hohem Wuchs, blühender Gesundheit, riesenmäßiger Körperkraft und kühnem Muthe, dabei ungestümm und leidenschaftlich, dem Vergnügen ergeben, unmäßig in jedem Genuß, unbändig im Zorn, unversönlich im Haß und in hohem Grade rachsüchtig. Die unregelmäßige Lebensart, der er sich ergab, zog ihm Strafe und Zurücksetzung zu. Hierüber verdrießlich, foderte und erhielt er seinen Abschied. Die Einsamkeit, in die er sich auf einige Jahre begab, brachte ihn zur Besinnung, und beförderte die Ausbildung seines Geistes. Seine angenehmen und gesellschaftliche Talente verschafften ihm Aufnahme in den besten Familien, er erhielt selbst Zutritt in mehreren Häusern des höchsten Adels. Seine reitzende Gestalt, Größe und angenehme Sitten verleiteten eine schöne und reiche Wittwe aus dem gräflichen Hause Aveiro, sich heimlich mit ihm zu vermählen.

Die Familie der Dame hielt sich durch diese Verbindung beschimpft, und vielleicht waren es die Verfolgungen derselben, welche Carvalho's Freunde am Hofe bewegten, daß er in Gesandtschaftsangelegenheiten nach London geschickt wurde, um ihnen auf einige Zeit aus den Augen zu kommen. Der ehrgeitzige junge Mann, der weder durch den Glanz, noch durch den Reichthum seiner Familie, sondern allein durch seine Talente sich den Weg zu hohen Ehrenstellen bahnen konnte, fand hier eine erwünschte Gelegenheit, seinen wißbegierigen Geist zu bilden, und ihn weit über den engen Gesichtskreis seiner Landsleute zu erheben. Ein Königreich, wie England, wo der Handel und seine Wirkungen sich in der schönsten Gestalt zeigten, wo ein demokratischer Geist

eine

eine innere Thätigkeit hervorbrachte, und das als ein protestantisches ihn von den Vorurtheilen befreite, welche er abzuwerfen Kühnheit genug hatte, war gewiß dazu geeignet, einen Geist zu befruchten, den die Ahndung seiner Bestimmung und seines wahren Wirkungskreises von frühe rastlos antrieb, sich diesen Wirkungskreis zu verschaffen. Als er nach einigen Jahren in sein Vaterland zurück kam, ward er mit geheimen Aufträgen nach Wien geschickt. Hier vermählte er sich, da seine erste Gemahlinn gestorben war, mit einer Schwester des Grafen Daun, Feldmarschalls bei der österreichischen Armee. Die Königinn von Portugal, die, von Geburt selbst eine deutsche Prinzessinn, sich ein Vergnügen daraus machte, den Mann aus ihrem Vaterlande nach Portugal zu ziehen, unterstützte ihn bey der Bewerbung um diese reiche Partie. Er kam nun nach Portugal zurück, in der Hoffnung Staatsrath zu werden. Allein alle Bemühungen der Königinn und seiner Gönner konnten bei dem alten Könige Johann dem Fünften nichts ausrichten. Unwillig sagte er einst: „Was quält ihr mich doch immer mit diesem Manne! Glaubt ihr etwa, ich kenne den Umfang seiner Fähigkeiten nicht: ja, ich weiß, daß er zu nichts weiter tüchtig ist, als einen Kramladen zu führen, oder höchstens ein Rabulist zu werden. Euch alle wird er uneins machen. Ich kenne sein hartes Herz, es ist mit Haaren bewachsen" — eine portugisische Redensart, die so viel sagt, als: sein Herz ist hart wie Stein.

Carvalho fügte sich gelassen in sein Schicksal. Ohne Widerstreben ertrug er die Abneigung des Königes und die Demüthigungen, die der hohe Adel sich gegen ihn erlaubte, in Erwartung einer bessern Zukunft. Der große Einfluß, den die Jesuiten bei

 Hofe

Hofe hatten, bestimmte ihn, sich um die Gunst dieser heiligen Väter zu bewerben. Es gelang ihm, die Scharfsehenden zu täuschen; nicht blos das Publikum, sondern sie selbst hielten ihn für einen der Ihrigen. Besonders eng schloß er sich an den Pater Moreira, Beichtvater des Thronerben an, der dann auch diesem einen, seinen Absichten gemäßen, guten Begriff von ihm beibrachte. Sonach fand die Königinn, die seine standhafte Beschützerinn geblieben war, um so weniger Schwierigkeit, als sie ihn gleich nach dem Tode ihres Gemahls, ihrem Sohne, Joseph dem Ersten, zum Staatssecretair der auswärtigen Angelegenheiten empfahl. Von diesem Augenblicke an, begann Carvalho seine merkwürdige Laufbahn, die er bis an den Tod seines Königes sieben und zwanzig Jahre lang (1750 bis 1777) fortsetzte.

Aller Ruhm und aller Tadel, der die Regierung Josephs trift, gehört dem Minister Carvalho. Der König war ein Fürst von eben so schwachem Verstande als Charakter. Furcht und Argwohn waren die stets regen Empfindungen bei ihm. Beständig von dem Gefühle seiner Schwäche verfolgt und geplagt, war er stets geneigt, bei einem Stärkern Schutz zu suchen. Ein Mann, von solcher Kraft und Ausdauer, als Carvalho, mußte ihm bald unentbehrlich werden. Seine Verstandesblödigkeit machte ihn leichtglaubig, und seine Furchtsamkeit folgsam. So schwach sein Verstand war, so stumpf war seine Phantasie und seine Empfindungsfähigkeit. Nichts hatte für ihn Reitz als die Wollust, doch auch für die Befriedigung dieser bedurfte er eines Schutzes, weil er eine Gemahlinn fürchtete und diese ihn mit der giftigsten Eifersucht unabläßig verfolgte. Carvalho war Meister in der Kunst, einen solchen Schwächling unumschränkt zu beherrschen. Er fröhn-

te

te seiner Schwäche, seiner Neigung zum Vergnügen und Abneigung vor Geschäften. Er sorgte dafür, daß es an immer neuen Gegenständen der Zerstreuung nicht fehlte, und verwendete zugleich seine Gewalt auf eine gänzliche Umschaffung des Staats.

2.

Reformen des Ministers Carvalho. Seine Kämpfe gegen den Adel und die Jesuiten.

Portugal, Land und Leute, waren in der kläglichsten Verfassung, als Pombal seine Reformen begann. Die Finanzen befanden sich in einem Zustande der höchsten Zerrüttung, in allen Zweigen der Administration fehlte es an Thätigkeit, viele Bedienungen waren unbesetzt, und andere befanden sich in den ungeübten Händen des hohen Adels und der Kreaturen der Geistlichkeit. Die Krone war ohne Schatz, der Staat ohne Mittel, und das Reich lag bei seinem völlig verfallenen Ackerbau, bei seiner gänzlich erloschenen Industrie, bei seinem völligen Mangel an Activhandel, in der entschiedensten Ohnmacht. Alles war dem Einflusse der Geistlichkeit, besonders den herrschenden Jesuiten unterworfen; jedem Angriffe einer feindlichen Macht zu Wasser und zu Lande, ohne alle Vertheidigung ausgesetzt; von niemand geachtet, und von den meisten verspottet, verlor sich Portugal gänzlich unter den kultivirten Staaten Europas. Eine Armee war kaum dem Namen nach da; und was davon noch da war, befand sich in dem Zustande der vollkommensten Desorganisation. Die Soldaten waren armseliges, zerlumptes Gesindel, meistens von verworfenen Lotterbuben; die Offiziere Haus- und Livreebediente bei dem hohen Adel; der hohe Adel in dem ausschließlichen Besitz

aller

aller obern Militairchargen, die er nur als Pfründen und Titel, ohne Dienstpflichten, betrachtete. In einem verhältnismäßig noch schlechtern Zustande befanden sich die Seemacht und die Vertheidigungsplätze an den Küsten. Die algierischen Seeräuber nahten sich denselben nicht nur ungestört, sondern sie unternahmen es sogar, zu landen und die Küstenbewohner zu berauben. Selbst in die Nähe von Lissabon wagten sie sich, und unternahmen hier Landungen und Plünderungen.

Ein solcher kläglicher Zustand des Staats konnte und mußte allerdings einen einsichtsvollen und thätigen Minister nachdrücklich an seine Bestimmung erinnern. Carvalhos erste Bemühungen zweckten dahin ab, Handel und Gewerbe im Reiche zu beleben. Er gieng vom Ackerbau aus, welchem er ein Drittheil der Weinberge, die man bis ins Ungereimte vermehrt hatte, wieder gab, und widmete selbst seine Feder einigen Schriften, welche die Verbesserung der Agrikultur zum Gegenstand hatten. Von dem Ackerbau, der Hauptquelle der Bevölkerung und Staatsmacht, mit welchem nur die Viehzucht in gehörigem Verhältniß stehen muß, wendete er sich zu den Manufacturen und Fabriken, wohl wissend, daß ohne dieselben ein Staat, der an Naturprodukten reich ist, arm, oder doch kraftlos wird, ein natürlich armer Staat hingegen durch sie reich werden kann. Er belebte den Geist der Industrie, legte Wollen- und Seidenmanufacturen an, auch Glashütten, da vorher die Portugiesen das Glas mit schweren Kosten aus Böhmen holten. Zur Direction der wichtigsten Manufacturen lockte er erfahrne Ausländer ins Land, um die Kunstproducte von Portugal zu vermehren, und durch das Verbot der Einfuhr solcher Waaren, die im Lande selbst fabricirt wurden, die Ausfuhr der

Golds

Gold- und Silberbarren zu hemmen. Auf seinen Betrieb wurden Veranstaltungen, zur regelmäßigen Erhebung der Abgaben und zur zweckmäßigern Verwaltung der Finanzen getroffen. Er bewirkte die Ausrüstung einer Kriegsflotte, um den Korsaren Einhalt zu thun und die Schiffahrt zu decken. Die verfallenen Grenzfestungen wurden wieder hergestellt, und da die Engländer bisher eine große Summe des brasilischen Geldes durch den Handel an sich gerissen hatten, so verbot er die Ausfuhr desselben, und machte es den portugiesischen Kaufleuten zur Pflicht, englische Waaren nur gegen portugiesische Produkte einzutauschen.

So traten in kurzer Zeit Verordnungen ans Licht, die nicht als todter Buchstabe gegeben, sondern ausgeführt wurden; wodurch das Interesse des Staats eine neue Gestalt erhielt. Je größer der Druck war, unter welchem Carvalho das Volk seufzen, oder wohl gar aus Unkunde des Bessern in dumpfer Zufriedenheit ruhig sah, desto mehr war es ihm zu verzeihen, wenn er Uebel, die aus dem Zusammenwirken vieler durch eine lange Zeit fortgeschrittener Verwicklungen entstanden waren, oft mit kühner und strenger Hand rasch hinweg riß. Besonders traf dieser Tadel diejenigen Unternehmungen, welche er zur Erhebung des gesunkenen und in fremde Hände gefallenen Handels mit Kühnheit ohne alles Zaudern ausführte. Die Art und Weise, wie er das zur Aufmunterung des inländischen Kunstfleißes gegebene Gesetz, zur Tragung und zum Gebrauch inländischer Erzeugnisse der Kunst und des Fleißes ausübte, indem den Leuten auf öffentlichen Straßen jedes Fremde und Ausländische in Kleidung und im Anzuge oft abgerissen wurde, trug mehr die Spur und den Anschein eines gewaltsamen Herrschers, als

eines

eines wohlwollenden Regenten, und gewährte den Schein mangelnder Einsicht, welche die Folgen aufhebt, ohne die Ursachen zu zerstören. Ganz in demselben gewaltsamen Geiste war der Befehl, nach welchem, um den Ackerbau aufzumuntern, in der Provinz Alentejo die Weinberge zerstört und ausgerottet wurden, um an dessen Stelle Ackerland zu setzen; eine Maaßregel, die in den ersten Zeiten nur nachtheilige Folgen hervorbringen konnte, und aus den Klagen der dabei Leidenden, die Anklage gegen das Unternehmen erzeugte.

Die laute Unzufriedenheit, die sich gegen die Reformen des Ministers erhob, konnte diesen aber auf keine Weise in Durchsetzung seiner Plane irre machen. Vielmehr wurden seine Schritte immer kühner, und bald grief er mit dreistem Muthe die bei den Hauptübel an, die das Reich zerrütteten. Der mächtige Adel und der übermüthige Klerus, bisher gewohnt fast unumschränkt zu herrschen, und den Hof nach ihren Absichten zu lenken, betrachtete voll Neid die unumschränkte Gewalt eines Ministers, der von keiner glänzenden Familie abstammte. Die Kabalen, die sie ihm spielten, beschleunigten seine Absicht, ihrem Uebermuthe Einhalt zu thun. Die Einziehung der großen Lehen, die unter den vorigen Königen an den Adel verschwendet waren, war die erste Fehde, die er dieser mächtigen Kaste ankündigte. Der Befehl des Königs, wodurch eine Menge ansehnlicher Ländereyen in Amerika, Afrika und auf den azorischen Inseln ihren Besizern entrissen, und mit der Krone wieder vereiniget wurden, mußte den Minister um so mehr verhaßt machen, da die Beleidigten den Gründen kein Gehör geben mochten, womit sich die Härte einer so willkührlichen Handlung entschuldigen ließ.

Der

Der erste Schritt, den sich Carvalho gegen die Geistlichkeit erlaubte, betraf die Einschränkung der Inquisition. Dieses schröckliche Tribunal wurde angewiesen, niemanden länger als vier Tage im Gefängniß zu behalten, es sey denn mit Vorwissen des großen Raths, und nachdem die Missethat bekannt gemacht worden. Auch sollte es künftig niemanden wegen Ketzerey oder des Judenthums mit dem Tod bestrafen, bevor der peinliche Proceß mit den urkundlichen Beweisen in dem großen Rathe untersucht, und das Todesurtheil von dem Könige eigenhändig unterschrieben worden wäre.

Auf diese Verordnung folgten bald mehrere andere, welche die Geistlichkeit überzeugten, daß der Minister keineswegs gesonnen wäre, sie im Besitz ihres Einflusses und ihrer Reichthümer zu lassen. Vornemlich waren es die Jesuiten, auf die er sein Augenmerk richtete, jemehr sie seinen Planen, die geistige Thätigkeit und Regsamkeit der Nation zu befördern, im Weg standen. Dieser Orden, der in seiner innern Gestaltung mit großer Einsicht gebildet war zu dem Zwecke, die geistliche Macht im Kampfe gegen die weltliche zu erhalten, und in den Mitteln, deren er sich bediente, Erziehung und Beichte, seine Klugheit bewährte, hatte sich in Portugal vorzüglich eingenistet, und seit langer Zeit sich des Volkes und der Regenten dieses Landes bemächtiget. Allein Carvalho begann unerschrocken und furchtlos den Kampf mit dem furchtbaren Orden, dessen Ansehen so groß war, daß, wie der Minister in einem Berichte sagte, seit vielen Jahren kein Staatsmann sich getraute, einen königlichen Befehl zu vollziehen, der den Jesuiten nur einigermaßen mißfällig schien. Eine so empörende Gewalt zu vernichten, und dem jesuitischen Einfluß ein Ziel zu setzen, war daher Carval-

hos ernstestes Streben. Ein Vorfall in Amerika war der Punkt, an welchen er anknüpfte.

Die Portugiesen besaßen in Amerika, am östlichen Ufer des schiffbaren Rio de la Plata, nicht weit von seinem Ausflusse ins atlantische Meer, mitten auf spanischem Gebiete, die Kolonie San Sacramento. Ihre vortreffliche Lage zum Handel hatte längst Spaniens Eifersucht gereitzt, und die unvermeidlichen Mißbräuche des Schleichhandels hatten Klagen und Mißhelligkeiten zwischen beiden Höfen veranlaßt. Um diesem für die Zukunft vorzubeugen, sollte die portugiesische Kolonie San Sacramento gegen die spanische Provinz Paraguay abgetreten werden. Allein das konnte niemanden weniger angenehm seyn als den Jesuiten. Diese frommen Väter hatten nemlich in Paraguay, unter dem Titel Missionen, große Etablissements eingerichtet, welche dem Orden, als eigenthümliche Besitzungen, durch Bergwerke und durch Handelsvortheile unermeßliche Summen eintrugen. Sie hätten keinen schicklicheren Ort wählen können, um eine einsame Kolonie zu bilden, die vor den Augen der beobachtenden Europäer verborgen bleiben sollte. Von den brasilischen Gebürgen fließen zwei schiffbare Flüsse zu dem großen Silberstrome herab; der Uraguay, der sich nicht weit nördlich über San Sacramento in ihn ergießt, und der Parana, der in einer weiten Entfernung über dem Uraguay sich mit dem Rio de la Plata vermischt. An diesen Flüssen entlang, breiten sich die Provinzen aus, die von ihnen den Namen führten; ein fruchtbares Thal nordöstlich von Gebürgen begrenzt, südwestlich von dem Rio de la Plata umflossen, an dessen entgegengesetztem Ufer Santa Fé, eine der wichtigsten spanischen Handelsstädte liegt. Hier war es, wo die geheimnißvolle

Re:

Republik der Jesuiten ihren Hauptsitz hatte. Der spanische Hof hatte ihnen erlaubt, in dieser Gegend Missionen zu errichten, und die halbwilden Landesbewohner in eine gesittete bürgerliche Verfassung zu bringen. Die frommen Väter hatten die Sprache dieser Völker erlernt, und sich durch Geschenke, durch Fürsorge für Kranke und Hülfsbedürftige, und auf manche andere Art bei denselben eingeschmeichelt, und sie allmählich an ein stetes Leben, und an Arbeitsamkeit gewöhnt. So entstund nach und nach eine Kolonie von Eingebohrnen, die überhaupt an dreimal hundert tausend Familien enthielt. Hier waren die Jesuiten die einzigen Befehlshaber, Regenten und Priester zugleich, und hier hatten sie sich eine Ehrfurcht zu verschaffen gewußt, die ohne Beispiel ist. Klüglich hatten sie es zu verhindern gewußt, daß spanische Statthalter und andere weltliche oder geistliche Beamte, die nicht zu ihrem Orden gehörten, in dieses geheimnißvolle Land eindringen durften.

Die Methode, nach der die Jesuiten ihre Sklaven erzogen, ist ein charakteristisches Beispiel der herschsüchtigen Schlauheit, mit welcher jener Orden gern Europa selbst gefesselt hätte, wenn es nicht durch die Fortschritte der Kultur vor solchen verwegenen Angriffen gesichert worden wäre. Um alle Mittheilung fremder Ideen zu verhindern, durfte nur die Sprache Guarani geredet werden, die selbst den übrigen Indianern unverständlich war. Von Jugend an wurden die eingebohrnen Kolonisten an unbedingten Gehorsam und Glauben gewöhnt. Es war einer der wichtigsten Glaubensartikel, daß alle Weisse, die heiligen Väter abgerechnet, ruchlose Geschöpfe wären, die Gott und Christus verläugneten, nur Gold und Diamanten anbeteten, und selbst die heiligen Väter verfolgten; Geschöpfe, deren Fußtritt den

geweih-

geweihten Boden der frommen Indianer verletze, die daher vertilgt werden müßten. Wo sich ein heiliger Vater sehen ließ, drängten sich die frommen Kinder zu ihm, um seine Füße zu küssen, und beugten freiwillig ihren Nacken unter seine Geißel, um für ihre irdischen Fehler gezüchtiget zu werden. Damit sie die christliche Tugend der Mäßigkeit ausüben sollten, gab es kein Eigenthum unter ihnen. Unter der Aufsicht ihrer Kaziken oder Obersten sammelten sie die Früchte ihres Fleißes, und brachten sie den heiligen Vätern in öffentlichen Magazinen dar, wo sie die Porzionen empfiengen, die zu ihrer Nahrung nöthig waren. Die Jünglinge waren gezwungen, früh zu heurathen, damit sie den heiligen Vätern viel fromme Kinder zuzögen, ehe sie sich durch Laster der Wollust entnervten. Um sie gegen die Angriffe der verruchten Weissen zu schützen, wurden sie von den heiligen Vätern fleißig in den Waffen und in der Befestigungskunst geübt. Ihre Grenzpässe wurden mit Batterien und Kanonen besetzt, und unter den heiligen Vätern gab es manchen Abentheurer, der das europäische Kriegshandwerk unter der Ordensuniform fortsetzte.

Schon hundert und fünfzig Jahre hatte dieser Staat im Verborgenen fortgedauert, als ihn das Tauschproject zwischen Spanien und Portugal an das Licht brachte. Die Jesuiten zogen aus dieser Mission Vortheile, welche selbst weltliche Fürsten nicht von ihren Unterthanen haben. Aller Nutzen der Ländereyen, und was der unter genauer Aufsicht stündlich angestrengte Fleiß von einigen hundert tausend Händen erzeugte, fiel in die Kasse des Ordens. Der Handel mit Paraguaykraut, das man in Südamerika als Thee gebraucht, und dessen die Arbeiter in den Bergwerken von Peru, zur Verbesserung des

Was-

Wassers gar nicht entbehren können; mit Apothekerwaaren, Getreide, Baumwolle, Vieh, Leder und mancherlei groben Manufactur- und Fabrikwaaren, brachte jährlich über anderthalb Millionen Piaster ein. Die Unterhaltung der Missionen kostete dem Orden höchstens dreissig tausend Piaster; der Ueberschuß von mehr als einer Million ward zu geheimen Operationen in Rom und an verschiedenen Höfen angewendet.

Es war sehr natürlich, daß der Orden die Vollziehung des Tauschprojects zu verhindern suchte, anfangs durch Kabalen, und dann durch Empörung der Guaranis. Als von Seiten Spaniens der Marquis di Valderios, Gouverneur von Buenos Ayres, und von Seiten Portugals Gomez Freire d'Andrade, Gouverneur von Rio Janeiro, in die Missionen einrücken, und den Umtauschungstractat vollziehen wollten, fanden sie die Guarani's in Waffen, welche frei heraus erklärten, sie wollten niemanden als ihren guten Patribus unterthan seyn. Es kam mehrmals zu kleinen Gefechten, bei welchen auch einige Jesuiten unter den Aufrührern gefangen wurden. Die Guaranis drohten endlich das Land zu verlassen, und sich auf die Gebürge zu begeben, wo aller Krieg gegen sie fruchtlos gewesen seyn würde. Und diese Drohung wirkte vielleicht mit, daß der Tausch am Ende nicht vollzogen ward.

3.

Erdbeben zu Lisabon. Aufruhr zu Porto.

Es verdroß den Minister, daß es ihm nicht gelungen war, die jesuitische Republik zu überwältigen. Die Jesuiten selbst aber konnten es dem Minister

nicht

nicht verzeihen, daß er sich ihnen entgegen stellte, ihrem einträglichen Handel Grenzen setzte, und ihren Einfluß zu vermindern trachtete. Je schneller und mehr sich, in seinem Verhalten gegen sie offenbarte, daß er sich ihnen vor seiner Erhebung nur genähert habe, um sie kennen zu lernen, und ihnen nur geschmeichelt hatte, um sie zu hintergehen, und seine Zwecke durch sie zu erreichen, desto aufgebrachter waren sie nun. Sie machten daher allerlei Versuche, ihn zu stürzen, allein er hatte sich des Königes so völlig ausschließend bemächtiget, daß ihre Versuche gänzlich mißlangen. Die furchtsame und argwöhnische Gemüthsart dieses Fürsten bedurfte einer Stütze, und Carvalho war Meister in der Kunst, seinen königlichen Schützling von sich abhängig zu machen, und ihn in dem Glauben zu erhalten, daß niemand fähiger sey als Carvalho, ihn auf dem Throne zu sichern.

Der ganze Orden zitterte vor dem Verlust großer Vortheile, und gab sich wenigstens im Stillen alle Mühe, die Reformen des Ministers mit den schwärzesten Farben zu mahlen. Der Zorn des Himmels, meinten die frommen Geistlichen, müßte über den Ruchlosen entbrennen, der sich erfreche, das Heiligthum der Kirche anzutasten. Leider schien ein schauerliches Naturereigniß, das allgemeines Entsetzen verbreitete, ihre Erwartung zu rechtfertigen.

Am Feste Allerheiligen, den ersten November des Jahres ein tausend siebenhundert und fünf und fünfzig, als die Einwohner von Lisabon zahlreich zum Gottesdienste versammelt waren, stürzte ein fürchterliches Erdbeben in wenig Augenblicken die stolze Hauptstadt des Reichs in den Abgrund des Verderbens, und begrub Tausende ihrer Einwohner unter den Ruinen der Tempel und Paläste. Umsonst eilte

ein

ein Theil der Geflohenen dem Hafen zu, denn ein heftiger Sturmwind trieb das Meer mit Ungestümm in die Mündung des Tago, und die Unglücklichen, die dem unsichern Lande entkommen waren, fanden ihr Grab in den Wellen. Die Schiffe im Hafen scheiterten eins an dem andern, und ein allgemeiner Brand verbreitete sich aus den stürzenden Häusern. Der ganze westliche Theil von Lisabon, oder die Hälfte desselben wurde zerstört; man rechnete die Zahl der Umgekommenen zwischen dreissig bis vierzig tausend. Alle Elemente schienen in schwarzer Nacht zu kämpfen, um Lisabon und die umliegende Gegend zu vernichten. Aber kaum erleuchtete das wiederkehrende Licht die Schreckensscene, als das Wehklagen der Verstümmelten und das Unglück der Geretteten ein noch traurigeres Gemählde aufstellte. Schmerz und Verzweiflung äußerten sich in schauerlichen Gestalten unter dem verwirrten Haufen des Volks; alle Zügel der Ordnung waren aufgelöst, und mitten in der allgemeinen Zerstörung wüthete die Unmenschlichkeit der Menschen selbst gegen einander. Eine Menge Soldaten, Matrosen, Neger und Missethäter, die zu tausenden aus den gesprengten Gefängnissen hervorkamen, breitete sich in der Stadt aus, gruben unter dem Schutte nach, drangen in die noch unbeschädigten Häuser, raubten, schändeten, mordeten, und begiengen die unmenschlichsten Schandthaten. Zu dieser abscheulichen Unordnung kam nun noch die Furcht vor Hungersnoth und Pest, da die Leichname zu tausenden unbegraben da lagen. Auch andere Städte des Königreichs empfanden die Stöße des Erdbebens.

Der König, der, während sein Pallast einstürzte, sich mit seiner Familie eben zu Belem (an der Mündung des Tago, westlich von Lisabon) befand,

blickte voll Bestürzung von einer entfernten Anhöhe auf die Scene der Verwüstung. Indem er, vom Schmerz betäubt, selber eines fremden Rathes bedurfte, eilte Carvalho mit entschlossener Besonnenheit unter das Getümmel. In der allgemeinen, verzweiflungsvollen Noth, erschien er, als ein mächtiger, helfender und rettender Schutzgeist. Mitten unter dem Chaos der Verwüstung rettete er durch seine weisen Verfügungen Lisabon von seinem gänzlichen Untergange. Er allein widersetzte sich den Verzagten, welche die Stadt gänzlich verlassen wollten, mit eben dem Muthe, wie einst Camillus die verzweifelnden Römer auf den Ruinen des verwüsteten Roms zurück hielt. Er ließ die Stadt mit Truppen umgeben, welche die Fliehenden zurücktrieben, und den raubgierigen Pöbel zur Ordnung zwangen. Er sorgte für den Unterhalt und das Obdach der Lebenden, ließ die Verwundeten aus dem Schutte hervorziehen, die Todten begraben, den verwüstenden Flammen Einhalt thun, die verschütteten Schätze aufsuchen und den Eigenthümern wieder zustellen. So menschenfreundlich er sich den Verunglückten erwies, so streng war er gegen Diebe und Mordbrenner. Mehrere hundert von ihnen, die binnen wenigen Tagen aufgegriffen wurden, ließ er auf den Trümmern der zusammengestürzten Häuser aufknüpfen; ja selbst diejenigen wurden am Leben gestraft, die sich des Raubens und Stehlens verdächtig gemacht hatten. Mehrere Tage lang war er Tag und Nacht unablässig beschäftigt, ohne das Bedürfniß der Stärkung und Ruhe zu fühlen, und traf überall die wirksamsten Vorkehrungen zur Minderung des allgemeinen Elends.

So unablässig Carvalho arbeitete, der allgemeinen Noth und der Unordnung ein Ziel zu setzen, so war er doch mit der höchsten Anstrengung lange

kaum

kaum im Stande, sie nur in etwas zu mindern. Das Erdbeben war weder mit dem ersten Tage, noch waren mit dem Erdbeben die Schrecknisse der Natur beendigt. Mehrere Monate hindurch wurden die Erderschütterungen, in Zwischenräumen von wenigen Tagen, ohne Unterlaß und zum Theil mit der gewaltsamsten Heftigkeit, wiederholt. Der Tago drang mit wildem Ungestümm über seine Ufer hinaus, die Fluten des Meeres verschlangen die Schiffe, und überströmten das Land mehrere Meilen weit. Ein anhaltender Regen verfolgte die Unglücklichen auch auf die Anhöhen, wohin sie sich vor der Wuth des Erdbebens, der Flammen und der Fluten geflüchtet hatten. Nässe, Erkältung, Krankheit und Hunger brachten hier, aller angewandten Sorgfalt ungeachtet, unzähligen Menschen den Tod, die ein elendes Leben noch bis dahin, gegen die Wuth des Erdbebens, geborgen hatten. Unermeßlich war der Verlust an Eigenthum, und kaum, auch nur im Allgemeinen, zu berechnen. Er erstreckte sich über alle Klassen der Einwohner, und traf den König so gut als den Sackträger. Der königliche Pallast war, mit allen Kostbarkeiten, von der Erde verschlungen. Man gab diesen Verlust allein auf fünfzehen Millionen Livres an — eine Kleinigkeit jedoch gegen die ganze Masse dessen, was durchaus unwiderbringlich und rettungslos zu Grunde gegangen war. Nach einer oberflächlichen Schätzung wird die Summe des ganzen Verlustes in Lisabon auf zwei tausend zwei hundert und vier und achtzig Millionen Livres angegeben. Carvalho ließ fortwährend, mit unermüdetem Fleiß, die Schutthaufen aufwühlen, und die verschütteten Gewölbe aufgraben. Es wurde viel und von großem Werthe gefunden, und den Eigenthümern wieder zugestellt. Indessen darf dieß doch kaum in Anschlag gebracht werden,

gegen das, was verloren war und blieb, durch keine Anstrengung und Bemühung wieder herbeigeschafft, so wie durch keine Aufopferung ersetzt werden konnte.

Als Carvalho das Volk allmählich aus seiner tödtlichen Betäubung gerettet, und Sicherheit und Ruhe wieder hergestellt hatte, unterließen die Priester nicht, auch jetzt ihr Gift gegen ihn auszuspeien. Statt ihm, dem Retter des Vaterlandes, den gebührenden Dank zu zollen, suchten sie das schwarze Ungeheuer des Fanatismus gegen ihn zu bewafnen, um ihn der Wuth des wankelmüthigen Pöbels Preis zu geben. Jesuitische Zeloten schilderten jetzt die Verwüstungen des Erdbebens als eine Strafe Gottes, für die Vergehungen des Ministers, und erfüllten die bangen Gemüther mit schwarzen Vorherverkündigungen noch größerer Gefahren. Vergebens ließ Carvalho das Volk über die natürlichen Ursachen des Erdbebens öffentlich belehren; er sah sich gezwungen, Lisabon nach einem Jahre, an dem wiederkehrenden Tage des Unglücks zum zweitenmal durch militairische Gewalt vor der Auswanderung seiner Einwohner zu bewahren.

Die Jesuiten hätten aber ihre Zeit nicht ungünstiger wählen können, um dem Minister die Gunst des Königes zu entziehen. Der Monarch empfand gerade damals eine Art von heiliger Ehrfurcht vor demselben. Auf ihn hatte besonders der Zufall gewirkt, daß das Haus des Ministers, mitten unter den Trümmern, allein stehen geblieben war. Er sah in ihm nunmehr einen ganz besondern Schützling des Himmels, einen Auserwählten des Herrn, dem keine Gefahr etwas anhaben, den keine Strafe und Landplage treffen könne. Dadurch wurde sein Zutrauen zu ihm noch unbegrenzter. Er gewöhnte sich immer mehr, ihn als seinen Beschützer zu betrachten, und

sich

sich seiner Leitung unbedingt zu überlassen. Um ihm seine Zufriedenheit, über sein Verhalten bei dem Erdbeben, zu erkennen zu geben, erhob er ihn zu der Würde eines Grafen von Oeyras, und als bald darauf der erste Staatssecretair Dom Pedro de Motta starb, beförderte er ihn zu dieser Stelle, mit welcher die Autorität eines Premierministers verbunden war, die er zwar schon größtentheils bisher ausgeübt hatte, nunmehr aber vollständig und förmlich übertragen erhielt.

Von nun an besetzte Carvalho die übrigen Ministerposten völlig nach seiner Willkühr, und regierte überhaupt mit unumschränkter Autorität. Er bildete das System einer Strenge aus; was vielleicht der Lage des Staats angemessen war, seinen Feinden aber Gelegenheit gab, alle seine Maaßregeln und Verfügungen zu verschreyen. Die Wiederherstellung der Stadt Lisabon, die jetzt unter seiner Aufsicht schöner aus ihren Ruinen emporstieg, beschäftigte nicht allein den rastlos thätigen Minister; denn kaum war die gefahrvollste Periode verflossen, so arbeitete er auch wieder an der Verbesserung der Staatsökonomie. Der Weinhandel, wovon die nördlichen Provinzen des Reichs hauptsächlich ihren Unterhalt zogen, war ausschließend in den Händen der Engländer. Sie kauften nicht nur zu Porto den Wein im Ganzen auf, sondern sie hielten auch ihre Mäckler auf dem Lande, die den Pflanzern ihren jährlichen Vorrath zu geringen Preisen abnahmen, da keine fremde Konkurrenz statt fand. Um den Engländern dieß angemaßte Monopol zu entreissen, errichtete Carvalho eine Weinkompagnie zu Porto. Sie nur sollte die einheimischen Weine aufkaufen und ausführen, um nicht nur durch einen freieren Absatz an ausländische Nationen, besonders an die Holländer,

 die

die gesunkenen Preise zum Besten der Pflanzer zu steigern, sondern auch den Speditionsvortheil für einheimische Theilnehmer zu gewinnen.

Es war sehr natürlich, daß die englischen Handelsleute mit diesen Maaßregeln sehr unzufrieden waren. Um dem Minister entgegen zu arbeiten, wiegelten sie durch ihren Anhang eine große Anzahl Menschen, besonders der niedern Klassen, welche bisher durch sie ihren Unterhalt gefunden hatten, die Weingärtner auf, indem sie ihnen vorstellten, daß sie sonst ihren Wein hätten verkaufen können, an wen und um welchen Preis sie gewollt hätten, jetzt aber gezwungen wären, ihn den Monopolisten, um einen von diesen zu bestimmenden Preis, zu überlassen. Es erhob sich ein lautes Murren. Die Geistlichen, besonders die Jesuiten, die ebenfalls durch die Handelsgesellschaft verlieren mochten, schürten das Feuer an, bis es in Flammen empor schlug. Schaarenweise strömten die Landleute nach der Stadt, und es entstand ein gefährlicher Auflauf. Das wüthende Volk versammelte sich vor dem Hause des Stadtrichters, welcher krank und bettlägerig war, zwang ihn aufzustehen, und nahm ihn in die Mitte. In Procession trug ihn der Haufe auf einem Sessel in der Stadt herum, und nöthigte ihn, wider die Handelsgesellschaft zu protestiren und den Gouverneur dahin zu vermögen, daß er den Weinhandel wieder frei gebe. Als der Stadtrichter, zum Widerstreben unvermögend, dem Wunsche des Pöbels entsprochen hatte, trug ihn derselbe in seine Wohnung zurück. Ein lauter Jubel erschallte, viele warfen freudig Schnupftücher und Hüte in die Höhe und riefen; „Wir haben unsre Freiheit wieder!"

Getümmel, Unordnung und Gewaltthätigkeit nahmen überhand. Der Pöbel bestürmte das Haus

des

des Kompagnie-Directors, verwüstete und plünderte es. Der Kommandant der Besatzung suchte mit zwei Batallionen das Volk aus einanderzutreiben; wurde aber durch ein Hagelwetter von Steinen gezwungen, sich mit seinen Truppen zurück zu ziehen. Weit wirksamer war eine Bußprocession, welche die Franziskaner, auf Befehl des Gouverneurs, anstellten. Der Pöbel wurde vom Feuer der Andacht ergriffen, schloß sich an die Procession an, und wurde allmählich besänftiget.

Als Carvalho von diesem Aufstande Nachricht erhielt, schickte er sogleich ein Regiment Kavallerie, und zwei Infanterie-Regimenter nach Porto, übergab dem Anführer dieser Truppen zugleich die oberste politische Gewalt, und befahl ihm, die Schuldigen nach Verdienst zu bestrafen. Allen Einwohnern wurde, ohne Ausnahme, auferlegt, die drei Regimenter, bis auf neue Ordre, auf ihre Unkosten zu erhalten. Die Prokuratoren der Stadt und die Häupter der Zünfte, welche Mitglieder des Senats waren, wurden für immer abgeschafft. Der Stadtrichter wurde mit einem Strick am Halse vom Henker durch die Straßen geschleppt. Ueber dreihundert Personen wurden in den Johannisthurm und in andere Gefängnisse eingeschlossen, und von diesen achtzehn zum Tode, sechs und zwanzig zu den Galeeren, und neun und neunzig zur Landesverweisung verurtheilt. Der Minister glaubte, durch eine strenge Bestrafung des ersten Versuchs dieser Art, von allen ähnlichen für die Zukunft abschrecken zu müssen. Freilich wurden die Klagen über Tyranney dadurch nicht unterdrückt, im Gegentheil erhielt die Unzufriedenheit und der Haß nur neuen Stoff. Carvalho fand sich deswegen veranlaßt, einen Preis von zwanzigtausend Cruſaden, auf die Denunciation der Tadler der Re-

gie-

gierung, und der Anschläge gegen königliche Minister, zu setzen. Dieser Publikation folgte bald eine zweite, durch welche jede Widersetzlichkeit gegen eine Verordnung des Königs, oder eine Verfügung der Minister, im Namen des Königs für ein Verbrechen der beleidigten Majestät erklärt wurde.

4.

Fortwährende Streitigkeiten mit den Jesuiten. Demüthigungen derselben.

Der königliche Palast in Lisabon war beständig voll von Jesuiten, die den Regenten umlagerten, alle Schritte des Ministers beobachteten, und insgeheim Kabalen schmiedeten, um dem bedrohten Einsturze ihrer Macht und ihres Einflusses zuvorzukommen. Der König war von Jesuiten erzogen, sein Beichtvater war ein Jesuit, und die ganze königliche Familie hatte Jesuiten zu Lehrern. Dadurch erhielten die frommen Väter vielfache Gelegenheit, dem Minister entgegen zu arbeiten, seine Absichten verdächtig zu machen, und seine Plane zu vereiteln. Es gelang ihnen auch hie und da, ihre Absichten zu erreichen. So schrieben sie sich z. B. das Verdienst zu, den König dahin disponirt zu haben, daß er dem Vorschlage des Ministers, die Juden nach Portugal zu ziehen, seine Einwilligung versagte. Diese sollten sich nemlich erboten haben, wenn man sie in Portugal aufnehmen wollte, Lisabon auf ihre Kosten wieder aufbauen zu lassen. Dem Minister war dieses Anerbieten sehr willkommen gewesen, und er hatte es bei dem Könige lebhaft unterstützt. Allein der Beichvater des Königes hatte noch kräftiger dagegen gearbeitet, und das Project war verworfen.

Car-

Carvalho mußte befürchten, allmählich seinen Einfluß zu verlieren, wenn er nicht gegen den mächtigen Orden die entscheidendsten Maaßregeln ergriefe. So überlegen er seinen Feinden jetzt noch war, so kannte er doch das schwache Gemüth des Königs zu gut, als daß er nicht hätte für seine Sicherheit so lange besorgt seyn müssen, als die Jesuiten freien Zutritt bei Hofe hatten. Sie von diesem gänzlich zu verdrängen, war daher der Plan, den er entwarf. In dieser Absicht suchte er zuerst die frommen Väter sowohl in den Augen des Königs als des Publikums zu erniedrigen. Jenem legte er zu diesem Endzwecke Dokumente vor, welche die Herrschaft der Jesuiten und ihre Handels: Etablissements in ihren Missionen, so wie ihre offenbare Widersetzlichkeit gegen die Vollziehung des Tauschvertrags mit Spanien, außer Zweifel setzten. Es gelang ihm, sie dadurch als gefährliche Menschen darzustellen, und so das Mißtrauen und die Furchtsamkeit des Königs gegen sie zu richten. Um das Publikum auf gleiche Weise gegen sie einzunehmen, ließ er eine Druckschrift verbreiten, in welcher von dem jesuitischen Staate und Kriege am Uraguayflusse genaue Nachricht gegeben wurde. Man las jetzt mit Erstaunen von einem beträchtlichen Staate, den diese frommen Männer, unter dem bescheidenen Titel von Missionen, in Amerika gestiftet hatten; von einem Monarchen, aus ihrem Mittel; von Leibeigenschaft; von einem zahlreichen Kriegsheere, das sie nach europäischer Weise gebildet, und selbst zur Schlacht geführt hatten u. dgl. m. Diese Schrift wurde zwar nicht officiel bekannt gemacht, allein sie wurde officiel an die fremden Minister ausgetheilt und selbst dem Pabste und dem ganzen Kardinalskollegium in Rom überreicht.

Die

Die Jesuiten ergrimmten hierüber auf das heftigste und erklärten alles, was diese Schrift enthielt, für Lügen und Verleumdung. Sie ließen sie in Paraguay selbst fiskalisch untersuchen und für ein schändliches Libell erklären; auch bewirkten sie, daß sie in Spanien, auf Befehl der Regierung, öffentlich verbrannt wurde. Indessen enthielt diese Behandlung keine Widerlegung, und es blieb immer ein sehr empfindlicher Streich, welchen der Minister seinen Gegnern versetzt hatte. Er wußte den König, der seitdem die Jesuiten mit ganz andern Augen betrachtete, so mit Argwohn und Furcht gegen dieselben zu erfüllen, daß er endlich seine Einwilligung zu einer Verfügung gab, die mit seinen ältesten und eigenthümlichsten Neigungen im Widerspruche stand.

Am sechszehenten September des Jahres eintausend siebenhundert und sieben und fünfzig, Abends beim Schlafengehen, erhielten alle Jesuiten am Hofe ganz unerwartet den Befehl: sich sogleich in die für sie bereit stehende Wagen zu setzen, den königlichen Palast gänzlich zu räumen, nicht ferner, weder als Beichtväter noch als Lehrer, daselbst zu erscheinen, sondern fortan in ihren Kollegien zu bleiben. Alle Vorstellungen, alle Gesuche um Aufschub nur bis auf den folgenden Tag, waren vergebens. Sie mußten abreisen, und waren für immer vom Hofe verbannt. Auf ihre Bitten und Briefe erhielten sie nichts zur Antwort, als das Manifest, welches wegen der Republik Paraguay, unter dem Titel: kurze Erzählung der letzten Handlungen der Jesuiten in Portugal und ihrer Intriguen am Hofe zu Lisabon, erschienen war, gleichsam zur Rechtfertigung des ganzen Verfahrens gegen sie.

Nach diesen ersten muthigen Schritten gegen den furchtbaren Orden, der den Charakter seines Ur-

hebers neuen Mißdeutungen Preis gab, suchte Carvalho erst die gesetzmäßige Hülfe gegen die ausgearteten Religiosen. Nur die Autorität des Pabstes konnte das Vorurtheil des großen Haufens vernichten, welches die Jesuiten für sich und gegen den Minister zu erregen und zu verstärken gewußt hatten. Er gab dem portugiesischen Gesandten in Rom, auf dessen Ergebenheit er rechnen konnte, den Auftrag, die Hülfe des Pabstes aufzufordern, und eine Reform des Ordens in Portugal zu verlangen. Der Instrukzion des Gesandten ward ein historischer Bericht über die Verbrechen der Jesuiten, nebst den bereits gedruckten Belegen hinzugefügt, um ihn dem Pabste bei einer geheimen Audienz zu überreichen.

Benedict der Vierzehente mußte den Unwillen eines so entschlossenen Ministers, aber noch mehr die Rache der Jesuiten fürchten. Es schmeichelte ihm freilich, daß er zum Schiedsrichter einer Sache aufgefodert ward, die auch ohne ihn durch das Schwerdt der weltlichen Macht hätte entschieden werden können. Aber wenn er noch schwanken mochte, welche Parthey er bei einem so bedenklichen Falle ergreifen sollte, so mußte ihn endlich das kluge und entschlossene Benehmen des portugiesischen Gesandten bestimmen. Benedict vertraute sich bei seinem Ausspruche über die mächtigste Gesellschaft seiner Kirche niemanden, als dem Kardinal Paßionei, der noch weniger als er, ein Freund der Jesuiten war, und unterzeichnete erst am ersten April des Jahres ein tausend siebenhundert und acht und fünfzig, als ihm die Aerzte bereits versichert hatten, daß er nicht lange mehr leben würde, ein Breve an den Kardinal Saldanha, zu Lisabon, welches den Wünschen des Hofes gemäß war. Durch dasselbe ernannte er diesen Prälaten zum apostolischen Visitator und Reformator des

Jesuitenordens. Dazu, sagte er, habe ihn der König von Portugal, durch die Anzeige der groben Mißbräuche veranlaßt, welche in demselben eingerissen wären. Der Kardinal sollte also, mit Zuziehung eines oder mehrerer Geistlichen, in dem ganzen Gebiete des Königes bis nach Ostindien, alle Profeßhäußer, Noviziatwohnungen, Kirchen, Kollegien, Missionen und andere den Jesuiten gehörigen Oerter, auch alle Superioren, Rectoren, und was nur irgend zu ihrer Gesellschaft gehöre, an Verfassung, Sitten und Gebräuchen auf das sorgfältigste, nach der Vorschrift päbstlicher Bullen durchsehen, und nach Befinden verbessern, erneuren, widerrufen; besonders aber die ursprüngliche Regel, den Gottesdienst und den Gehorsam, der dem heil. Stuhl gebührte, wo sich alles dieses verloren hätte, wieder herstellen; alle Rectoren und andere Vorgesetzten und Mitglieder der Gesellschaft, wenn es nöthig wäre, in andere Gegenden versetzen; hingegen die Ungehorsamen durch kirchliche Strafen zur Beobachtung ihrer Pflicht nöthigen. Sollte aber der Kardinal bei dieser Visitation wichtigere Dinge entdecken, so sollte er sie, mit seinem Sigel verschlossen, an den Pabst selbst übersenden.

Sobald das päbstliche Breve in Portugal angelangt war, kündigte Saldanha den Jesuiten die ihm aufgetragene Reformation ihres Ordens feierlich an. Er untersagte ihnen sogleich den starken Handel, welchen sie mit öffentlichen Magazinen aller Arten von Waaren aus Asien und Amerika, und mit Wechselbanko trieben, die sie in ihren Häusern angelegt hatten, und auch in andern weltlichen Häusern unterhielten, die nahe an dem Hafen lagen, damit sie die Unkosten zur Fortschaffung der schweren Waaren ersparten. Er suchte ferner das öffentliche

und

und erstaunliche Aergerniß wegzuschaffen, welches die Jesuiten durch ihren Handel, sowohl den königlichen Zollbedienten, denen sie die schuldigen Abgaben entzogen, als den Kaufleuten, die nicht so wohlfeil als sie verkaufen konnten, endlich auch den vielen Fremden von verschiedenen Sekten zu Lisabon und Porto, gaben. Unter Bedrohung des Bannes wurde ihnen befohlen, innerhalb dreier Tagen, eine richtige Karte von allen den Gütern und Ländereyen, welche sie besäßen; eine genaue Liste aller ihrer Kapitalien; alle Schlüssel von allen ihren Magazinen und Packhäusern; eine pünktliche Anzeige der darinn niedergelegten Waaren und Güter, nebst den Handlungsbüchern und dem Aufsatz aller ihrer cirkulirenden Wechselbriefe, ihm einzuhändigen, ohne auch nur das mindeste davon zurückzuhalten. Eben dieses sollte auch von ihrem Orden in Brasilien und in den portugiesischen Besitzungen in Ostindien geschehen.

Diese Edicte des Kardinal-Reformators zeigten deutlich, wie sehr er mit dem Hofe einverstanden war, der ihm in der Würde des Patriarchen von Lisabon eine herrliche Belohnung vorspiegeln konnte. Um den Jesuiten zugleich die beiden Hauptkanäle zu verstopfen, durch welche sie Einfluß bekamen, wurde ihnen alles Predigen und Beichthören völlig untersagt und dieses Verbot überall, durch ganz Portugal, mit der größten Strenge und Wachsamkeit zur Ausführung gebracht.

5.

Unzufriedenheit des hohen Adels mit der Regierung. Geheime Verbindung mit den Jesuiten.

Carvalho hatte, um sich auf seinem Posten zu behaupten, nicht blos mit den Jesuiten, sondern auch

mit

mit dem hohen Adel zu kämpfen. Jemehr sich dieser in der Theilnahme an der Staatsverwaltung beschränkt sah, desto mehr gereichte ihm ein Mann zum Anstoß, der despotisch in alle Zweige der Administration eingrief, und jeden entfernte, der sich seinen Reformationsplanen in Weg stellte. Die großen Familien, zum Theil mit der königlichen verwandt und an eine Verachtung aller Minister, die nicht ihres Gleichen, so wie aller Verordnungen, die ihnen nicht gefällig waren, gewöhnt, blickten mit steigendem Unwillen auf Carvalho, dem es so gar nicht in Sinn kam, sich durch Gefälligkeiten ihrer Gunst zu versichern. Bald war er ein Gegenstand ihres Spottes, bald ihres Tadels, vornemlich aber suchten sie den König gegen ihn einzunehmen, und dadurch seinen Sturz zu bewirken. Allein der schwache Fürst war nun einmal ganz in den Händen desselben; statt ihre Absicht zu erreichen, trugen sie vielmehr dazu bei, die Allgewalt des Ministers zu befestigen, und zu vermehren. Es wurde ihm nicht schwer, dem Könige die Meinung beizubringen, man suche nur darum den Minister von ihm zu entfernen, um ihn seines Beistandes zu berauben, und verderbliche Plane gegen seinen Thron, ja wohl gar gegen sein Leben durchzusetzen.

Um indessen die dreisten Tadler des Ministers in Schrecken zu setzen, und sie seine Gewalt fühlen zu lassen, that er einige Schritte, die ihnen zu erkennen gaben, wie wenig er geneigt sei, Widersetzlichkeit und Feindschaft ungeahndet zu lassen. Don Juan de Braganza, ein Prinz von Geblüte, der dem Könige das Verfahren des Ministers bei dem Aufruhre zu Porto verdächtig zu machen gesucht hatte, erhielt — in der Erlaubniß auf Reisen zu gehen — eine Verweisung außer Landes. Der Marquis

von

von Marialva, der den Oberbefehl des Marquis von Tancos, als Generalinspectors aller portugiesischen Truppen, über seine Division nicht anerkennen wollte, wurde seiner Dienste entlassen und vom Hofe verwiesen. Andere, die gewohnt waren mit dem Könige auf einem ziemlich gleichen Fuße umzugehen, sahen sich entfernt und mit Kälte behandelt, auch von jedem Antheile an der Staatsverwaltung völlig ausgeschlossen.

Niemand empfand diese Zurücksetzung schmerzhafter, als die Familien Aveiro und Tavara, die ältesten und stolzesten Häuser des portugiesischen Adels, die sich der Abstammung aus königlichem Blute rühmten. An der Spitze des ersten Hauses stand Don Joseph Mascarenhas, Herzog von Aveiro, der Abkömmling eines unehelichen Sohnes König Johanns des Zweiten, und also ein Verwandter des jetzt regierenden Königs. Er war Oberhofmeister des Königes, und hatte eine jährliche Einnahme von hundert und fünfzig tausend Thalern, die seinem Stolze allerdings zur Nahrung gereichen konnte. Unter der vorigen Regierung hatte er einen entschiedenen Einfluß auf die wichtigsten Staatsgeschäfte gehabt. Mit dem Regierungsantritte Josephs und der Erhebung Carvalhos hatte dies völlig aufgehört, und dadurch ward bei ihm der Grund zu einem unversöhnlichen Hasse gegen den König und den Minister gelegt. Den letztern verachtete er, und ließ ihn diese Verachtung bei jeder Veranlassung absichtlich fühlen. Er würdigte ihn nie einer Anrede, sprach hinter seinem Rücken von ihm, als von dem verächtlichsten Menschen, und tadelte mit der plumpsten Derbheit alles, was der Minister that und veranlaßte. Dieß hatte denn wieder die Folge, daß Carvalho die erbliche Verleihung gewisser ansehnlicher Kommenthurey-

reyen, welche der Herzog suchte, hintertrieb; daß e den König veranlaßte, dem Plane des Herzogs, seinen Sohn mit der Schwester und Erbinn des reichen Herzogs von Cadaval zu vermählen, seine Zustimmung zu verweigern. Dieß erbitterte nun wieder den Herzog gegen den Minister, und verwandelte seine Verachtung in den glühendsten Haß.

Der Schwager des Herzogs, Franz von Assisi, Marquis von Tavara, General der Cavallerie, theilte dieselben Gesinnungen gegen den König und seinen Minister. Auch er war mit der königlichen Familie verwandt. Als Joseph die Regierung antrat, befand er sich als Statthalter oder Vicekönig zu Goa in Ostindien, wohin ihn auch seine Gemahlinn begleitet hatte. Sein gefälliges Betragen, seine Privattugenden, seine Güte und Gerechtigkeitsliebe, sein von allem Eigennutz entfernter Eifer für die Wohlfahrt des Landes, hatten ihm eine allgemeine Hochachtung erworben. Der König selbst sprach von ihm mit dem größten Lobe, und schätzte ihn vorzüglich deswegen, weil er während seiner Statthalterschaft einen Feldzug wider den indianischen König Sunda unternommen, die Festung Pirroh erobert, und sie seinem Monarchen unterworfen hatte. Doch auch er erfuhr die Wandelbarkeit der Hofgunst. Unvermuthet wurde er aus Goa zurückberufen, und bei seiner Ankunft vom Könige sehr kalt empfangen. Mit Gleichmuth ertrug er diese Ungunst, aber zu seinem Unglück hatte er eine Gemahlinn von einer ganz andern Denkungsart, die ihn gänzlich beherrschte. Die Marquise, eine kühne, stolze und hochfahrende Frau, konnte es nicht vergessen, daß sie unter der vorigen Regierung weit mehr als jetzt gegolten hatte. Längst schon trachtete sie für ihre Familie nach dem herzoglichen Titel, bat einst den König persön-

lich

lich darum, erhielt aber eine abschlägige Antwort. Da sie an dem Könige nicht selbst Rache nehmen konnte, so begegnete sie wenigstens dem Minister Carvalho, den sie für die Ursache des vom Könige geäußerten Kaltsinns hielt, öffentlich mit vieler Verachtung, und theilte diese Gesinnungen auch ihrem Gemahle mit.

Die Familie Tavora hatte noch eine besondere Ursache, über den König erzürnt zu seyn. Die Marquisinn hatte zwei Söhne, beide Adjutanten des Vaters, und einen Schwiegersohn, den Grafen von Antouguia. Die schöne Gemahlinn des ältern Sohnes, Donna Teresa, ward vom Könige heimlich geliebt, und öfters erhielt sie von ihm nächtliche Besuche. Dieses Verhältniß hatte längst die Eifersucht des jungen Marquis und den Stolz seiner Eltern gereitzt. Die Ausbrüche der Eifersucht der Königinn, welche sie sich in den bittersten Aeußerungen öffentlich und bei jeder Gelegenheit gegen die Glieder der Familie Tavora erlaubte, reitzte diese Empfindlichkeit ohne Unterlaß und trieb sie auf den höchsten Grad der Erbitterung gegen den König. Einst stieg derselbe im Schloßhofe zu Pferde. Die Königinn befand sich, von einem großen Schwarme Höflinge, und unter ihnen auch von einigen Gliedern der Familie Tavora umgeben, auf dem Balkon. Man sagte ihr Artigkeiten, über den Anstand des Königes; auch der alte Marquis von Tavora sah sich genöthiget, dazu etwas zu sagen. Die Königinn wandte sich nun besonders gegen ihn, und erwiederte: „Es ist wahr, der König nimmt sich sehr gut, aber bei Ihrer Schwiegertochter benimmt er sich doch, wie Sie selbst zugestehen werden, noch viel besser.“

Dem forschenden Blicke der Jesuiten konnte diese feindselige Gesinnung des hohen Adels gegen

den

den König und seinen Minister am wenigsten entgehen. Sie selbst hatten so große Einbüße erlitten an Reichthümern, Ansehen und Einfluß, und wünschten sehnlich eine Veränderung. Ueberzeugt, daß sie nur durch den Sturz des verhaßten Ministers ihre Besitzungen in Amerika und ihre Achtung und ihren Einfluß in Portugal, ja in ganz Europa, würden erhalten können, und, durch ihre verunglückten Versuche belehrt, daß sie seinen Sturz nicht würden bewirken können, so lange der König lebe, faßten sie Mordanschläge gegen denselben, um den Minister zu Grunde zu richten. War es doch Grundsatz ihrer Moral: es sey Recht, ja Pflicht, einen König zu morden, der dem Orden abgeneigt sey, oder ihm gar den Untergang drohe. Der wahrscheinliche Thronerbe, Infant Dom Pedro, Bruder des Königs, war dem Orden sehr ergeben, und welches Glück für denselben, wenn dieser den Thron bestieg.

In Kurzem entstand eine enge Verbindung zwischen dem Adel und den Jesuiten. Gleiche Unzufriedenheit erweckte ein gegenseitiges Vertrauen. Am geschäftigsten bewies sich der Jesuit Malagrida, der eigentlich aus dem Mailändischen gebürtig war. Ein hoher Grad von Schwärmerey zeichnete ihn aus, und diese sowohl, als seine Gaben und Geschicklichkeiten, hatten ihm längst die Bewunderung des großen Haufens erworben. Seine feurige Beredsamkeit, sein äußerst strenges Leben, die Bußübungen, welche er häufig anstellen ließ, und der Ruf der Heiligkeit, ja sogar der Wunderthätigkeit, die er sich erworben hatte, verschaffte ihm auch unter den höheren Ständen viele Verehrer. Die Häuser der Größten und Vornehmsten des Reichs standen ihm offen, und besonders war er in den Familien Tavora wohl bekannt. Die alte Marquisinn insbesondere hegte

ein

ein unbegrenztes Zutrauen zu ihm, sie hatte ihn zu ihrem Beichtvater angenommen, und machte unter seinen Augen die strengsten geistlichen Exercitien. Dieß hinderte aber nicht, daß man auch von weltlichen Dingen, und namentlich von der Befreiung der Nation von einem ungerechten Regenten und einem gottlosen Minister sprach. Der Pater ließ sich's besonders angelegen seyn, den alten Marquis, der noch wankte, in das Komplott zu ziehen; selbst vorgegebene Erscheinungen und himmlische Offenbarungen mußten Mittel werden, ihn desto leichter zu überreden. Dann söhnte er die Familien Aveiro und Tavora, die bisher erklärte Feinde gewesen waren, mit einander aus, und vermittelte gegenseitige Eröffnungen. Die frommen Väter wußten besonders den grenzenlosen Ehrgeitz und Dünkel des Herzogs von Aveiro rege zu machen. Er hörte es mit Wohlgefallen, wenn man ihm hinwarf, daß er nur durch die Erhebung auf den Thron noch erhöhet werden könne, daß seine Ansprüche gerecht, den Wünschen des Volkes gemäß seyen u. dgl. Winke dieser Art, und der gemeinschaftliche Haß gegen den Minister, söhnten ihn, der sonst ein entschiedener Feind der Jesuiten war, mit denselben aus, und machten ihn geneigt, in ihren Plan einzugehen.

Als man so weit gekommen war, wurde darüber berathschlagt, wie etwa ein Mordanschlag auf den König am besten auszuführen seyn möchte? Man vereinigte sich leicht darüber, daß die nächtlichen Exkursionen des Königes die beste Gelegenheit darbieten würden, ihm insgeheim beizukommen. Nunmehr suchten die Verschwornen unter ihren Bedienten einige entschlossene und zuverläßige Männer aus, welche sie, durch Versprechung einer angemessenen Belohnung, zur Ausführung des Königsmor-

des verpflichteten. In einem Lande, wo Meuchelmorde häufig sind und für etwas so gar großes und sträfliches nicht gehalten werden, sind sie auch so wohlfeilen Kaufs zu haben; und so konnte eine Belohnung von vierzig Moedors, oder etwa vierthalb hundert Thalern unsers Geldes, schon eine ungewöhnlich große, einem Königsmorde angemessene Belohnung seyn. Auch fehlte es unstreitig nicht an Versprechungen ganz anderer Vergütungen, wenn der Streich gelungen und das Regiment dadurch verändert worden wäre. Es wurden auch einige Personen erkauft, die hin und wieder ausprengen mußten, es wäre eine Weissagung vorhanden, daß der König nicht lange mehr leben, und der Monat September des Jahres ein tausend siebenhundert und acht und fünfzig der letzte seines Lebens seyn würde; ja diese Prophezeihungen wurden sogar in fremden Ländern verbreitet. Carvalho hörte auch davon, achtete aber nicht weiter darauf und dachte, die Prophezeihung werde schon selbst ihre Urheber zu Schanden machen. Er sah darinn nichts weiter als die Absicht, die Phantasie des Königs und des Pöbels aller Stände mit Schreckbildern zu erfüllen, und sie zu anderweitigen Insinuationen gegen ihn vorzubereiten.

6.

Mörderischer Anfall auf den König. Betragen des Ministers.

Der König wählte gewöhnlich die Stunden der Mitternacht, wenn er heimlich einer gefälligen Dame einen Besuch machen wollte. Von seiner Gemahlinn auf das eifersüchtigste beobachtet und seinem furchtsamen Charakter gemäß, wagte ers zu keiner andern

Zeit,

Zeit, seine wollüstigen Triebe zu befriedigen. Seit einigen Jahren stattete er diese geheimen Visiten nicht selten bei der schönen Donna Teresa von Tavora ab. Sein Vertrauter bei diesen Liebeshändeln war sein Kammerdiener Trixeira. Um dem geheimen Verdacht der Königinn und ihrer Kundschafter zu entgehen, gab der König geheime Arbeiten in einem Kabinet eines abgelegenen Flügels des Palastes Belem*) vor, in welchem er sich mit seinem Minister verschloß. Er überließ aber, wenn Arbeiten wirklich da waren, diese seinem Minister allein, oder wenn auch diese Geschäfte nur Vorwand waren, den Minister seiner eigenen Gesellschaft, und fuhr zur Marquise von Tavora, deren Landhaus nicht weit vom königl. Palast entfernt war. Um sich gegen allen Verdacht bei der Königinn zu sichern, welcher durch Geklatsche der Hofbedienten hätte entstehen können, bediente er sich nie einer Hofequipage, sondern gebrauchte zu diesen nächtlichen Besuchen entweder die Equipage des Trixeira, oder aber, (obgleich seltener) die des Ministers, bisweilen aber auch einen Miethwagen. Selbst die Kutscher, die ihn fuhren, wuß-

 ten

*) Der königliche Palast zu Belem war zuerst nur ein Zufluchtsort der königlichen Familie nach dem großen Erdbeben, wurde aber nachher ihr Wohnsitz oder beständige Residenz. Er besteht größtentheils aus einer, auf den ersten Anblick, unübersehlichen Menge kleiner Häuser, die alle nach und nach, ohne allen Plan und Ordnung, so wie die Bedürfnisse der Familie wuchsen, oder man glaubte ein neues Zimmer zu brauchen, hingebaut worden sind. Daß ein solches Gebäude, eine ohnehin zu Liebesabentheuern geneigte Nation beinahe als einen wahren Zufluchtsort betrachten, und daß darinn eine Geschichte, wie die hier folgende, ohne sich dem Anblick vieler Zeugen bloßzustellen, vorgehen konnte, bedarf keiner weitern Erklärung.

ten nicht, daß sie den König fuhren; aus dem Palaste kamen zwei in lange Mäntel (Capoti) verhüllte Leute, deren einer Trixeira war, welcher auch den Wagen an diese Stelle befehligt hatte.

Aus sichern Nachrichten hatten die Verschwornen erfahren, daß der König in der Nacht vom dritten auf den vierten September der schönen Donna Teresa einen Besuch machen werde, und diese Nacht bestimmten sie zur Befriedigung ihrer Rachsucht. Um ihren Zweck sicher zu erreichen, theilten sie sich in einige Rotten, und stellten zwischen dem Lustschloß Du Mezo und dem von Cirna verschiedene Posten aus. Sie hatten mit gehacktem Bley scharf geladene gezogene Röhre, und paßten hie und da dem Könige auf. Er ließ nicht lange auf sich warten; schon gegen eilf Uhr kam er in einer offenen Chaise mit zwei Mauleseln, von einem einzigen Kutscher und seinem Kammerdiener begleitet, incognito des Weges, wo die Verschwornen seiner harrten. Als er um die Ecke der Gebäude des Schlosses herumfuhr, trat der Herzog von Aveiro zuerst unter einem verfallenen Schwibbogen, wo er nebst zween Bedienten auf den König lauerte, hervor, und wollte auf den Kutscher Feuer geben. Allein das Gewehr versagte, und es brannte blos das Pulver von der Zündpfanne. In heftigem Unwillen stieß der Herzog den Karabinier auf die Erde, mit den Worten: „diene dem Teufel, denn wenn ich dich gebrauchen will, dienst du mir nicht.“

Sobald der Kutscher den Blitz gewahr wurde, schloß er auf einen gefährlichen Mordanschlag gegen den König. Eiligst kehrte er den Wag'n um, trieb die Maulthiere an, und jagte mit möglichster Geschwindigkeit nach der Residenz zurück, um der Nachstellung zu entgehen und den König in Sicherheit zu bringen. Wäre er geraden Weges nach Belem weiter

ter fortgefahren, so würde des Königs Tod fast unvermeidlich gewesen seyn, weil er dann auf den zweiten Posten gestossen wäre, wo die Verschwornen in ihren Hinterhalt auflauren ließen.

Aller Gefahr war der König indessen noch nicht entgangen. Als nemlich die beiden Bedienten, die eben so, wie ihr Anführer Aveiro, Masken vor dem Gesichte trugen, und schwarz gekleidet waren, das Umwenden des Wagens bemerkten, so sprengten sie demselben in vollem Gallop nach, und, da sie keine bequemere Stellung erreichen konnten, so lösten sie von hinten zu ihre beiden mit gehacktem Blei stark geladenen Karabiner auf den Wagen. Der König wurde durch die heftige Bewegung des Wagens auf die linke Seite geworfen, und daher geschah es wohl, daß der grobe Hagel, womit die Karabiner geladen waren, nur in die rechte Schulter und in den rechten Arm, in- und auswärts bis an den Ellbogen, und unter dem Arm, nur in das Fleisch gegangen war, ohne die edlern und zum Leben erforderlichen Theile zu verletzen. Der Schrecken hinderte den König nicht, die Ueberlegung anzustellen, daß die Fortsetzung der Reise nach dem Palast ihn von seinem vornehmsten Wundarzte, der zu Jonqueira wohnte, nur noch mehr entfernen würde. Er befahl dem Kutscher umzuwenden, und auf der Straße von Ajeda schnell nach des Wundarztes Hause zu fahren. Sobald er daselbst ankam, ließ er einen Priester holen, beichtete, dankte Gott für seine Errettung, ließ sich verbinden, und noch vor Tages Anbruch nach Belem bringen.

Kaum war der Morgen angebrochen, so gerieth ganz Lisabon wegen dieses Vorfalls in Bewegung. Oeffentlich sprach man auf der Börse davon, der König sey von den Tavora's geschossen worden, und die am Holz und Lederwerk beschädigte Chaise war

zu

zu Jonqueira zu sehen. Joseph, dem es unangenehm war, wenn das Publikum, wenn seine Gemahlinn, mit der Ursache seiner nächtlichen Besuche bekannt wurde, bemühte sich, von seinem Minister unterstützt, über den Vorfall den Mantel dunkler Unbestimmtheit auszubreiten, und die Erzählung der Umstände zu verwirren. Der Minister ahnete sogleich die Veranlassung und die Urheber des Angriffs, und faßte seinen Entschluß. Er ließ verbreiten, der König sey im Garten einige Stufen hinunter gefallen, und habe sich sehr beschädigt. Den Wundärzten hingegen, und allen, welche zu seiner Bedienung um ihn seyn mußten, wurde unter angedrohter Lebensstrafe verboten, die wahre Beschaffenheit der Sache irgend jemanden zu entdecken. Indessen versammelte sich das Volk vor dem Schlosse, und begehrte den König zu sehen. Er zeigte sich am Fenster; das Volk verlief sich, und alles blieb ruhig.

Der Marquis von Tavora war einer der ersten, der in das Schloß kam, um dem Könige sein Beileid zu bezeugen. Er findet den Minister ziemlich ruhig am Bette sitzen, zieht ihn ans Fenster, und giebt ihm seine Verwunderung über die Gleichgültigkeit seines Betragens zu erkennen. Der Minister erwiedert: „Sie kennen die Eifersucht der Königinn, sollen wir es bekannt werden lassen, daß der König bei einer nächtlichen Ausschweifung zu Schaden gekommen ist? Besser, wir sagen, er habe sich den Arm durch einen Fall beschädiget; mag er sich künftig in Acht nehmen!“ Der Herzog von Aveiro erbietet sich, an der Spitze der Reuterey die Mörder aufzusuchen. Carvalho aber beruhigt ihn, indem er ihm erdichtete Geheimnisse anvertraut. Indeß bleibt am Hofe alles still; man macht nicht die geringste Bewegung, jenen sonderbaren Vorfall genauer zu unter-

tersuchen. Der König hält sich einige Monate in seinem Zimmer, spricht niemanden und läßt niemanden sich nähern, als den Minister Carvalho und seinen Kammerdiener und Chirurgus. Selbst die Königinn wurde nur zuweilen in der Dunkelheit auf Augenblicke zugelassen. Es wurden allerlei Gerüchte in Umlauf gebracht, welche die Verschwornen sicher machen, und sie auf den Glauben bringen konnten, man wisse bei Hofe selbst nicht, was man von dem Vorfall denken solle.

Carvalho hatte aber schon seine Plane entworfen, und nahm insgeheim seine Maaßregeln, um das schröckliche Geheimniß zu enthüllen. Er wollte aber von den Mitschuldigen genau unterrichtet seyn, damit ihm keiner entwischen könnte. Die erste Spur erhielt er von einem Bedienten, der mit einem Mädchen, in dem Hause des Marquis von Tavora einen Liebeshandel unterhielt, und indem er im Garten des Palastes auf seine Geliebte wartet, einige der Verschwornen, die von ihrem fehlgeschlagenem Unternehmen zurückkommen, behorcht. Carvalho konnte sich leicht vorstellen, daß an einer solchen Unternehmnng nothwendig viele Personen Theil haben müßten, und diese würden auch wohl ihren auswärtigen Freunden davon Nachricht ertheilen. Daher erhielt denn der Kapitain eines nach Brasilien bestimmten Jachtschiffes, am Tage seiner Abreise, eine versiegelte Ordre, welche er erst am dritten Tage nach seiner Abfahrt erbrechen sollte. Es wurde ihm darinn befohlen, alle Passagiers zu durchsuchen, ihnen alle bei sich habende Papiere abzunehmen, und unverzüglich wieder nach Lisabon zurückzukehren. Er befolgte diesen Befehl, und der Minister fand sowohl unter diesen Papieren, als auch im Felleisen in einigen Briefen solche Nachrichten, welche ihm hinreichendes Licht verschafften.

Bald

Bald darauf erfuhr er auch noch, daß die Verschwornen einen neuen Mordanschlag auf das Leben des Königs gemacht hätten. Nun war die Gefahr höchst dringend, und es gehörte ein nicht gewöhnlicher Grad von Muth, Entschlossenheit, Klugheit und Geistesgegenwart dazu, ein wirksames Vertheidigungsmittel dagegen, vielleicht nur das einzige, welches Carvalho wirklich wählte, anzuwenden.

7.

Gefangennehmung der Verschwornen. Verurtheilung derselben.

Es waren indessen drei Monate verflossen, ohne daß jemand in Untersuchung gezogen worden wäre. Der König hatte eine sehr schmerzhafte Kur ausgestanden, die aber so glücklich für ihn ablief, daß der Arm vollkommen und ohne Lähmung wieder hergestellt wurde. Er begab sich nach seiner Wiederherstellung mit großer Feierlichkeit, im Gefolge des ganzen königlichen Hauses, unter dem lauten Jubel des Volks, nach der Hauptkirche, wo wegen seiner Errettung und Genesung ein solennes Dankopfer dargebracht wurde. Der Vorfall gerieth allmählich in Vergessenheit, und besonders wurden die Verschwornen selbst in völlige Sicherheit eingewiegt. Der Herzog von Aveiro hatte, durch die Verwendung des Ministers, Erlaubniß erhalten, sich auf eines seiner Lustschlösser, einige Meilen von Lisabon zu begeben. Ebenfalls durch seine Mitwirkung war dem Marquis von Tavora eine Kommenthurey ertheilt worden, um welche er sich vorher vergebens beworben hatte. Dem Minister schien jetzt nichts näher zu liegen, als die Vermählung seiner Tochter mit dem Grafen von Zampago,

payo, die in Kurzem vollzogen werden sollte. Daß gerade um diese Zeit eine ansehnliche Truppenverstärkung in Lisabon eintraf, erregte kein Aufsehen, weil die Sicherheit der Stadt allerdings eine kräftigere Policey, als sie hatte, zu bedürfen schien.

Die Hochzeit wurde am zwölften December wirklich vollzogen. Der König, der ganze Hof und die angesehensten Granden des Reichs waren dabei zugegen. Am Abend gab der König einen Ball für den Hof und hohen Adel zu Belem, und ein anderer wurde den Honoratioren der Hauptstadt gegeben. Jedermann überließ sich der Freude und dem Entzücken, welches durch alle Sinne in die Seele drang, ohne zu ahnden, wie schröcklich für Viele das Erwachen aus diesem Rausche seyn werde; so wie der Spatziergänger an einem heitern Sommertage das Gewitter nicht fürchtet, welches in der Nacht sein Eigenthum zerstören soll.

Kaum hatten sich die Hochzeitgäste nach Hause begeben, als in einer und derselben Stunde alle, welche zu den Familien von Aveiro und Tavora gehörten, sowohl in Lisabon als im ganzen Königreiche, nebst einigen andern Personen plötzlich überfallen und gefangen abgeführt wurden. Dasselbe Schicksal traf den Pater Malagrida und einige andere Jesuiten. Alle Kollegien, Klöster und Häuser, die dem Orden gehörten, wurden mit Soldaten besetzt, die niemand ohne besondere Erlaubniß und Paß ein und auslassen durften. Durch königliche Kommissarien wurden alle Bücher, Rechnungen, Briefe und andere Papiere der Väter versiegelt. Die Verhaftungen dauerten mehrere Tage fort; alle Verwandte der beiden Familien, selbst die weiblichen Geschlechts, wurden eingezogen und in engere oder weitere Verwahrung gesetzt. Der alte Tavora, den die zu seiner Gefan-

gen-

gennehmung bestimmte Soldatenabtheilung verfehlt hatte, glaubte sich noch so sicher, daß er nach Belem fuhr, und um eine Audienz bei dem Könige bat. Hier wurde er jedoch, nachdem ihn Carvalho selbst der Theilnahme an dem Mordplane geradezu beschuldiget hatte, verhaftet. Verschiedene Damen schloß man in Klöster ein. Sehr bedeutend war die vorzügliche Schonung, mit welcher man die schöne Donna Teresa behandelte. Man wies ihr zu ihrem Aufenthalte das Kloster das Santos an, wo sie vollkommene Freiheit genoß, und monatlich neunzig Dukaten erhielt. Um die Flucht von Personen, die in den Plan hätten eingeflochten seyn können, zu verhindern, wurde niemand über die Grenze gelassen, und mehrere Tage durfte kein Schiff, selbst kein Paketboot, absegeln. Jede Nacht brachte einer von den drei Staatssecretairen in der königlichen Wohnung zu.

In einem Manifeste des Königes, welches am Tage der Verhaftnehmung angeschlagen ward, wurde die Verschwörung gegen sein Leben bekannt gemacht. Alle, welche von dem abscheulichen Vorhaben nähere Entdeckungen machen könnten, wurden aufgefodert es zu thun, und sich von der Anzeige nicht einmal durch das engste Band der Blutsfreundschaft zwischen Ehegatten, Eltern und Kindern abhalten zu lassen. Ansehnliche Belohnungen wurden denen versprochen, die dergleichen Entdeckungen machen würden. Die Chaise, in welcher der König verwundet war, wurde öffentlich zur Schau ausgestellt, und dem herbeiströhmenden Volke wurden zwei große Oeffnungen in dem Rückleder derselben gezeigt, welche von ihm mit Schauder und Entsetzen betrachtet, und, als hinlänglich beglaubigend, für die seltsamsten und widersprechendsten Thatsachen angenommen wurden.

Von

Von allen Mitschuldigen entkam nur ein Bedienter des Herzogs von Aveiro, einer von den beiden, welche auf den König geschossen hatten. Man konnte, aller angewandten Mühe ohngeachtet, nichts mehr von ihm erfahren. Die übrigen wurden zu Belem in fürchterliche Kerker geworfen; der Herzog von Aveiro, der Marquis von Tavora und der Graf von Antigoua wurden an Hals und Füßen gefesselt. Man gab ihnen blos elende Decken, auf denen sie liegen mußten. Auch alle andere Gefängnisse steckten voll von Leuten, von welchen man noch nicht wußte, ob sie schuldig oder unschuldig waren.

Die gerichtliche Untersuchung des Verbrechens, an welchem die Verhafteten Theil genommen hatten, unterwarf Carvalho einer besondern Kommission, bei welcher er den Vorsitz führte. Den Secretair machte ein Mitglied von dem Rathe des Pallastes, dem höchsten Gerichtshofe in Portugal. Dieser und Carvalho waren diejenigen, welche die Verhafteten verhörten. Die Acten wurden, wie es in Kriminalprocessen vornehmer Personen gewönlich ist, der Durchsicht von drei Gerichtshöfen übergeben. Zur Unterstützung der Aussage von den Zeugen wurde die in Portugal gebräuchliche Folter angewendet. Der Herzog von Aveiro konnte bei dem Uebergewicht der Pein, welche ihm die Tortur verursachte, nichts als brüllen, und Geständnisse ablegen, die er nachher widerrief. Als aber der Marquis von Tavora gefoltert werden sollte, sprach er zu seinen Richtern: „Meine Herren, ich bin ein alter Mann, der einen Bruch und ein Asthma hat; der erste Zug würde mir das Leben kosten. Und warum soll ich mich martern lassen. Sobald ein Mann von meinem Charakter in Ketten geschmiedet und so unedel behandelt wird, so ist sein Urtheil schon gesprochen. Er muß verurtheilt werden,

wenn

wenn diejenigen ihres Lebens sicher seyn wollen, die ihn in diesen Zustand versetzt haben. Schreiben Sie daher auf, was ich bekennen soll; ich verweigere meine Unterschrift in keinem Stücke." Sein Sohn, Graf Joseph von Tavora, konnte dagegen auf keine Weise zu einem Geständnisse gebracht werden, so viel Martern man auch an ihm versuchte. Unter andern soll man ihn auf einem todten, in Verwesung gehenden Körper, Kopf gegen Kopf und Leib gegen Leib gebunden, einige Tage lang haben liegen lassen; allein es war umsonst. Man brachte seinen Vater zu ihm, der sich seinem Schicksal unterworfen und das Verlangte bekannt hatte, in der Hoffnung, er würde die Hartnäckigkeit seines Sohnes besiegen können. Der alte Marquis ermahnte seinen Sohn, sich in sein Schicksal zu ergeben, und sich unnöthige Martern zu ersparen; sein und der Seinigen Schicksal wäre unabänderlich entschieden, und hienge nicht von seinen Aussagen ab; er möchte daher bekennen, was man von ihm verlangte. Der Graf hatte sich von der Folterbank, auf der er eben lag, ein wenig aufgerichtet, als er seinen Vater erblickte. Sobald dieser zu reden aufgehört hatte, wandte er sich zu den Gerichtspersonen, mit den Worten, „Ich habe viel gelitten, das wissen Sie, meine Herren; was ich aber in diesem Augenblick empfinde, übertrifft alle bisherigen Leiden, indem ich sehen muß, daß mein armer alter Vater den Verstand verloren hat." Er warf sich auf die Folterbank zurück und rief: „Fangen Sie nur Ihre Martern wieder an; Sie können mich keine härtere empfinden lassen."

Schon am zwölften Januar des Jahres ein tausend siebenhundert und neun und fünfzig wurde die Untersuchung, nach einem nicht sehr förmlichen kurzen Verfahren, geendiget, und das Urtheil bekannt ge-

gemacht. In diesem wurde gemeldet: es sey durch das Geständniß des größten Theils der Beklagten, durch die Aussage verschiedener Augenzeugen, auch andere sich darauf beziehende Thatsachen, völlig erwiesen, daß der Herzog von Aveiro einen unversöhnlichen Haß auf den König geworfen habe, weil er nicht mehr den Einfluß am Hofe, wie unter der vorigen Regierung hätte behaupten können, und verschiedene seiner Entwürfe hintertrieben worden wären. Seine Wuth habe ihn verleitet, bei mehreren Personen aufrührische Gesinnungen zu erwecken. Zu dieser Absicht habe er sich auch mit den ihm ehemals verhaßten Jesuiten desto mehr innigst verbunden, weil sie wegen ihrer Empörungen gegen den König in Amerika, und wegen Verhetzungen fremder Höfe gegen ihn, gleichfalls vom Hofe verstossen worden wären. In seinen geheimen Zusammenkünften mit ihnen sey eine Veränderung der Regierung, und selbst der Tod des Königs, beschlossen worden; sie hätten auch die Marquisinn von Tavora in diese strafbare Verbindung gezogen; und von dieser Zeit an habe sie den Jesuiten Malagrida als einen Heiligen betrachtet; sie sey auch noch mit andern Jesuiten zusammengetreten, und diese hätten die schändliche Zusammenrottirung immer mehr verstärken helfen.

Das Urtheil selbst, welches bekannt gemacht wurde, war schröcklich, wiewohl nicht unerhört; jedoch scheint die besondere Rachsucht des Ministers gegen den hohen Adel ihn vorzüglich zu einer grausamen Exekution bestimmt zu haben, denn es ist wohl nicht zu leugnen, daß man sich hier und da mit Wahrscheinlichkeiten begnügte, wo ein ganz unpartheyischer Richter vollen Beweis gefodert haben würde. Es wurde bestimmt, daß der Herzog von Aveiro aller seiner Ehren und Würden verlustig erklärt,

sei-

seine Güter eingezogen, seine Paläste und Wohnungen niedergerissen, daß ihm selbst lebend Arme und Beine mit eisernen Keulen zerschlagen, und er dann aufs Rad gelegt werden sollte. Eben das sollte dem alten Marquis von Tavora widerfahren, und künftig niemand mehr diesen Namen führen. Die beiden Mörder Antonio Alvarez Ferreira und Joseph Policarpo von Azevedo sollten an einem Pfahl, der erste lebendig, der andere im Bildnisse verbrannt werden. Auf den Kopf des letztern war ein großes Blutgeld gesetzt und öffentlich ausgeboten. Den beiden Söhnen des Marquis, seinem Eidam und einigen andern Verschwornen sollten ebenfalls Arme und Beine, jedoch nachdem sie zuvor erwürgt worden, mit eisernen Keulen zerschlagen werden. Die Marquise von Tavora wurde zum Schwerdte verurtheilt.

Als der letztern die ihr gesprochene Sentenz eröffnet wurde, bemerkte die Gericht-person dabei: aus besonderer Gnade wolle ihr der König erlauben, sich an ihn zu wenden, und um Milderung des Urtheils zu bitten. Sie erwiederte aber mit heroischer Fassung: „Ich habe dem Könige nichts zu schreiben, und ihn um nichts zu bitten. Niemals hab' ich meinen Gatten verlassen. Als er nach Indien gieng, folgte ich ihm. Dieß kann dem Könige nicht unbekannt seyn, da es ihm gefallen hat, uns eine Strecke weit in die See zu begleiten, als wir dahin abgiengen. Es wäre schnöder Undank, wenn ich ihn den letzten Schritt allein thun ließe Nein, ich habe dem Könige nichts zu sagen." Da bald hernach ein paar Mönche zu ihr kamen, und sie ermahnten, die kurze Zeit, die sie noch zu leben hätte, auf Gebet und religöse Betrachtungen zu wenden, sprach sie zu ihnen: „Sie kommen zu frühe, meine Väter,

gehen Sie, bis ich Sie werde rufen lassen; ich muß zuvor einige andere Angelegenheiten berichtigen, ehe ich mich den Betrachtungen der künftigen Welt überlassen kann." Sie blieb nun mit ihrer Kammerfrau allein, gab ihr verschiedene Aufträge an einige Verwandte, und übertrug ihr die Besorgung einiger Angelegenheiten. Darauf nahm sie ihre Armbänder ab, die einzige Kostbarkeit, die man ihr gelassen hatte, und gab sie derselben zur Belohnung ihrer Dienste. Jetzt erst erlaubte sie den Mönchen, zu ihr zu kommen, und bereitete sich zu ihrem Tode. Am Morgen vor ihrer Hinrichtung ließ sie sich ihre Haare, wie gewönlich, zu recht machen, und als die Patres ihr dieß, als eine unzeitige Eitelkeit, verwiesen, sprach sie: „Widerspricht wohl die Religion dem Wohlstande. Wie könnt' ich in einem unanständigen Anzuge öffentlich erscheinen?" Sie foderte hierauf Thee, besann sich aber schnell anders, und verlangte ein wenig Kaffee. Auch dieß tadelten die Mönche, und meinten, sie sollte statt leiblicher, vielmehr geistliche Speise suchen; aber sie erwiederte: „Ich verlange nur, was ich gewohnt bin. Uebrigens bin ich überzeugt, daß mein künftiges Schicksals keineswegs von so gleichgültigen Dingen abhängen wird."

8.

Schauerliche Hinrichtung der Verschwornen.

Das Urtheil, welches über die Verschwornen ausgesprochen worden war, wurde am dreizehenten Januar des Jahres ein tausend siebenhundert und neun und fünfzig mit allem dem scheußlichen Pomp vollzogeu, wodurch man die Wirkungen der Strafen

zu

zu verstärken sucht. Schon am frühen Morgen erwartete eine zahllose Menge von Zuschauern, auf der Ebene von Belem, das grausamste Schauspiel. Am Ufer des Tago sah man ein achtzehn Fuß hohes viereckiges Gerüste im Angesichte eines der königlichen Schlösser, in welchem sich gerade der König aufhielt, und in welchem sich auch der ganze hohe Adel versammelt hatte. Es waren mehrere Teleskope an den Fenstern des Palastes angebracht, damit die zahlreichen Anwesenden alle Scenen des fürchterlichen Trauerspiels recht deutlich sehen könnten. Die Verurtheilten wurden in Tragsesseln herbeigebracht, und durch zwei Reihen Infanterie zum Schaffot getragen. Auch dieses war mit Militair zu Fuß und zu Pferd umgeben, um den Pöbel abzuhalten. Die bürgerlichen obrigkeitlichen Personen befanden sich zu Pferd zunächst an dem Blutgerüste.

Zuerst wurde die Marquisinn von Tavora auf dasselbe geführt. Nicht ohne Beschämung, aber doch mit ungemeiner Fassung, setzte sie sich den Blicken der zahllosen Menge aus, nahm ihr Schnupftuch aus dem Kleide, und gab es dem Scharfrichter: damit er ihr die Augen verbinde. Als dieß geschehen war, setzte sie sich auf dem Stuhle nieder, der mitten auf dem Schaffot für sie hingestellt war, und hielt ihre Arme gerade aus, damit sie gebunden werden könnten. Die standhafte Würde, mit der sie ihren Nacken dem Schwerdte des Scharfrichters darbot, bewies noch in dem letzten furchtbaren Momente die Kraft ihres Geistes. Ein einziger Hieb trennte ihren Kopf vom Leibe. Ihr Rumpf und Kopf wurde auf dem Boden des Schaffots niedergelegt, und mit einem leinenen Tuche zugedeckt.

Auf die Mutter folgte ihr jüngster Sohn, Joseph Maria von Tavora, ein schöner Jüngling von

ein

ein und zwanzig Jahren. Mitleid und Verzweiflung wütheten in seinem Busen, als er das blutige Haupt seiner Mutter erblickte; mit innigster Zärtlichkeit nahm er es in seine Arme und küßte es. Seine Klagen machten einen tiefen Eindruck auf das versammelte Volk, und rührten es bis zu Thränen. Er ward entkleidet, nackend auf einem Kreutze ausgespannt, und ein Rieme, der durch ein Brett gieng, das hinter dem Kreutze lag, wurde um seinen Hals gelegt, um ihn durch festes Aufwinden zu erdrosseln. Allein da die Maschine nicht tüchtig gemacht war, so schlug der erste Versuch fehl, und der Unglückliche mußte so lange vom Kreutze genommen werden, bis neue Zurüstungen gemacht waren. Dann wurde er wieder auf demselben befestiget, und von einem Henkersknechte mit dem Riemen erdrosselt, während ein anderer seine Glieder mit einer eisernen Keule durch achtzehn Stöße zerschmetterte. Als er unter fürchterlichen Quaalen sein Leben ausgehaucht hatte, wurde er ebenfalls mit einem Tuche bedeckt. Auf eben diese Art wurde sein älterer Bruder Don Ludwig, Gemahl der schönen Donna Teresa, und der Graf von Antouguia, sein Schwager; dann drei Diener des Herzogs von Aveiro, und ein Diener des Marquis von Tavora hingerichtet. Jetzt erst wurde der alte Marquis von Tavora selbst auf die Blutbühne geführt. Sobald er auf derselben erschien, kehrten die um das Gerüst gestellten Regimenter ihm den Rücken zu, zum Zeichen der an ihrem Chef erlebten Schande. Der Marquis sollte, ohne Erdroßlung, lebendig gerädert werden. Zuerst wurde ihm der rechte Arm und Schenkel mit einer eisernen Keule zerschlagen, dann wurden ihm zween Stöße auf die Brust gegeben, und nachher wurde ihm auch der linke Arm und Schenkel zerschmettert. Ohne einen

Laut von sich zu geben, erduldete er den schröcklichen Tod.

Der Anblick des Herzogs von Aveiro, den nun die Reihe traf, erfüllte die Zuschauer, die dem eben hingerichteten Greise ihr Mitleid nicht versagen konnten, mit neuem Schrecken. Mit entblößtem Haupte, in zerrissenem Nachtkleide, worinn er in das Gefängniß geführt war, wurde er auf das Blutgerüste geschleppt. Sein Stolz, der den Tod verachtete, ertrug die Schmach des Schimpfes nicht; seine Wuth ergoß sich in Schmähungen über die Mörder seiner Ehre und seines Lebens. Er verhauchte langsam sein Leben unter den grausamsten Martern.

Die ganze Scene wurde endlich mit einem neuen schröcklichen Schauspiele beschlossen. Alvarez, der Kammerdiener des Herzogs von Aveiro, der auf den König geschossen hatte, wurde an einem Pfahl, mitten auf dem Gerüste, angebunden, neben ihm das Bild des entflohenen Azevedo. Vor seinen Augen wurden alle Körper der Hingerichteten aufgedeckt, und er wurde bei einem jeden gefragt, wem er einst angehörte? Darauf wurde der unter dem Gerüste befindliche, mit Pech und Theer durchmischte, Holzstoß angezündet, der augenblicklich in Flammen gerieth. Der Herzog von Aveiro und der alte Marquis von Tavora holten noch Odem, und bewegten sich, als das Schaffot zu brennen anfieng. Alvarez schien fast eine Viertelstunde lang in den Flammen zu leben. Als die ganze Blutbühne, nebst allen Körpern darauf, völlig in Asche verwandelt worden war, wurde dieselbe von den Henkersknechten gesammelt und in das Meer geworfen, damit jedes Andenken an die Gebeine der Unglücklichen vertilgt würde. Alle Güter der so schröcklich hingerichteten Personen wurden hierauf, dem Urtheile gemäß, eingezogen, ihre Häuser und Paläste niedergerissen, geschleift, die Plätze derselben mit Sand bestreut, und auf denselben

ben Schandsäulen errichtet, ihre Kinder und Kindeskinder für infam erklärt, und bei Lebensstrafe verboten, daß niemand ihren Namen führen sollte. Der König verewigte die gegen ihn versuchte Ermordung durch Erbauung einer Kirche auf dem Platze, wo er geschossen worden war, mit der Aufschrift: Dem allmächtigen Gott hat wegen seiner Errettung von einer Anzahl, durch die verfluchte Konspiration der Jesuiten, aufgewiegelten Hochverräther, dieses Denkmal seiner Dankbarkeit gesetzt Joseph der Erste.

Carvalho wurde zur Belohnung seines Eifers, den er bei der Entdeckung der Verschwörung bewiesen hatte, zum Grafen von Oeyras erhoben, von einem Flecken an der Mündung des Tago, wo er schöne Gärten und Weinberge angelegt hatte. Von jetzt an erschien er nie anders öffentlich, als unter einer Bedeckung von Kavallerie. Sein Name war allen Ständen der Nation furchtbar geworden. Der Adel, der bisher immer noch mit so viel Stolz und Verachtung auf den Minister herabgesehen hatte, zitterte jetzt vor ihm, schwieg und entfernte sich auf seine Landsitze. Das Volk, das bisher gewohnt war, den Adel für unverletzlich zu halten, konnte sich kaum von seinem Erstaunen erholen, und schien von dem, was jenem widerfuhr, Folgerungen auf das zu machen, was ihm widerfahren könnte. Die ehrwürdigen Väter aus der Gesellschaft Jesu schauderten vor der frevelnden Kühnheit des Ministers; sprachen — wiewohl nur im Stillen — den Bannfluch über ihn aus, und bemühten sich, bei dem Volke wenigstens, die Genugthuung des Märtyrerthums zu erwerben. Es ahnete ihnen, was noch kommen könnte, und diese bange Erwartung benahm ihnen den Muth, gegen die ihnen gemachten Beschuldigungen laut zu werden. Der übrige Clerus, durch das

Beispiel der Jesuiten gewarnt, krümmte zuvorkommend seinen Nacken unter das Joch, welches der Minister ihm etwa für gut finden dürfte aufzulegen. So stand er, wie ein schreckendes Meteor, in seiner Allgewalt an dem Horizonte des Reichs. Alle Klassen von Einwohnern bebten bei seinem Anblicke oder dem Gedanken an ihn. Seine Allgewalt war zu einer Schreckensregierung geworden, deren Grenzen sein strenges und unstreitig auch rachsüchtiges und gereitztes Gemüth allein bestimmen dürfte.

9.

Vertreibung der Jesuiten aus allen portugisischen Ländern.

Als das Urtheil über die Verschwornen bereits vollzogen war, schmachteten die Jesuiten noch in grosser Zahl in den Gefängnissen, und erwarteten in banger Erwartung die Entscheidung ihres Schicksals. Zwar wurden nur drei Jesuiten und unter ihnen vorzüglich Malagrida, als eigentliche unmittelbare Theilnehmer an der Verschwörung gegen den König genannt, allein der ganze Orden wurde des Verbrechens für schuldig erklärt. Carvalho hatte sich durch seine bisherigen Erfahrungen überzeugt, daß der Thron nicht anders gesichert, und die Umbildung der Nation nicht eher gedeihen könnte, als bis der ganze furchtbare Orden aus den Grenzen des Reichs verbannt wäre. Kaum hatte er daher dem Adel durch die schauerliche Exekution seiner Häupter in Furcht und Schrecken gesetzt, so richtete er seine Streiche gegen die mächtige Korporation der Jesuiten. Zuerst wurden alle ihre Güter, nicht nur in Portugal, sondern auch in Ost- und Westindien konfiscirt, und an eben dem Tage, da die Verordnung darüber erschien, ließ der

Hof

Hof eine Schrift ausstreuen, welche „die gottlosen und aufrührischen Irthümer enthalten sollte, die von den Jesuiten sowohl den hingerichteten Verbrechern beigebracht worden wären, als die sie unter den übrigen Unterthanen zu verbreiten suchten.“ Zum Beweise derselben wurden darinn aus ihren Schriftstellern die bekannten Maximen von erlaubtem Königsmorde, von Zweideutigkeiten u. dgl. m. ausgezogen. Da der Hof diese Schrift auch an alle Bischöfe des Reichs schickte, so ließen dieselben sogenannte Hirtenbriefe ausgehen, in welchen sie die angegebenen Irthümer verdammten, und jedermann den Umgang mit den Jesuiten verboten.

Damit alles in der rechtlichen Ordnung gieng, mußte der Reichsfiskal den Pabst ersuchen, die Jesuiten dem Urtheil der portugisischen Tribunale zu überlassen, weil diese gottlosen Geistlichen an der Verschwörung gegen den König Theil genommen und sich des Hochverraths schuldig gemacht hätten, und weil sie das Verderben des Staats und den Untergang der Regierung unvermeidlich bewirken müßten, wenn man sie länger in ihrer sträflichen Wirksamkeit und in ihrem ärgerlichen Lebenswandel dulden wollte. Der König selbst fügte, auf Carvalho's Betrieb, diesem Bericht ein Schreiben an den Pabst bei, schilderte darinn die Jesuiten als Leute, die gar keiner Verbesserung fähig wären, meldete, daß er genöthiget sey, sie aus seinen Reichen zu verbannen, bat um den apostolischen Segen, wegen des Vergangenen, und drang für die Zukunft nicht ganz undeutlich auf die Aufhebung des ganzen Ordens.

Der damalige Pabst Clemens der Dreizehente, ein erklärter Freund der Jesuiten, sah mit großem Mißvergnügen die kühne Verfahrungsart eines Ministers gegen das päbstliche Ansehen und gegen die

Stützen

Stützer desselben, die Jesuiten. Noch mehr als Clemens selbst, war der ränkesüchtige Kardinal Torrigiani, der den heil. Vater gänzlich in seiner Gewalt hatte, dem Orden ergeben, und suchte sein Ansehen auf alle Art zu heben. Natürlich wurde daher, aus dem päbstlichen Kabinette, statt der verlangten Genehmigung, eine Vorstellung erlassen, welche vorläufig allen gewaltsamen Maaßregeln Einhalt thun sollte. Der Pabst wünschte nemlich in seiner Antwort an den König, daß die Schuldigen wenigstens nicht öffentlich bestraft werden möchten, zumal da nicht der ganze heilige Orden der Jesuiten an dem Verbrechen Theil genommen habe; eben so widerrieth er dem Könige, die frommen Väter aus seinen Ländern zu vertreiben, indem die angefangene Reformation derselben hinlänglich seyn werde, die unter ihnen eingeschlichenen Mißbräuche zu tilgen; am wenigsten aber möchte der König an einem geistlichen Verbrecher Blut vergießen.

So gemäßigt diese Erklärungen waren, so konnten sie doch in Carvalhos Entschließungen keine Aenderung bewirken, und daß der König selbst nicht nachgiebiger seyn möchte, dafür hatte der Minister gesorgt. Dem päbstlichen Nuncius in Lisabon war zwar befohlen worden, mit Uebergehung des Staatsministeriums, das Abmahnungsschreiben dem Könige selbst zu übergeben, und ihn um die eigenhändige Entsieglung zu ersuchen. Carvalho war aber zu wachsam, und erklärte dem Nuncius, daß er keine Audienz erhalten würde, wofern er die zu überreichenden Schriften nicht zuvor dem Ministerium zur Prüfung überschickte. Der Nuncius mußte sich also dazu bequemen; der König las die väterliche Ermahnung des Pabstes nicht, und der Minister nahm keine Rücksicht darauf. Ohne auf die wiederholten

Vor-

Vorstellungen des römischen Hofes zu achten, bereitete er mit plannmäßiger Behutsamkeit den entscheidenden Streich, den er dem Orden zu versetzen beschlossen hatte. Zuerst wurden den Jesuiten alle Schulen im portugisischen Gebiete genommen, und unter den Gründen dieses Verfahrens führte die königliche Verordnung besonders diese an, daß sie nicht allein eine für die wissenschaftliche Bildung unbrauchbare Lehrart hätten, sondern auch der Jugend schädliche Grundsätze einflößten. Anstatt ihrer wurden, mit Ausschluß aller Mönche, lauter Weltgeistliche zu Lehrern bestellt, und denselben eine verbesserte Methode vorgeschrieben. Endlich erfolgte die gänzliche Aufhebung des Jesuitenordens in allen portugisischen Ländern, durch ein königliches Edict vom dritten September des Jahres ein tausend siebenhundert und neun und fünfzig. Der König sagte darinn, alle seine Bemühungen seyen bisher vergeblich gewesen, die Religiosen der sogenannten Gesellschaft Jesu von ihrer strafbaren Unternehmung, sich ganz Brasiliens zu bemächtigen; sie von ihrer verderblichen Sucht nach weltlicher Regierung und Handelschaft zu befreien; sie hätten vielmehr ein Verbrechen auf das andere gehäuft, und ihn besonders bis jetzt überall in Europa verleumdet; er erkläre sie daher für offenbare Rebellen, Verräther und Feinde seiner Person und seines Reichs, die nunmehr als denaturalisirt, verwiesen und verbannt angesehen werden sollten, und verbiete allen seinen Unterthanen bei Todesstrafe, sie nicht aufzunehmen, noch einige Verbindung mit ihnen zu unterhalten. Doch erlaubte er denen unter ihnen, welche in seinem Reiche gebohren wären, und noch nicht feierliche Professe abgelegt hätten, wenn sie der Kardinalpatriarch von ihren einfachen Gelübden entbinden würde, in Portugal zu bleiben.

Die

Die Jesuiten erstarrten über die Kühnheit des Ministers, waren aber nichts weniger als geneigt zu dieser christlichen Unterwerfung. Vielmehr hofften sie, durch Beharrlichkeit seine Gewaltsmaaßregeln am sichersten zu entkräften. Daß er noch weiter gehen, und sogar Gewaltsmaaßregeln gegen sie gebrauchen werde, konnten sie sich — was sie auch bereits von ihm erfahren und gesehen hatten — doch immer noch nicht als möglich denken. Sie verweigerten daher dem Decrete die Folgsamkeit, indem sie die Autorität des Königs nicht anerkannten. Die Folge davon war, daß sie der Minister, durch militairische Gewalt, auf Schiffe bringen, und in verschiedenen Transporten nach dem Kirchenstaate abführen ließ. Zuerst wurden hundert und sieben und achtzig Väter dieser Gesellschaft, von Lisabon aus, nach dem päbstlichen Hafen Civita Vechia geführt. Von da fuhren sie zu Lande nach Rom, und wurden in verschiedenen Jesuiterklöstern untergebracht. Eine zweite Ausschiffung von Lisabon aus geschah bald darauf; sie sollten alle nach Rom gehen, und ihrem General überliefert werden. Ein anderes Schiff, das von Porto abgieng, führte ein hundert und sechs Jesuiten nach Civita Vechia, die von Coimbra nach Porto gebracht waren. Verschiedene, die in Gefängnissen zurückbehalten wurden, erhielten erst nach Jahre langen Leiden ihre Freiheit; andere tödtete der Kummer. Auch aus Paraguay und dem portugisischen Amerika kamen Schiffe in Portugal an, deren Ladung aus Jesuiten bestand, und die theils noch in Gefängnissen verwahrt, theils auch nach Italien geschafft wurden. Die Ausschiffung dauerte lange Zeit fort, indem beständig Schiffe aus Amerika und Westindien nach Portugal Jesuiten überbrachten, die von da nach Italien abgiengen. Ein

ähnliches

ähnliches Schicksal traf die Jesuiten der portugisischen Besitzungen in den übrigen Welttheilen. Ihre Güter wurden, wenn sie ehemals der Krone zugehört hatten, wieder mit derselben vereiniget, wenn sie aber mit frommen Stiftungen belegt waren, noch ferner zu denselben angewandt.

Auf diese Weise wurde das große und, wie es schien, gefahrvolle Unternehmen, dem Plane des Ministers gemäß, glücklich ausgeführt. Die Jesuiten hatten gehofft, auch insgeheim emsig genug daran gearbeitet, daß ihre Deportation einen Aufruhr erregen, und daß die Volksmasse zu ihrer Vertheidigung gegen den Minister aufstehen werde. Sie irrten sich auch hierinn: das Volk ergrief Erstaunen und Bestürzung, und die Furcht, mit welcher es bereits an die Allgewalt des Ministers zu denken gewöhnt war, wurde größer. Unter den höhern Ständen haßten ihn einige nur noch heftiger; andere beugten sich aber um so tiefer vor ihm.

Das Schicksal des gefangenen Jesuiten Malagrida nahte sich nun auch seiner Entscheidung. Als Rebell und Mitverschworner gegen das Leben des Königes verurtheilt, schützte ihn doch der Aberglaube des Volkes so sehr, daß es der Minister nicht wagte, ihn dem Arme der weltlichen Gerichte zu überliefern. Er stürzte ihn durch eben die Waffen des Fanatismus, die Malagrida vormals so treulos gegen ihn gebraucht hatte. Man fand Mittel, ihn, als einen im Glauben Verdächtigen, dem Inquisitionsgericht zu übergeben, und zu seinem Unglück schrieb er selbst in seiner Gefangenschaft zwey Bücher, in denen das heilige Gericht eine Menge Ketzereyen erblickte. Nachdem die Inquisition ihr Urtheil feierlich über ihn ausgesprochen hatte, bekannte er endlich, daß er die Welt betrogen habe, und bat wegen des gegebenen Aergernisses um Verzeihung.

Er wurde darauf von der Inquisition abgesetzt, seiner Orden entlassen, und der weltlichen Obrigkeit mit einem Gebiß und Muze und mit dem Zeddel eines Ketzers übergeben. Das Tribunal der Relation verurtheilte ihn, daß er an einem Stricke von dem Henker durch die öffentlichen Strassen der Stadt geführt, und erdrosselt werden sollte. Am Feste des heiligen Matthäus wurde in der Dominikanerkirche eine feierliche Glaubenshandlung (Auto da Fe') gehalten; und Malagrida erschien nebst vierzig andern von der Inquisition Verurtheilten, in der gewöhnlichen Kleidung des San Benito; worauf er von zween Benedictinern nach dem nahe gelegenen Platze Rozio begleitet, und daselbst mit dem Strange hingerichtet wurde. Nach der Hinrichtung wurde sein Körper verbrannt, und die Asche ins Wasser gestreut, damit kein Andenken von ihm auf der Erde übrig bleiben möchte. Dieses Urtheil wurde am vier und zwanzigsten September des Jahres ein tausend siebenhundert und ein und sechzig vollzogen.

Diese dreisten Schritte des portugisischen Hofes empörten und überraschten niemand mehr als den Pabst. Er sah die Grundpfeiler seines Thrones erschüttert, seine Rechte gekränkt, und sich zu einem mißlichen Kampfe aufgefordert. Es war ihm höchst beschwerlich, so viele Ordensleute zu unterhalten, die ihm Portugal in so vielen Schiffsladungen zugesandt hatte. Sein Innerstes ward verwundet, durch die Demüthigung eines Ordens, der dem heiligen Stuhle so viele Dienste geleistet hatte. Das Verfahren selbst und die Art desselben brachte ihn auf. Es war allen Begriffen von päbstlicher Hoheit zuwider, von welchen Clemens der Dreizehente recht so erfüllt war, als ob er sie aus dem Zeitalter Gregors des Siebenten geschöpft hätte. Er drohte deswegen mit Bann und Interdicten. Aber man wußte,

te, daß die Bannstrahlen ihre Kraft verloren hatten, und die Interdicte im achtzehenten Jahrhundert von keiner Kraft seyn konnten. Und Carvalho behauptete die Würde und das Ansehen der königlichen Gewalt gegen jede hierarchische Anmaßung mit einem Nachdrucke, der alle Versuche des Pabstes scheitern machte. Da er mehr von der List, als von der offenen Fehde des römischen Hofes zu fürchten hatte, so eilte er den Streit, der durch Breven und Kabinetsschreiben geführt wurde, durch eine harte Beleidigung zu unterbrechen.

Carvalho hatte dem Königreiche durch die Vermählung der Erbtochter des Königs, der Infantin Maria Franziska, mit ihrem Oheime Don Pedro einen wichtigen Dienst geleistet. Er hatte Portugal von der Furcht befreit, die Reichsgesetze verletzt, und einen verhaßten Spanier als Gemahl der künftigen Regentinn zu ehren; er hatte aber auch sich selber den Don Pedro zur Dankbarkeit verpflichtet. Indessen die Neuvermählten die Glückwünsche des Adels und der Gesandten annahmen, bezeugten die Einwohner von Lisabon drei Nächte hinter einander durch eine prächtige Erleuchtung ihre Freude. Nur der päbstliche Nuncius Acciajuoli hatte weder seinen Glückwunsch bei Hofe abgestattet, noch seinen Palast erleuchtet. Ja er schien recht besorgt zu seyn, seine Unzufriedenheit zu äußern, indem er in den drei Nächten der öffentlichen Erleuchtung sogar alle diejenigen Lichter auslöschen ließ, die man sonst gewönlich zur Nachtzeit in seinem Palaste brennen sah. Und zu einer Zeit des allgemeinen lauten Frohlockens, herrschte in der Gegend seiner Wohnung eine todte Stille.

Der Hof erklärte dieses Betragen für eine kränkende Beleidigung, die man nicht ungeahndet lassen dürfte. Kaum waren daher einige Tage vergangen, als der Nuncius an einem Sonntage Morgens, da

 er

er eben in die Messe fahren wollte, einen königlichen Kommissair und Gardeofficier in sein Zimmer treten sah, die ihm den Befehl überbrachten, ohne Verzug die Stadt und binnen vier Tagen das Land zu verlassen. Zugleich wurde ihm angezeigt, das Haus und der Garten seyen von Truppen besetzt, welche die Bestimmung hätten, ihn zu begleiten, um ihn gegen die Wuth des aufgebrachten Pöbels zu schützen.

Als der Nuncius sich einigermaßen von seinem ersten Schrecken erholt hatte, verlangte er Aufschub, um an den Staatssecretair zu schreiben und sich nähere Auskunft zu erbitten. Dieß wurde ihm abgeschlagen. Er verlangte nur so viel Zeit, um die Messe zu hören, aber auch dieß wurde ihm verweigert. Kaum gewann er die nöthige Zeit, sich reisefertig zu machen, und eine Protestation gegen dieses Verfahren einzureichen. Noch ehe zwei Stunden verflossen waren, setzte man über den Tago. Am entgegengesetzten Ufer befanden sich einige Wagen, welche den Nuncius und sein Gefolge, unter Begleitung von dreissig Dragonern, in Zeit von fünf Tagen nach der spanischen Grenze führten. Bald darauf wurden noch verschiedene mit dem Nuncius in Verbindung stehende Personen aus Portugal entfernt. Der portugisische Gesandte in Rom erhielt von seinem Hofe den Befehl, Seiner päbstlichen Heiligkeit die Veranlassung zu dem beobachteten Verhalten anzuzeigen, mit dem Zusatze, im Fall ihm die Audienz versagt oder diese Aussage übel aufgenommen würde, ebenfalls seinen Gesandtschaftsposten zu verlassen und sich nach Florenz zu begeben. Zugleich erhielt er Vollmacht, allen Portugisen, die sich in Rom aufhielten, in dem bestimmten Falle, denselben Befehl bekannt zu machen.

Es geschah, was man erwartet hatte. Der Pabst verweigerte die Audienz; der Botschafter schickte

sich

sich zur Abreise an, und die Portugisen, welche zum Theil zu Rom ansäßig waren oder Gewerbe trieben, erhielten, auf ihre dringende Vorstellungen, nur eine Frist von drei Monaten, zur Regulirung ihrer Angelegenheiten.

Der Pabst, der sich in der Person seines Nuncius beschimpft glaubte, brauchte nun auch weiter keine Mäßigung, und schoß den Bannstrahl. Aber die Zeiten waren vorbei, wo eine Bannbulle ein ganzes Volk gegen seinen Fürsten empören konnte. Er untersagte allen geistlichen und weltlichen Personen, sie mochten Portugisen oder Ausländer seyn, irgend einige Bullen, Dispensationen, Begünstigungen oder dergleichen bei dem römischen Hofe zu suchen, ohne Erlaubniß dazu vom Staatssecretair erhalten zu haben. Der Gerichtshof der Nunciatur wurde völlig aufgehoben, und aller Handel mit den päbstlichen Staaten verboten. Der Streit wurde von beiden Seiten mit wachsender Erbitterung fortgesetzt, und der Vortheil neigte sich sichtbar auf die Seite des Ministers, unter dessen Schutze die Unfehlbarkeit des Pabstes öffentlich angegriffen wurde. So sah Clemens einen Zweig seiner Macht nach dem andern dahin sinken, in einem Lande, wo seine Vorfahren unumschränkt geherrscht hatten. Portugal drang sogar, in Verbindung mit Spanien und Frankreich, darauf, daß der Orden der Jesuiten durch die nemlichen Hände vernichtet werden sollte, die ihm vor mehr als drittehalb hundert Jahren seine Existenz gegeben hatten. Allerdings ein schweres Opfer, zu welchem sich nicht leicht ein Pabst entschliessen konnte, den alle Umstände und die Begebenheiten von mehr als zwey Jahrhunderten an die wichtige Wahrheit erinnern mußten, daß ohne die Bemühungen der Jesuiten der römische Hof schon längst eine veränderte Gestalt erhalten hätte. Clemens der Dreizehente war so ganz von der vorgeblichen Heiligkeit

des

des Jesuiterordens bezaubert, daß er sich eher unter den Ruinen seines eigenen Stuhls vergraben, als seine Lieblinge aufopfern lassen wollte. Er weinte über die Verblendung der Könige, und fluchte über die Bosheit der Minister, die der armen, unschuldigen Societät Jesu so hart zusetzten. Aber weder Thränen noch Verfluchungen erweichten Könige und schreckten Minister. Man fuhr fort, eben so nachdrücklich als standhaft, die feierliche und allgemeine Aufhebung der Jesuiten zu fodern.

Clemens der Dreizehente gieng mit Gram und Kummer in die Ewigkeit, und hatte mit seiner Gewaltthätigkeit zwar nicht der Kirche, aber um so mehr dem römischen Hofe geschadet. Sein Nachfolger Clemens der Vierzehente suchte, was unter der vorigen Regierung verloren gieng, durch gefälliges Benehmen gegen die Höfe wieder zu gewinnen. Aber es war unmöglich, die laut gewordene Stimme jener Reformatoren zu ersticken, welche fast in allen katholischen Reichen unter dem Schutze der Landesobrigkeiten gröbere Mißbräuche aufdeckten. Endlich mußte er doch, nach vieljährigen fruchtlosen Unterhandlungen, die Jesuiten aufheben, und mit der Aufhebungsbulle sein eigenes Todesurtheil unterschreiben. Denn ein verzehrendes Gift machte das Jahr darauf (1774) dem Leben dieses großen Pabstes ein Ende.

IC.

Apologie der Jesuiten. Unschuld der Verschwornen. Carvalho's Tod.

Da das Unglück der Jesuiten von Portugal ausgegangen war, und da Carvalho ihrem mächtigen Orden den ersten tödtlichen Stoß versetzt hatte; so war es sehr natürlich, daß sie die ganze Administration dieses allgewaltigen Ministers mit den schwärzesten Farben mahlten. Besonders suchten sie allen Antheil an dem Königsmorde gänzlich abzulehnen, ja sie gaben sogar die ganze Verschwörung für eine Erfindung des gottlosen Ministers aus. Es gelang ihrer feinen Kombinationskunst, durch die Vermischung des Wahren und Falschen, die Erforschung der Wahrheit so zu erschweren, daß wenig neuere Begebenheiten in ihren Umständen so problematisch geworden sind, als die Verschwörung gegen den König von Portugal.

Es läßt sich nicht leugnen, daß der ganze Proceß nicht nach der strengsten Ordnung des Rechts geführt worden sey, daß man

bei

bei demselben sehr geeilt, meistentheils mit der Exekution den Anfang gemacht, und den Antheil der Jesuiten an dem Königsmorde nur zu einer hohen Wahrscheinlichkeit gebracht habe. Allein Carvalho glaubte, daß die Bekenntnisse der verschwornen Großen; so viele Spuren und Vermuthungen, auch die an den Jesuiten schon längst getadelten Grundsätze hinreichend wären, um sie in gleiche Beschuldigungen hinein zu ziehen. Sie hingegen und ihre Vertheidiger erklärten alles, was von einer Verschwörung wider das Leben des Königs verbreitet wurde, für eine Erdichtung, indem der mörderische Anfall nur — seinem Kammerdiener gegolten habe; und eben so entscheidend nannten sie die Theilnehmung der Jesuiten daran, eine der gröbsten Verleumdungen. Alle diese falschen Vorstellungen, behaupteten sie, rührten blos von der Bosheit, Habsucht, Herrschbegierde, Tyranney und Feindschaft des Ministers Carvalho her, der die Großen haßte, weil sie ihm verächtlich begegnet hatten, und die Jesuiten, weil sie seiner Herrschsucht im Wege stunden; weil er ihre Güter einzuziehen suchte, und außerdem von ketzerischen Gesinnungen angesteckt war.

So lange König Joseph lebte, behauptete sich Carvalho, der im Jahr eintausend siebenhundert und siebenzig zum Marquis von Pombal erhoben wurde, auf seinem Posten, und alle Insinuationeu des Adels und der Jesuiten blieben ohne Wirkung. Als aber der König im Jahr ein tausend sieben hundert nnd sieben und siebenzig starb, und seine Tochter Maria, die Nachfolgerinn ihres Vaters, ganz andern Grundsätzen folgte, sah sich Pombal nicht nur seines Einflusses beraubt, sondern auch seine lange angestrebten Zwecke und Unternehmungen zertrümmert. Viele Jesuiten kamen wieder zum Vorschein, die Namen der Stifter und Beförderer des Jesuiterordens, mußten wieder in die Kalender gesetzt werden, und der hohe Adel behauptete sich wieder in seinen ehemaligen Ansprüchen. Auf unmittelbaren Befehl der Königinn wurden alle von dem Minister eingekerkerte sogenannte Staatsverbrecher, zum Theil bereits seit Jahren vergessen, in Freiheit gesetzt. Der Anblick von achthundert Elenden, die aus den Gefängnissen, in welchen sie so lange begraben gewesen waren, hervorgiengen, gab ein Bild von der Auferstehung der Todten. Selbst die Lasterhaftesten behaupteten jetzt ihre Unschuld, und jeder hatte eine besondere Geschichte von den Grausamkeiten und Leiden, die er erduldet hatte, zu erzählen.

Unter denen von hohem Range, die jetzt wieder an das Tageslicht kamen, war ein Sohn des Marquis von Tavora, der in seinem fünften Jahre ins Gefängniß geworfen worden war. Da er seit dieser Zeit niemand als seinen Gefangenwärter, der ihn

sei-

seinen dürftigen Unterhalt brachte, und auch diesen nur zu bestimmten Stunden und auf kurze Zeit gesehen hatte, so erregte sein Anblick das tiefste Mitleiden. Er war beinahe ohne Sprache und ohne Gedanken, ohne alle Kenntniß seines Standes. Auch der alte Bischof von Coimbra, der während der Jesuitenverfolgung, wegen einer schwärmerischen Schrift, in der er den Minister einen Ketzer und Usurpator schalt, in Kerker geworfen worden war, gewährte dem Volk und dem Hofe ein erschütterndes Schauspiel. Halb nackend und nur mit Lumpen bekleidet ward er aus seinem Gefängnisse hervorgezogen. Was er von der Härte seiner Gefangenschaft erzählte, daß er beständig auf bloßen Brettern habe liegen müßen, daß er ohne die Barmherzigkeit des Kerkermeisters Hungers gestorben wäre u. dgl. m. erregte die allgemeinste Theilnahme und Abscheu gegen seinen Verfolger. Von der unglücklichen Familie Tavora waren noch der Marquis von Alorna, ein Tochtermann des hingerichteten Marquis von Tavora, und drei Brüder des letztern übrig, die, weil der Name Tavora vertilgt seyn sollte, den Namen Lorrena führten. Sie wurden in ihre vorigen Ehrenstellen und Rechte wieder eingesetzt und für unschuldig erklärt. Mehrere Andere, die ihre Aemter verloren und das Ungemach der Gefangenschaft erduldet hatten, wurden, nach öffentlicher Erklärung ihrer Unschuld, in ihre Aemter bei Hofe oder bei der Armee wieder eingesetzt. Im Gegentheil verloren die Anhänger des Ministers ihre Aemter, oder fielen in Ungnade.

Die Königinn ließ im Jahr ein tausend siebenhundert und ein und achtzig alle wegen des versuchten Königsmordes Angeklagte öffentlich für unschuldig erklären. Es erschien aber keine einzige gerichtliche Urkunde, die wider den Minister gezeugt hätte. Der königliche Sachwalter that gegen die Unschulderklärung einen so nachdrücklichen Einspruch, und stellte für das erste Urtheil so viele Gründe auf, daß man es für nöthig fand, eine Zeit von beinahe sechs Jahren hindurch nichts weiter in dieser Sache vorzunehmen. Aber auch diese Zeit ist verflossen, ohne daß weiter etwas geschehen wäre. Vergebens suchten die Feinde des Ministers, ihn auf das Blutgerüste zu bringen. Zurückgezogen in den Flecken Pombal, beschäftigte er sich mit Lesen und guten Werken, und starb im May des Jahres ein tausend sieben hundert zwei und achtzig als ein Greis von drei und achtzig Jahren. „Für meine Vergehungen als Mensch, sprach der Sterbende zu den umstehenden Freunden und Bischöfen, bitte ich Gott um Verzeihung; aber nicht so für diejenigen, die ich als Minister begieng, denn das Beste des Königs war stets mein Zweck, und ich habe wohl aus Mangel an Einsicht gefehlt, aber nie aus bösem Willen.“

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Baur, Samuel,

Gemählde der merkwürdigsten Revolutionen, Empörungen, Verschwörungen, wichtiger Staatsveränderungen und Kriegsscenen, auch anderer interessanter Auftritte aus der Geschichte der berühmtesten Nationen zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung dargestellt
Bd.: 9

Ulm 1818

H.un. 21 m-9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10031029-2